



246,

Biblioteka Politechniki Krakowskiej



100000294726

W. B.  
318



HANDBUCH

DER

DEUTSCHEN ALTERTHUMSKUNDE.

ÜBERSICHT

DER DENKMALE UND GRÄBERFUNDE

FRÜHGESCHICHTLICHER UND VORGESCHICHT-  
LICHER ZEIT.

---

---

Holzstiche  
aus dem xylographischen Atelier  
von Friedrich Vieweg und Sohn  
in Braunschweig.

---

P a p i e r  
aus der mechanischen Papier-Fabrik  
der Gebrüder Vieweg zu Wendhausen  
bei Braunschweig.

---

# HANDBUCH

DER

# DEUTSCHEN ALTERTHUMSKUNDE.

ÜBERSICHT

DER DENKMALE UND GRÄBERFUNDE

FRÜHGESCHICHTLICHER UND VORGESCHICHT-  
LICHER ZEIT.

VON

L. LINDENSCHMIT.

*DC II 14*

IN DREI THEILEN.

~~*Germ. 8 150.*~~

ERSTER THEIL.

DIE ALTERTHÜMER DER MEROVINGISCHEN ZEIT.

MIT ZAHLREICHEN IN DEN TEXT EINGEDRUCKTEN HOLZSTICHEN.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN.

1880.



HANDBUCH

1880

DEUTSCHEN ALTERNATIVENSKUNDE

ÜBERSICHT

DIE BRICKMAKEREI UND GRABERUNDE

IN DER BRICKMAKEREI UND GRABERUNDE  
DIE BRICKMAKEREI UND GRABERUNDE

Alle Rechte vorbehalten.

*Handwritten notes:*  
DCE  
Kraus 1880



II 5274

DIE ALTERNATIVENSKUNDE DER BRICKMAKEREI UND GRABERUNDE

ALLE RECHTE SIND VORBEHALTEN

BRICKMAKEREI

BRICKMAKEREI UND GRABERUNDE

1880

Akt. Nr.

4739 50

## V O R W O R T.

---

Die Herausgabe vorliegenden Werkes, das in drei Theilen die merovingische, die römisch-germanische und die vorgeschichtliche Zeit umfassen soll, hat insofern eine Aenderung erfahren müssen, dass das Ganze jetzt in Lieferungen von 18 bis 20 Bogen erscheinen wird.

In Folge dieser Maassnahme sehe ich mich veranlasst, noch vor der vollständigen Ausgabe des ersten Bandes sofort hier schon eine Erklärung voranzuschicken über die Anlage des Werkes und die Gründe, welche für die Unternehmung überhaupt, wie für die Beschränkung auf einen Theil des immensen Stoffs und die Anordnung desselben bestimmend waren.

Das Studium der deutschen Alterthumskunde in der umfassenden Bedeutung, wie sie durch die unvergleichliche Wirksamkeit Jac. Grimm's erst erkennbar wurde, und zuletzt von Müllenhoff in dem Vorworte seines Werkes mit Klarheit und Schärfe bezeichnet ist, hat durch die Betheiligung unserer ersten Forscher eine so vielseitige Förderung erfahren, dass wohl die Annahme gerechtfertigt erscheint, es bedürfe nur einer berufenen und geweihten Hand für eine Zusammenfassung der Ergebnisse einer so reichen wissenschaftlichen Thätigkeit, für ihre übersichtliche Darstellung zur Freude und erhebenden Belehrung unseres Volkes.

Allein in der Fülle alles dessen, was die hervorragenden Vertreter der germanistischen Studien über die Geschichte und Sprache, den Volksglauben und die Dichtung, die Sitte und das Recht, die Cultur und Verfassung unseres Alterthums, aus den Schätzen der schriftlichen Ueberlieferung, wie aus den unscheinbaren Resten unvertilgbarer Tradition zu gewinnen wussten, bleibt immer noch eine Lücke erkennbar, und eine unerlässliche Richtung der Forschung von den Führern der Wissenschaft seither gemieden oder doch nur vereinzelt berührt. Es fehlen noch die sorgfältig erhobenen Ergebnisse einer Untersuchung der unmittelbaren Hinterlassenschaft der Vorzeit, einer unbefangenen Erkundung der in den Gräbern niedergelegten Zeugnisse der äusseren Lebenserscheinung, einer übersichtlichen Zusammenstellung aller jener in den Geräthen und Gefässen, in dem Schmuck und den Waffen erkennbaren Aeusserungen der technischen Befähigung und ursprünglichen Geschmacksanlage, aus welchen allein ein Urtheil über das Verhältniss der selbstständigen Entwicklung zu den Einwirkungen von Aussen her sich ergeben, und eine dunkle Seite der vorzeitlichen Bildungszustände Licht und Gestalt gewinnen kann.

Nicht dass die Bedeutung dieser Aufgabe vollkommen verkannt und ihre Lösung unversucht geblieben wäre, allein abgesehen von veralteten, in Stoff und Behandlung beschränkten Leistungen, und den zahlreichen, dem leeren Schematismus der Stein-, Erz- und Eisenperiode folgenden Leitfäden, musste selbst die ausgezeichnete Schrift Weinholt's über die heidnische Todtenbestattung ohne aufschlussgebenden Erfolg bleiben, da der hochverdiente Verfasser nicht den maassgebenden Theil des monumentalen Stoffs zur Grundlage seiner Darstellung wählte, und die

Hauptarten des vielgestalteten Grabbaues von überaus langdauerndem Gebrauch, an und für sich keinen durchgehend sicheren Anhalt für ihre zeitliche Bestimmung gewähren, welche sie nur aus einer Prüfung ihres Inhaltes, der Grabesbeigaben erhalten können.

Seit allzulange schon ist ein weiterer Versuch der Orientirung in der Fülle der neugewonnenen Thatsachen versäumt worden, und es erscheint an der Zeit, die gesicherten Resultate der Forschung hervorzuheben und ihre weiteren Consequenzen anzudeuten, wie auch in Hinsicht der noch schwebenden Fragen die gegensätzlichen Ansichten klarzustellen.

Die Absicht, mit vorliegender Schrift eine erneute und vielseitige Betheiligung an dieser wichtigen Aufgabe anzuregen, darf demnach, wie ich glaube, eine wohlwollende Aufnahme erwarten, und ebenso hoffe ich auch darin Zustimmung zu finden, dass ich für den Weg meiner Darstellung eine andere, als die bisherige Richtung wähle und meinen Ausgang nehme von dem festen, historischen Boden, von den sicher bestimmbarren Denkmälern der letzten heidnischen und ersten christlichen Zeit.

Es widerstrebte mir, mit der Betrachtung der urzuständlichen Verhältnisse der frühesten Bewohner unseres Landes zu beginnen, auf Grund der neueren, noch nicht genügend abgeklärten Untersuchungen über die höhlenbewohnenden Zeitgenossen des Mammut und Rens, ganz abgesehen davon, dass dieses Gebiet der Forschung zum grossen Theil anderen wissenschaftlichen Disciplinen überlassen bleiben muss.

Die Erscheinungen, welche hier zu Tage treten, und vollkommen gleichartigen Charakters bei allen Völkern beobachtet werden, sind für die deutsche Alterthumskunde

vorwiegend nur deshalb von Bedeutung, weil sie auf unserem Boden eine längere Dauer zeigen, als in den übrigen, dem Einflusse der alten Culturwelt zugänglicheren Ländern, und noch theilweise hereinragen in jene späteren Perioden, zu welchen die antiquarische Forschung mit ihren eigenen Mitteln schon einiges Licht von dem helleren, historischen Grenzgebiete hinüberzuleiten vermag.

Ist damit immerhin der einzuschlagende Weg zur Erkundung jener fernsten Frühzeit angedeutet, so bleibt doch, bei der Unvollständigkeit und ungleichen Sicherheit der Beobachtungen bis jetzt die Gefahr kaum zu vermeiden, dass der Ausgang von diesem dunklen Zeitraume her sofort auch zu einem Irrgange werde.

Erfolgreicher erschien es als Grundlage der Betrachtung, die Denkmale der ersten geschichtlichen Zeit zu wählen, für welche in den römischen Nachrichten eine so unschätzbare Quelle der Erkenntniss unserer altnationalen Zustände erhalten blieb. Damit aber hätte die zeitliche Reihenfolge der Erscheinungen eine Unterbrechung erfahren und eine zwiefach getheilte Richtung eintreten müssen, einerseits nach einer Verbindung mit der vorhistorischen Zeit, andererseits mit der späteren, welche der Bewältigung der römischen Herrschaft folgte. Solchen Schwierigkeiten gegenüber bot dagegen diese letztere nur wenige Jahrhunderte umfassende Periode in jeder Hinsicht den günstigsten Ausgangspunkt, schon in Berücksichtigung eines ungehemmten Fortganges der Darstellung, wenn auch mit rückläufiger Wendung. Ausschlaggebend aber bei der Entscheidung für diese Zeit war jedoch die hohe Bedeutung, welche sie durch unsere ältesten einheimischen Ueberlieferungen erhält, die, wenn auch nicht in unmittelbarem Anschlusse an die römischen Berichte, doch allem

Wesentlichen nach einen fortdauernden Zusammenhang in Gehalt und Gestaltung der Verhältnisse mit jenen der früheren Zeit erkennen lassen.

Nach den langewährenden Kriegen und den grossen Umwälzungen des fünften Jahrhunderts findet sich zu den Zeiten der ersten fränkischen Könige das deutsche Volksleben nach allen von den Römern beobachteten Richtungen noch innerhalb der Grundzüge der altgermanischen Anlage. In allen Ueberlieferungen dieser Zeit, in den Rechtsbräuchen, ja in den Zügen der Geschichte begegnet uns noch die ausgesprochenste Eigenart; der alte Götterglaube, kaum äusserlich bedrängt, zeigt überall noch das Walten seiner tiefbegründeten Macht, und die Ueberreste einer grossartigen Dichtung geben noch den vollen Klang hochalterthümlicher Weise. Dazu bieten jetzt die Gräberfunde mit ihren Waffen und Geräthen ergänzend die äussere Gestaltung, so dass wir hier an dem Scheidepunkte, bei welchem die heidnische Vorwelt einer neuen Gesittung zu weichen beginnt, ein Gesamtbild dieser fernen, einst so lebensvollen Vergangenheit gewinnen, welche gleich einem Helden ihrer Tage auf dem wohlbewahrten Schilde nationaler Ehre und Freiheit in ihrem Grabhügel ruht.

Wie aber die Veränderung jener alten Zustände mit der Bewältigung des Heidenthums sich nur in einer so langsam durchdringenden Umbildung vollziehen konnte, dass die Wurzeln des alten Götterglaubens heute noch erkennbare Ausschläge zeigen, so verbürgt diese Lebensdauer unseres ganzen Volkswesens auch ein ebenso langsames Keimen und Sprossen, einen Anwuchs aus einer unmessbaren Vorzeit her. Sie deutet auf den Hintergrund einer Vorgeschichte von grossartigster zeitlicher Ausdeh-

nung, und eine langdauernde Erhebung von der niedersten Stufe primitiver Zustände.

Einen Ausblick in jene Frühzeit habe ich in der Einleitung dieser Schrift von einem anderen Standpunkte aus zu gewinnen versucht, als von jener für einzig aufschlussgebend betrachteten Annahme, einer Herwanderung aller urverwandten Stämme unseres Welttheils aus dem fernen, in Körperbildung und Sinnesart seiner Völker so fremdartigen Asien. Ich habe es gewagt, die Ueberzeugung auszusprechen, dass die Art und Dauer der Entwicklung der mitteleuropäischen Stämme eher aus einer Neigung zum Beharren auf ihrem, seitdem durch Jahrtausende festgehaltenen Heimathsboden, als aus einem instinktiven Wandertriebe zu erklären ist. Ich habe darauf hingewiesen, dass die grossen Völkerbewegungen des höchsten Alterthums nicht eine ausschliessliche Richtung nach Westen zeigen, sondern als die zeitweise Wirkung von Ebbe und Fluth eines Kampfes verschiedenartiger, körperlich und geistig gegensätzlich angelegter Völkergeschlechter aufgefasst werden können, und dass, abgesehen von diesen allerdings fernliegenden Fragen, jedenfalls aber der Ausgang der Cultur in keiner Weise mit dem vermeintlichen Ausgange der Völker als zusammentreffend zu betrachten ist.

Der Ausdruck dieser Ansicht ist zunächst durch die Ueberzeugung von der ungenügenden, nur einseitig möglichen Begründung der asiatischen Einwanderung, aber auch durch die Thatsache veranlasst, dass sich eine immer nachhaltigere Einsprache gegen diese vorwaltend linguistische Auffassung der Urgeschichte aus anderen und den verschiedensten Forschungskreisen zu erheben beginnt. Ob in dieser Richtung sobald schon irgend welche, wenn auch nur bedingte Zustimmung oder vielmehr jetzt noch die

schärfste Ablehnung zu erwarten steht, war für mich von weitaus geringerer Bedeutung, als die Anregung einer erneuten Erörterung dieser Fragen und einer tieferen Begründung der verschiedenen Auffassungen auch von anthropologischer und archäologischer Seite her, möge nun das Ergebniss für oder gegen meine Ansicht entscheiden, welche ja nur mit dem äussersten Grenzgebiete der Aufgabe dieser Schrift in Beziehung tritt.

Bei der Erkundung des grossen Raumes, der sich von der historischen nach der Urzeit hin erstreckt, gilt es für die antiquarische Forschung, Schritt für Schritt den Pfad zu sichern, überall nach greifbarem Halt suchend, Stelle auf Stelle nach den verlässigen Merkmalen vorzeitlicher Ueberreste kennzeichnend, die gewaltigen Grabbauten so gut, als die unscheinbarsten Werke der Menschenhand beachtend, den Zusammenhang der Erscheinungen zu erfassen, um, soweit es vergönnt ist, die Nachweise über den Bildungsgang des Volkes zu gewinnen, und die Art, wie derselbe von Boden und Klima bedingt, sich unter bald schwächerer, bald stärkerer Einwirkung der alten Culturwelt gestalten musste.

Die Aussicht auf ergiebige Erfolge ist für dieses, jede Ueberstürzung meidende Vorgehen um so gewisser, als hier die Hypothese, auf die Erklärung der sicher erkundeten Thatsachen beschränkt, ihr Correctiv in den lichtgebenden Erfahrungssätzen der Culturgeschichte findet. Diese aber bietet in dem Bereiche ihres jetzt so ausgedehnten, zeitlichen Gebietes eine so zusammenhängende Folge von Bildungsstufen zum Theil heute noch zu beobachtender Zustände, mehr oder weniger vorgeschrittener Völker, dass sie die allgemeinen Gesetze der Entwicklung nach ihrem Wesen und ihrer Permanenz durch alle Zeiten und alle

Verschiedenheiten äusserer Verhältnisse erkennbar zeigt und durch ihren Reichthum an Analogien aller Art jede phantastische Combination und willkürliche Erklärung alterthümlicher Funde unmöglich macht.

In dieser Ueberzeugung und nach dieser Richtung war ich bestrebt, das Meinige zur Bewältigung dieser grossen Aufgabe beizutragen.

Mainz, im April 1880.

L. Lindenschmit.

## EINLEITUNG.

---

Keiner früheren Zeit wie der unserigen ward ein so tiefer weit umfassender Ausblick in die entlegenste Vorzeit vergönnt. In den Höhlen der Berge, in der Tiefe der Seen sind die Reste der ältesten Ansiedelungen aufgefunden, aus den vielartigsten Gräberbauten werden die Körper, Waffen und Geräthe der frühesten Bewohner unseres Landes erhoben. Meist nur durch Fügung des Zufalles erschliessen sich die Behausungen jener uralten Todten, jene in Torf und Moor, in Erde und Wasser geborgenen Zeugen der Vorwelt. Den Schätzen der Sage gleich scheinen sie nach Erfüllung der Zeiten ihres Bannes plötzlich emporgerückt und gehoben wie durch die Anziehungskraft der vaterländischen Forschung, so dass ihre Erscheinung überraschend und anziehend zugleich das Gemüth bewegt und den Geist zu ernster Betrachtung erhebt.

Diese unmittelbare Berührung mit einer fern abliegenden Vorzeit erinnert auf ergreifende Weise an den Zusammenhang unserer Gegenwart mit der mehrtausendjährigen Geschichte eines grossen Volkes. Sie lenkt unseren Blick auf den Ausgangspunkt seiner Laufbahn, und weckt das Verlangen nach tieferem Eindringen in die frühesten Zustände desselben, deren Kenntniss für die Beurtheilung seiner späteren Entwicklung von grösster Wichtigkeit ist.

Die Begründung und Erklärung der Geschichte eines Volkes muss auf seine ersten Lebensverhältnisse zurückgehen, um die Bildung seiner bestimmten Eigenart zu erkennen, deren Grundlage dort in einfachen, offen liegenden Zügen zu finden ist. Diese ursprüngliche, eigenthüm-

liche Anlage des Volkes und zugleich der Charakter seiner Umgebung, die Abgeschlossenheit oder Zugänglichkeit des Landes für fremde Einwirkung sind es, welche den Grad der Selbständigkeit, den rascheren oder langsameren Fortgang seiner Bildung bedingen. Sie allein erklären die Verschiedenheit und den geschichtlichen Verlauf der Entwicklung der einzelnen Völker unseres Welttheils; das rasche Emporblühen jener, welchen in empfänglicher Jugendzeit die ganze Summe älterer Cultur durch Colonien zugebracht wurde, und andererseits den mühsam emporsteigenden Bildungsgang jener, welche in weiterer Ferne von den Centralpunkten der alten Cultur auf selbsteigene langdauernde Anstrengung hingewiesen blieben.

Dass unser Volk zu den letzteren zählt, ergibt schon die Lage seines Landes in der Mitte des Welttheils, welche von Asien durch weite Ferne getrennt und vom Süden her nur über die höchsten Gebirge zugänglich ist.

Der mächtig wirkende Verkehr mit den ältesten Staaten der Welt, welchem die Völker der Mittelmeerküste ihre rasche Entwicklung zu verdanken hatten, konnte über die Alpen hinaus und die Donau herauf nur einen sehr mittelbaren, langsamen und beschränkten Einfluss äussern.

Lange nach der Blüthe Griechenlands, mehr als ein halbes Jahrtausend nach der Gründung Roms, begegnen wir beim Auftreten der Kimbern und Teutonen jenem immensen Bildungsabstand der Völker diesseits und jenseits der Alpen, welcher früher schon Griechen und Römern bei den nach Italien vorgedrungenen keltischen Völkern entgegnetrat, seitdem aber bei diesen Vieles von der ursprünglichen Schärfe seiner äusseren Kundgebung verloren hatte.

Allein diese in der Mitte des Welttheils länger erhaltenen Lebens- und Bildungsverhältnisse, welche einen so auffälligen Gegensatz zu jenen des Südens boten, erscheinen keineswegs etwa als die eines wilden, unstäten Volkes ohne Sitze und Sitte, ohne Glauben und Recht, sondern immer schon als Ergebniss einer bereits gewonnenen Erhebung über eine Reihe vorausgegangener tieferer Culturzustände, welche in einzelnen Zügen noch zwei Jahrhunderte später römischer Beobachtung erkennbar blieben. Schon vor den Entdeckungen der letzten drei Decennien der Gegenwart, welche einen tieferen Einblick in jene fernliegende Vorwelt eröffneten, hatte die Wissenschaft aus den Verhältnissen der ersten historischen Zeit die Bedeutung und die grossartige zeitliche Ausdehnung des vorhistorischen Gebietes der mitteleuropäischen Völkergeschichte erkannt. Selbst ohne die bestimmten und ein-

gehenden Ueberlieferungen der Römer müssen die Verhältnisse der deutschen Stämme jener Zeiten, schon dem ganzen Charakter der Ereignisse nach, bereits weit über die Zustände unbeholfener Kindheit vorgeschritten erscheinen. Die sichere Haltung, die Festigkeit des Widerstandes, welchen die vereinzelt durch keinen engeren Staatsverband geeinigten Völker zeigten, kann um so mehr als das Ergebniss einer gereiften inneren Entwicklung betrachtet werden, je grösser das Missverhältniss der äusseren Mittel war, mit welchen dem Angriffe des Weltreichs und seiner ganzen Machtentfaltung begegnet werden konnte.

Erklärend erschien deshalb der Gedanke, dass die harte Probe dieser Kämpfe nicht wohl die erste und einzige sein möchte, welche die deutschen Stämme bis dahin im Verlaufe ihrer Geschichte zu bestehen hatten, dass eine durch Jahrtausende vorausgehende Folge ihrer Bewegungen in Kämpfen und Siegen, in Weichen und Wandern, verhüllt durch den Wechsel der Völkernamen in der älteren Historie, verzeichnet sei. Erscheint ja doch der Name der Deutschen erst zu einer Zeit, vor welcher lange schon die Geschichte einzelne Stämme unseres Volkes genannt und später mit dem gemeinsamen Namen Germanen bezeichnet hatte, welcher den Nachrichten der Römer gemäss nichts weniger als von hohem Alter, vielmehr nicht lange vor der Zeit ihrer näheren Kenntniss der deutschen Völker aufgekommen war. Höher hinauf finden wir dieselben Stämme unter dem Namen der Kelten, welcher alle Völker von der Iberischen Halbinsel bis an das Land der Skythen hin vereinigt, und weiterhin in immer mehr verdunkelten Beziehungen zu den Lygiern und den Thrakern, die bis zu den Quellen der Donau hinaufreichen, zu den Geten und Kimmeriern, ja bis zu den Massageten, Dahern und Saken hin hat die Forschung Verbindungen anzuknüpfen versucht.

Bis dahin nämlich und noch tiefer nach Osten reichen die Andeutungen und Spuren verwandter Stämme, welche in dem mittleren Asien dem Orte der ersten friedlichen Berührung und feindlichen Begegnung der verschiedengearteten Völkergeschlechter des Westens, Ostens und Südens hervorzutreten beginnen. Denn allmählig weicht die Nacht, welche über den urzeitlichen Beziehungen Asiens und Europas lagerte, einer hoffnunggebenden Dämmerung, wenn sich auch die vereinzelt Lichtstreifen nur langsam ausbreiten und gerade an den entscheidenden Stellen immer noch undurchdringlichen Nebelmassen begegnen.

Ungemein anziehende Untersuchungen konnten über die Vorgeschichte der morgenländischen und abendländischen Völker aufge-

nommen werden, seitdem in Asien zwei grosse europäische Reiche begründet wurden, welche sich den bisher unzugänglichen Osten des Welttheils erschlossen und mit ihrer ganzen Machtfülle auf die herabgekommenen Stämme wirken, in deren Gebiet vordem schon lange Zeit abendländische Herrschaft unter Alexander dem Grossen und den Römern waltete.

Die alten Denkmale und Inschriften dieser bereits von europäischer Wissenschaft wiedereroberten Länder haben unserer beschränkten und ungewissen Kenntniss des Orients wesentliche Erweiterung und durch Bestätigung der alten Historiker grössere Sicherheit gebracht, während eine noch unbegrenzte Aussicht in weitere Fernzeit durch das vergleichende Studium der Sprachen eröffnet wurde, dessen bedeutende Ergebnisse wohl einigermaassen die Eilfertigkeit erklären und entschuldigen, mit welcher man sie zu systematisiren und für den Aufbau einer Vorgeschichte der europäischen Völker zu verwerthen suchte. Viel zu rasch hat man aus der Verwandtschaft der Sprachen unseres Welttheiles mit jener der heiligen Schriften der Hindus und der Mundart der alten iranischen Stämme die bestimmtesten und weitgehendsten Folgerungen gezogen.

Die Annahme einer Wanderung der Westvölker aus Asien wird als eine nahezu unantastbare, historische Thatsache aufgestellt, und einen grossen indogermanischen oder indoatlantischen Völkerstamm hat man in eine Reihe von Zweigvölkern abgetheilt, deren Verschiedenartigkeit an Charakter und Körperbildung nur aus zeitlicher Verschiedenheit der Einwanderung erklärt werden soll.

Auch die älteste Culturgeschichte der mitteleuropäischen Völker hat nach diesen nur auf Voraussetzungen beruhenden Annahmen bereits ihre vorschnelle Anordnung und Gliederung erhalten, allein hier ergeben die zu Grunde liegenden Vorstellungen einen solchen Widerspruch mit dem Befunde der Denkmale und greifbaren Thatsachen, dass eine ernstliche Verwahrung und Einsprache gerechtfertigt, eine nähere Betrachtung der indogermanischen Hypothese, dieses Ausgangspunktes so vieler Täuschungen vor allem Anderen geboten erscheint.

Das nächstliegende und zwar schwer wiegende Bedenken erregt die Natur jenes urgemeinschaftlichen Sprachschatzes selbst, auf welchem alle jene Schlüsse beruhen; da derselbe durchaus keinen unbedingt orientalischen Charakter kundgibt.

Für alle dem Morgenlande eigenthümlichen Erscheinungen, namentlich der Thierwelt, fehlen die Wörter, so dass weder für den Elephan-

ten und das Kameel, noch für den Löwen und Tiger eine gemeinsame Bezeichnung zu finden ist\*). Und doch hat man keinen Augenblick gezögert, den Ort der Bildung dieser Sprache nach jenem Welttheile zu verlegen, wo am frühesten ihre Wurzeln isolirt und von fremdartiger Umgebung überwuchert erstarben, während jene des Abendlandes, unbedingt von gleich hohem Alter, heute noch die naturgemässen Bedingungen einer stets sich erneuenden Lebenskraft bewahrt haben, deren Fülle und Dauer nur aus einem Ursprung in allseitig zusagenden Verhältnissen zu erklären ist. Nichtsdestoweniger sollen wir dieselben nur als acclimatisirte Ableger des morgenländischen Stammes betrachten, und es hat sich aus dieser fixen Idee jenes vollkommen ausgebildete System der Einwanderung asiatischer Völker nach Europa entwickelt, welches nicht nur den Ausgangspunkt, die Richtung und Reihenfolge des Auszuges, sondern auch die Wege und längeren oder kürzeren Raststellen mit einer bis ins Einzelne gehenden Bestimmtheit angeben zu können wähnt.

Das Verfehltete dieser Aufstellung ergibt sich aber schon daraus, dass man mit der Annahme eines ausschliesslich nach Westen gerichteten Grundtriebes der Völkerbewegung gezwungen wurde, jede Beachtung der Nachrichten über „Bewegung“ der Völker gegen Osten auszuschliessen, und denselben als Täuschungen der historischen Ueberlieferung jede Geltung abzusprechen\*\*).

Jene Nachrichten der Tradition und Geschichte sind jedoch um so weniger zu beseitigen, als der vermeintliche Völkerzug nach dem Abendlande jeder auch der geringsten Andeutung historischer und

\*) Rudolf Roth hat schon früher bezweifelt, ob die Wedadichter den Elephanten gekannt haben. Bestimmter äussert sich über die orientalischen Thiere Benfey in seiner Vorrede zu Fik's Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache. Die Bemerkung seines Kritikers in dem Magazin für d. Lit. d. Ausl., dass das Wort *παρδαλις* sich im Griechischen und Sanscrit finde, fällt dagegen nicht ins Gewicht.

\*\*\*) Mit dieser Ablehnung der geschichtlichen Zeugnisse eröffnete die philologische Construction der Vorgeschichte jene Reihe einseitiger Versuche, in welchen seitdem auch andere wissenschaftliche Disciplinen wetteifern im Gebiete der ältesten Völker- und Culturgeschichte mit den historischen Ueberlieferungen aufzuräumen, und, obgleich in ihren eigenen Grenzen unter stetem Wechsel der Systeme noch nicht zu sicheren Resultaten gelangt, sich doch für berechtigt halten, nach ephemeren Anschauungen die Geschichte der Menschheit umzugestalten. So hat die sehr jugendliche Kranilogie aus 3 bis 4 Schädeln von einer Bildung, die noch in neuester Zeit nachzuweisen ist, bereits eine Urbevölkerung Europas construiren wollen! So hat die am wenigsten zu solcher Zuversicht berechtigte Geologie nach dem Wachsthum der Torfmoore, nach der Schichtung des Schuttkegels eines Wildbaches die Cultur-

sagenhafter Ueberlieferung entbehrt. Auch zu der biblischen Tradition sind die Beziehungen nur scheinbar, denn abgesehen, dass die Schöpfungsgeschichte des Menschen eine andere ist, als jene der Völkerbewegungen, so zeigt schon die erste Kunde einer solchen, welche in der heiligen Schrift zu finden ist, die entgegengesetzte Richtung nach Osten: „Da sie nun zogen gegen Morgen, fanden sie ein ebenes Land, im Lande Sinear“, heisst es im I. Buch Mosis, 11. Cap. 2. V., und auch bei den übrigen Völkern ist kein anderer „Grundtrieb der Wanderung“ zu entdecken, als dass sie gleich den Israeliten nach einem Lande strebten, in welchem sie Milch und Honig zu finden hofften, ein Ziel, welches, wie schon Tacitus (*Germania*, II.) treffend bemerkt, wohl schwerlich jemals einem Völkerzug die Richtung nach der Mitte und dem Norden unseres Welttheils gab.

Ganz im Gegentheil bezeichnen alle die frühesten Nachrichten europäischer Völkerbewegungen eine Richtung nach Osten. Der merkwürdigen Inschrift von Karnak\*) verdanken wir die Kunde von einem bereits im 14. Jahrhundert v. Chr. unternommenen Zuge von Völ-

---

geschichte der nordischen Völker chronologisch abgetheilt, und die auf ihrem Gebiete exacte Chemie herausgebracht, dass, nach den Nebenbestandtheilen der alten Bronzemischung zu schliessen, bei den wilden Britannen Fabriken existirten, aus welchen die Völker des Nordens und Westens bis nach Mittelitalien hinauf mit feinen Bronzewaaren versorgt wurden!

Allerdings hat auch den geschichtlichen Ueberlieferungen, namentlich jenen der ältesten Zeit, gegenüber die Kritik ihre volle Berechtigung, aber gewiss hier gerade nur in dem Auffinden des negirenden oder affirmirenden Verhaltens gleichartiger Zustände, in der Beobachtung des Verlaufs ähnlicher Bewegungen und Ereignisse späterer Zeiten, und der heute noch zu beobachtenden Wirkungen gleichartiger Ursachen. Die absichtliche Vernachlässigung dieser Seite der Untersuchung muss alle solche Aufstellungen über urzeitliche Verhältnisse als Ergebnisse der Willkür und Phantasie bezeichnen.

\*) Lauth, die Achiver in Aegypten, Sitzungsberichte d. kgl. Akad. d. Wissenschaften in München 1868, und „der Exodus Pharaos Menophta“ in der Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft 1867. De Rougé, *Memoire sur les attaques dirigées contre l’Egypte par les peuples de la mediterrannée*. *Revue archéologique* VIII, 1867.

Der Angriff geschah unter Menophta reg. 1510—1490, durch mehrere Völker „vom Meere“. Es sind Tamehu-Nordvölker, d. h. vom Mittelmeere, mit weisser Haut, meist blauen Augen, blonden, braunen, manchmal rothen Haaren. Sie werden abgetheilt: I. in Tahenu-Nebelvölker, d. h. von der Nordwestküste Aegyptens, II. in Völker von den Meeresregionen, oder Inseln des Meeres; unter diesen finden sich Sardaina, Sarder, Sakalesa, Sikelier und Tursa, Tuirscha, Tyrrhener, welche den Oberbefehl hatten. III. Akaios, Aqainasch, Achaier als Gebirgsvölker bezeichnet, sowohl von den Ländern des Meeres (Peloponnes) mit Harnisch und Beinschienen (*ἐκνήμιδες Ἀχαιοί*) als auch Leka, Lykier aus Kleinasien.

kern aus den Westländern, Italien, Griechenland und des Mittelmeeres nach Aegypten, wo sich früher schon einzelne fremde Stämme aus dieser Richtung her festgesetzt hatten.

Die Wanderung der Kelten nach dem äussersten Westen ist so imaginär, als jene der Germanen und Thrakier. Die einzigen Nachrichten, welche wir von Keltenzügen besitzen, zeigen die Richtung nach Germanien, Italien, Thrakien und Griechenland bis nach Kleinasien hin, wo sich galatische Stämme niederliessen und einer Provinz ihren Namen gaben. Ihr Weg war der alte traditionelle der Westvölker, auf welchem schon die Phrygier\* von der europäischen Küste hinüber gekommen waren und andere thrakische Stämme in frühester Zeit den grössten Theil der vorderasiatischen Halbinsel besetzt hatten. Eine Widerlegung dieser Thatsache hätte alle griechischen und römischen Geographen und Historiker des Irrthums zu beschuldigen und nachzuweisen, dass Herodot wie Strabon, Caesar, Livius, Tacitus, Plinius, Mela aus gleich unzuverlässigen Quellen berichtet waren.

Wie aber die Ostbewegung thrakischer Völker bis an den Kaukasus in dem 1. Jahrhundert n. Chr. in dem Gedächtniss dortiger Stämme\*) haftete, so müssen auch die ältesten Eroberungsversuche Asiens von den westlichen Völkern ausgegangen sein. Wollte man die Machtstellung jener unter der Bezeichnung Skythen begriffenen Stämme von der Nordküste des Schwarzen Meeres nach Asien verlegen, so bliebe es unbegreiflich, warum Darius den Angriff seines gewaltigen Heeres nicht nach dem Ländergebiet am Kaspischen Meere, sondern nach Europa richtete, wenn er nicht dort auf den Kern des Volkes, auf den Ausgangspunkt aller früheren kimmerischen wie skythischen Angriffe bis tief nach Asien hinein zu treffen überzeugt war.

Warum die Stammsage der gothischen Völker von ihrer Wanderung aus den Ostseeländern nach jenen am Pontus euxinus als eine „Lüge der Sage\*\*“) betrachtet werden soll, ist um so weniger einzusehen, als die Rückkehr des königlichen Stammes der Heruler nach den alten Sitzen im Norden dem Bereiche der Geschichte angehört\*\*\*). Die Anerkennung jener nationalen Ueberlieferung würde nicht einmal diese später nach Südost gezogenen Gothen von ihrer (gerade durch Grimm) so wohl begründeten Verbindung mit den älteren in den unteren

\*) Bei den Iberern und Albanern (Tac. Ann. VI, 34), welche man vergeblich den specifisch gallischen Kelten anzureihen strebt.

\*\*) J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache I, S. 169.

\*\*\*) Procopios II, 14. 15.

Donauegenden waltenden Geten zu lösen vermögen, da auch die Züge der Westvölker durch das Donauthal nach Osten einen grossen Zeitraum umfassen und bis in den Bereich der sicheren Geschichte herabgehen. Wie aber jene zurückkehrenden Heruler in ihrer Heimat ein vorbehaltenes Besitzrecht wieder antraten, so hatten sich auch andere deutsche Stämme (Sachsen, Vandalen u. a.) ihren Antheil an dem ursprünglichen Landbesitz für den Fall ihrer Rückkehr gesichert, und dieses durch bestimmte, geschichtliche Zeugnisse verbürgte, zähe Festhalten an dem heimatlichen Boden ist doch wohl kaum mit einem vermeintlich ursprünglichen Wandertrieb nach Westen vereinbar \*).

Gewiss kann uns vor Allem die Kenntniss und Vergleichung der Sprachen über die Verwandtschaft oder nahe Beziehungen räumlich getrennter Völker Aufschlüsse gewähren, allein die Erklärung des eigentlichen Grundes, den Nachweis der thatsächlichen Veranlassung dieses Verhältnisses muss sie anderen Forschungsrichtungen überlassen.

Ohne die Belehrung der Geschichte würde selbst die Erkenntniss der jetzigen ethnologischen Verhältnisse unseres eigenen Welttheils, sobald sie nach dieser philologischen Methode ausschliesslich auf sprachliche Beurtheilung beschränkt würde, zu den allerverkehrtesten Aufstellungen gelangen müssen. In welcher Weise etwa die Nationalität der Engländer und Franzosen construirt würde, ist freilich bei der Kühnheit philologischer Combination nicht vorauszusehen, dagegen würden uns sicher die Sachsen in Siebenbürgen, wie die Deutschen an der Weichsel und den baltischen Ländern als zurückgebliebene germanische Reste von der grossen Wanderung aus Osten her nachgewiesen werden.

Nur erst von einer glücklichen Entdeckung historischer Kunde ist einige Gewissheit darüber zu erwarten, ob wir die Verbreitung sprachverwandter Stämme über ganz Europa und einen Theil von Asien irgend wie aus einer Wanderung der Mehrzahl von Osten her zu erklären berechtigt sind, oder ob wir dieselbe als ein Uebergreifen — gleichviel in Vor- oder Rückbewegung — von Westen nach Osten hin zu betrachten haben \*\*).

---

\*) Diese nur theilweise Auswanderung, welche sich bei allen germanischen Stämmen zeigt, reicht ohne Zweifel bis in die früheste Zeit der europäischen Völker. Sie erklärt wohl besser die Erscheinung gleicher Volksnamen, ja ganzer Gruppen solcher Namen in den verschiedenen Ländern, als die Voraussetzung blosser Zufälligkeit, mit welcher man Schlüssen begegnen will, die der einmal geltenden Ansicht unbequem sind.

\*\*) Wenn sich in späterer Zeit die Ausströmung europäischer von Alters her überaus rasch anwachsender Völker nicht mehr nach Osten, sondern nach Süden

Wir wissen noch keineswegs, ob wir hier nicht eine der frühesten Aeusserungen jener feindlichen Stellung der beiden Welttheile erkennen sollen, mit welcher Herodot den grossen historischen Conflict der Völker des Abend- und Morgenlandes in den Perserkriegen in Verbindung bringt. Die Wirkungen dieses aus einem Gegensatze der Rassen, aus materiellen wie culturlichen Gründen complicirten Verhältnisses mussten sicherlich noch viel weiter zeitaufwärts reichen, als sie der Historiker zurückführt, da sich dieselben andererseits auch zeitabwärts durch die ganze Geschichte in gegenseitigen Angriffen und Uebergriffen fortsetzen. Sehen wir ja doch heutigen Tages ein Volk tatarischen Stammes nahe bis zum Mittelpunkt unseres Welttheiles vorgedrungen, und das Land der höchsten Blüthe „arischer“ Geistesentwicklung in der Hand einer turanischen Horde; während an die Ufer des Oxus und Jaxartes, bis zu der alten Serica hin europäische Macht ausgebreitet, und am Ganges ein wirkliches indogermanisches Reich ex ultima Thule her begründet worden ist.

Zu Gunsten des Herwanderns der Westvölker aus Asien ist ein allzugrosses Gewicht auf verwandte, religiöse Anschauungen und Gebräuche gelegt worden. Was unter diesen den wenig entwickelten Zuständen jener Zeiten entspricht, in welche etwa die Auswanderung zu verweisen wäre, ist von so einfacher und allgemeiner Natur, dass es ebenso gut als Zeugniss eines westlichen als östlichen Ausgangspunktes der Sprachverwandtschaft gelten könnte. Bestimmter gestaltete Züge in Glaube und Sitte, welche in dem alten Europa schon auf ein ausgebildeteres Religionssystem hinweisen, bedürfen aber für ihre Erklärung keiner Wanderung ganzer Völkermassen. Sowie ägyptische Götterlehre einzig nur durch die mächtige Wirkung des Verkehrs die weiteste Aussaat gefunden, so wurde auch orientalischer Cultus durch Handel und Colonien schon in früher Vorzeit an dem Saume der Meeresküsten nach dem Westen und Norden getragen, und nicht durch Völkerwanderung ist das Christenthum aus gleicher Ferne her über ganz Europa und bis zu den entlegensten Völkern hin verbreitet worden.

Einzig nur der Sprachvergleichung zugewendet, hat man die Prüfung eines ebenso wichtigen Merkmals der Völkerverwandtschaft, jene

---

und Westen wendet, so sind hierfür ganz bestimmte Veranlassungen erweisbar. Den Weg nach Osten hatten asiatische Reitervölker verlegt, deren Angriffen in beweglichen, schnell zu übermächtiger Zahl vereinigten Schwärmen in den Ebenen schwer zu begegnen war. Nach Süden und Westen aber musste der Rückstoss gegen das Vordrängen der Römer um so nachdrücklicher erfolgen, als sich hier zu jener Zeit dieselbe Aussicht auf werthvollen Landbesitz bot, wie früher im Morgenlande.

der Körperbildung, mit auffallender Nachlässigkeit behandelt, so zu sagen beinahe unbeachtet gelassen. Wie aber der Körper überhaupt die erste Bedingung menschlicher Existenz bildet, so bedingt auch der Charakter seines Baues und seiner Entwicklung bei dem Einzelnen wie bei ganzen Völkern einen wesentlichen Theil der Eigenart und muss deshalb nach seiner im Ganzen gleichmässigen Fortpflanzung und seiner Unabhängigkeit von der Aufnahme fremder Religion, Sprache und Cultur als eine wesentliche Grundlage der Eigenthümlichkeit der Völker betrachtet werden, wie er schon in ältester Zeit als Kennzeichen ihrer Unterscheidung galt.

Fragen wir nun in dieser Hinsicht nach den Resultaten der Untersuchungen über die Körperbildung asiatischer und europäischer Völker, so begegnen wir einer so oberflächlichen Beobachtung, dass sich einige Bemerkungen aufdrängen, welche wir, da sie in nächster Beziehung zu einigen speciellen ethnologischen Verhältnissen stehen, welche unsere Darstellung später zu berühren hat, am besten sogleich hier aussprechen.

Genauere Bezeichnung der Art einer Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der Körperbildung unter den europäischen Völkern und jenen asiatischen, welche hier in Frage kommen, ist weder in den flüchtigen Schilderungen der Reisenden, am wenigsten aber gerade da zu finden, wo sie am nächsten zu suchen wären, in den Nachweisen der Naturforscher zu ihren ethnographischen Stammtafeln, diesen wunderlichen Musterkarten, welche die denkbar bunteste Gesellschaft zu einem Kreise nächster Verwandten vereinigen wollen.

Es ist noch nicht so lange her, dass man nach den Eintheilungen Blumenbach's, Cuvier's, Prichard's und Lacepède's\*), unter der Bezeichnung der kaukasischen, indoatlantischen oder arabisch-europäischen Rasse, Alles zusammenfasste, was von dem Bengalischen Meerbusen bis zum Atlantischen Ocean hin „eine ovale Kopfbildung“ und „eine mehr oder weniger weisse bis nahezu schwarze Hautfarbe“

---

\*) Wir sind in dieser Hinsicht heute noch nicht viel weiter gekommen, ungeachtet des massenhaften ethnologischen Details, welches im Laufe der letzten 7 bis 8 Jahre zumeist aus den übrigen Welttheilen gesammelt worden ist. Oscar Peschel, welcher in seiner „Völkerkunde“ die Menge dieser neuen Beobachtungen in so übersichtlicher und anziehender Weise zu unserer Kenntniss bringt, hat aber doch auch in seiner „mittelländischen Rasse“ ebenso viele fremdartige Bestandtheile zusammengemöthigt, wie das Blumenbach'sche und jedes frühere System. „Diese mittelländische Rasse zerfällt wieder in den hamitischen, semitischen und den indoeuropäischen Stamm“. „Die Farbe der Haut ist bei den nördlichen Völkern ganz hell, trübt sich in Südeuropa, wird gelb, roth und braun in Nordafrika und Arabien, sowie bei den Zigeunern“.

hat, demnach so ziemlich Alles, was sich nicht gerade anderswo mit Leichtigkeit unterbringen liess. Bory de St. Vincent hat es zwar gewagt, die Hindus, Juden und Araber von seinen sogenannten japhethischen Völkern zu trennen, aber er so wenig wie alle übrigen Naturforscher haben das Bedürfniss gefühlt unter dem weissen, gelben und schwarzen Stamm der drei alten Welttheile diejenigen Völker aufzusuchen, welche diese drei Originaltypen am reinsten darstellen, und mit Zugrundelegung derselben den Grad der Vermischung der anderen zu bestimmen.

Die Kaukasier oder die alten Griechen als die Repräsentanten des Stammcharakters der weissen Race zu bezeichnen, ist vollkommen ungerechtfertigt und ganz und gar mit den Principien im Widerspruch, welche sonst überall in der Naturforschung Geltung haben. Abgesehen, dass der Begriff der Schönheit, auf welchen dieser Vorzug begründet wird, ein sehr relativer ist, und dass die schwarzhaarigen Kaukasier, welche nur hier und da ihre Bärte roth färben, nicht wohl als die Prototypen des weissen Stammes zu betrachten sind, so ist auch bei den alten, griechischen Völkern eine ideale Körperbildung nur in ihrer künstlerischen Darstellung des Menschen und keineswegs in einer gleichartigen Körperform der Menschen selbst nachweisbar. (Die Bildnisse des Sokrates, Diogenes etc.)

Würde aber die Annahme Berechtigung haben, dass zu den Zeiten des Phidias und Polykletos eine gleich edle Gesichtsbildung und Körperform des ganzen Volkes den Götter- und Heroengestalten jener Meister entsprechen musste, so würde den Kunstwerken jeden Styles und jeder Zeit ein verlässiges Zeugniß für die nationale Körperbildung zuzusprechen sein. Es würde dies unfehlbar zu dem Schlusse führen, dass sich bei den Griechen, im Zusammenhang mit der Ausbildung der Kunst, zugleich auch die Körperform im Allgemeinen wesentlich mit veredelt hätte und für die Zeiten des archaischen Styles wären dann unbedingt eine rohere, oft sogar unschöne Gestaltung der Körper, eine ausdruckslose Gesichtsbildung mit spitzverlängerter Nase, hervortretenden, schiefgestellten Augen und ein zu fadem Lächeln stets verzogener Mund als hellenischer Typus zu betrachten. Ebenso würden wir auf das Zeugniß der mittelalterlichen Kunstwerke hin der ganzen europäischen Bevölkerung dieser Zeit kaum eine menschenwürdige Körperbildung zusprechen dürfen. Wir würden eine höhere Entwicklung derselben grossentheils erst von dem 15. Jahrhundert aus datiren können, obgleich wir wissen, dass schon 800 Jahre früher, der Hof und das Volk von Byzanz, welche die Körperbildung aller damals bekannter Völker

zu beurtheilen Gelegenheit hatten, Staunen und Bewunderung äusserten beim Anblick der imposanten Schönheit gothischer wie vandalischer Heldengestalten.

Alle diese bisherigen Aufstellungen bezeugen nur, dass wir uns erst bei den Anfängen ethnologischer Forschung befinden. Wenn man von schwarzhaarigen und dunkelfarbigem Zweigen des weissen Menschenstammes sprechen will, so sollte man doch dabei im Auge behalten, dass jeder Zweig desselben Stammes genau die nämliche Blattform und Frucht bringen muss, sobald er nicht durch ein Pfropfreis eines anderen Stammes nach innen und aussen eine wesentliche Veränderung erhält. Nur dann ist die vergleichende Bezeichnung einigermaassen zutreffend für die aus Vermischung der Rassen hervorgegangenen Völkerbildungen und ihre je nach dem vorwiegenden Theile der ursprünglichen Elemente herzuleitende Verwandtschaft mit diesem oder jenem Hauptstamme.

Dass aber das Resultat der Vermischung, welches sich in der Umbildung der äusserlichen Merkmale erkennbar zeigt, sich auch weit über dieselben hinaus in einer Veränderung der geistigen Eigenschaften, in einer Erhöhung und Belebung der vorhandenen, in einer Bereicherung durch neue, in einer Entwicklung latenter Anlagen äussern muss, ist die gleich naturgemässe Folge einer Vereinigung sich gegenseitig ergänzender Volkselemente. Wir finden in derselben den Grund einer vorzugsweise hohen und raschen Bildungsentwicklung bei solchen Mischvölkern, und ihres langsameren Fortganges bei wenig gemischten Stämmen, andererseits aber auch die Veranlassung einer bis zu feindlicher Stellung heranwachsender Entfremdung und Ueberhebung der Mischvölker gegen die für Barbaren erklärten Stammväter ihres eigenen Geschlechtes.

Alles dieses lässt sich im Laufe der Geschichte nachweisen und gestattet deshalb auch Schlüsse für die frühere Vorzeit. Aus denselben Beobachtungen können wir aber auch wissen, dass es zur Feststellung eines dauernden Charakters solcher Mischbildungen allerdings eines langen Zeitraumes bedarf. Für die in Genealogien und ethnische Namen zusammengefassten Traditionen über die frühesten Verhältnisse hätten wir keinerlei zeitliche Andeutungen, ergäbe sich nicht eine solche wenigstens im Allgemeinen aus dem Maasse der Culturentwicklung, welche den ältesten Monumentalbauten der Aegypter vorausgehen musste. Dagegen aber besitzen wir innerhalb der geschichtlichen Zeit ein vielseitig lehrreiches Beispiel in den romanischen Völkern.

Ungeachtet der Eigenart, ja der Gegensätze, welche sich hier wie

überall unter den Bewohnern der einzelnen Länder zeigen, bleibt doch die Gemeinsamkeit ihrer bestimmt charakterisirten, von allen Nachbarvölkern verschiedenen Gesamterscheinung unverkennbar. Ihre Geltung als eine eigenthümliche Völkergattung ist damit vollkommen gerechtfertigt, aber nicht ihre Bezeichnung als ein besonderer Stamm, als „lateinische Race“, obschon sie diesen Namen einem Forscher verdanken, welcher eine Ueberlegenheit über alle seine Collegen schon darin bekundete, dass er ethnologischen Verhältnissen und Bildungen nicht nur seine Studien, sondern auch eine thatsächliche Anregung und Nachhülfe zu widmen im Stande war.

Wir kennen die ganze Geschichte dieser „Rasse“, ihre Grundlage und auch ihre fremden Bestandtheile, welche, nachdem sie zu einer ungünstigen Präponderanz gelangt waren, die ganze von ihnen durchdrungene Völkermasse an ihrem Verfall betheiligten und zu einer solchen Verkümmernng herabgebracht haben, dass sie erst durch bedeutend zahlreichen Zugang ursprünglicher Stammesgenossen wieder zu neuer Lebensentwicklung befähigt wurden. Aber selbst die Einströmung der Sueven, Gothen, Langobarden, Burgunden, Franken und Normannen war nicht mehr im Stande, bei jenen Völkern eine wesentliche und nachhaltige Veränderung in dem Charakter der Körperbildung und äusseren Erscheinung zu bewirken, welcher aus langdauernder Mischung hervorgegangen und bereits nach allen Seiten hin zu bestimmter Eigenthümlichkeit entwickelt war.

Eine Beachtung dieser Thatsache leitet zu Aufschlüssen über die Bestandtheile und Bildung auch anderer solcher sogenannter Völkerzweige des fraglichen indogermanischen oder kaukasischen Stammes, und selbst über manche historische Erscheinungen, die aus ethnologischen Verhältnissen eine zutreffendere Erklärung finden, als von willkürlichen Voraussetzungen her.

Wenn wir sehen, dass ein grosser Theil des alten europäischen Völkerelementes Fähigkeit und Neigung zeigt mit fremden oder fremd gewordenen Völkergeschlechtern Verbindungen einzugehen, welche einer gegenseitigen Ergänzung nationaler Anlage entsprechen, bei welchen aber seine ursprüngliche Körperbildung eine wesentliche Aenderung erfährt, ja einige ihrer charakteristischen Merkmale aufgibt, so können wir darin wohl die Berechtigung finden, einen gleichen Verlauf auch für die erste Bildung jener alten Völker im Süden unseres Welttheiles anzunehmen, welche sich sowohl ihrer Körperbildung nach als den geschichtlichen Ueberlieferungen gemäss als eine Mischung aus verschiedenen Stammgeschlechtern darstellen. Wir dürfen den

geschichtslosen und deshalb wenig beachteten Urbewohnern des europäischen Südens dieselbe Eigenart, wie den Völkern in der Mitte und dem Norden unseres Welttheiles zugestehen, und ihnen einen grösseren Antheil bei jenem Mischungsverhältniss und der aus ihm hervorgegangenen Entwicklung einräumen, als ihnen den geschichtemachenden Colonien der älteren Culturstaaten gegenüber zugemessen wird.

Gleiche Verhältnisse sind früher schon in dem Westen Asiens und auf der Nordküste Afrikas wahrnehmbar und von um so grösserer Wichtigkeit, als sie auch hier mit der frühesten Cultur in nächster Beziehung erscheinen. Die ganze Art ihrer hier so verschiedenen Entwicklung im Gegensatze zu der isolirten des östlichen Asiens ist aber nicht einzig auf dieses oder jenes Volk, sondern weit tiefer auf das Ergebniss der Berührung und Vermischung der grossen Stammgeschlechter oder Rassen zurückzuführen, von welchen wir keiner einzigen in ursprünglich reinerhaltenem Typus an den Centralpunkten der ältesten Bildung weder in Aegypten noch in dem westlichen Asien begegnen. Das Gleiche gilt auch von Europa, wo der geographische Umfang der ältesten Cultur ebenfalls jenem der gemischten Völker entspricht\*).

Dass aber in allen drei Welttheilen der europäische Menschenstamm als wesentlich mitwirkend zu betrachten ist, bleibt einerseits in den von ihm ausgegangenen Merkmalen in der Körperbildung der Mischvölker erkennbar, andererseits in seiner tiefen Geistesanlage und ihrer besonderen Gabe der überall befruchtenden Assimilation der productiven Umbildung und Neubildung culturlicher Elemente, welche heute noch das Erbtheil der früherhin barbarischen Völker in der Mitte unseres Welttheiles sind.

Ein Verkennen dieser Verhältnisse musste zu grossen Täuschungen und dem Versuche führen, die Oberflächlichkeit und Willkür der Auf-

\*) Schon dem für die Formenvergleichung ausgebildeten Auge des Künstlers muss die Vereinigung der Merkmale verschiedener Völkerstämme auffallen, welche sich in den vollkommen naturalistischen Darstellungen ägyptischer und assyrischer Gesichtsbildung, in der Farbe und Art des Haares, in der Stellung der Augen und Augenbrauen, in der Bildung der Nase und des Mundes ergeben. Mit allem Rechte aber ist eine wissenschaftliche Feststellung dieser Merkmale und aus denselben die Charakterisirung der Mischungsbestandtheile als eine Aufgabe der Naturforschung zu betrachten. Eine Berücksichtigung der geschichtlichen Stellung der Völker, des geistigen und moralischen Charakters derselben, wie sie vorzugsweise in den bisherigen ethnologischen Systemen bestimmend wirkte, liegt dagegen ausserhalb des Gebietes dieser Disciplin, deren Bethheiligung überflüssig wäre, wenn jene Kriterien bei einer Classification der Völker den Ausschlag gäben. Treffende und anregende Gedanken über die alten Völkerbildungen giebt die geistvolle Schrift meines verstorbenen Bruders: „Die Räthsel der Vorwelt von W. Lindenschmit.“ Mainz 1846.

fassung ethnologischer und geschichtlicher Thatsachen mit philosophirenden Phrasen und ansprechenden Phantasiebildern zu bedecken. Die letzteren führen uns wieder zu der „indogermanischen Wanderung“ und den ethnographischen und culturlichen Schlussfolgerungen, welche an dieselbe geknüpft werden.

Selbst bei dem noch so beschränkten Umfange der Untersuchungen über die Stämme und Geschlechter der Menschen dürfen wir doch so viel als gewiss betrachten, dass, wenn ein ursprünglicher Zusammenhang der sprachverwandten, westöstlichen Völker unfehlbar auch eine übereinstimmende Körperbildung derselben bedingt, der Urtypus der letzteren sicher nicht bei den Hindus und Tadschicks, Bucharen, Beludschern, Parsis und Osseten zu suchen ist.

Die Mischung der Völkergeschlechter war schon nach Andeutung der ältesten Nachrichten in den Ländern zwischen Indus, Euphrat und dem Kaspischen Meere so bedeutend, dass denselben mit grösserer Berechtigung die Bezeichnung eines Kreuzungspunktes als eines Ausgangspunktes der Rassen zukäme.

Erklärlich bliebe es deshalb immerhin, wenn sich vereinzelt Spuren ähnlicher Körperbildung mit jener der Westvölker von Kleinasien und dem Kaukasus aus bis nach den Gebirgen Vorderindiens hin auffinden liessen.

Allein dieser in ältester Zeit schon auf eine geringe Minderzahl asiatischer Völker beschränkte, in seiner Reinheit nicht mehr aufzufindende „arische“ Typus kann unmöglich als der ursprüngliche des ganzen Welttheils betrachtet werden, in welchem der mongolische Menschenstamm an Masse und einzig hier nachweisbarer Originalität so vorherrschend erscheint\*), dass ihn schon die älteste ethnographische Auffassung als die charakteristische Grundbildung der morgenländischen Menschheit den Negern des Mittags und den weissen Völkern des Abendlandes gegenüberzustellen veranlasst war.

Den ursprünglichen Typus der letzteren aber finden wir an keiner Stelle der Erde in gleicher Vollkommenheit bewahrt, als gerade bei jenem alten Völkerstamm unseres Welttheiles, dessen Sprachschatz und

---

\*) Wir übergangen absichtlich die semitischen Völker, deren Körperbildung einen sehr ausgesprochenen, aber keineswegs ursprünglichen und originalen Charakter zeigt, welcher die Erhaltung seiner thatsächlichen Eigenthümlichkeit vorzugsweise religiösen Vorschriften zu verdanken hat. Die ältesten Traditionen sowohl als die Verhältnisse der Länder, auf welche der Ausgang der Israeliten zurückgeführt wird, erklären hinlänglich den Charakter jener körperlichen Merkmale, nach welchen es überhaupt möglich ist, dass ethnologische Systeme

Wortbildung heute noch dieselben Beziehungen zu den Denkmalen des Sanscrit und Zend bieten, welche auch in den längst abgestorbenen Sprachen der alteuropäischen Völker erkennbar sind, deren dauernde Vermischung schon in früher Zeit die Eigenthümlichkeit ihrer Körperbildung verändern musste.

Aus den alten Ueberlieferungen und den Nachrichten der Geschichte kennen wir das fluctuirende Vordringen dieser Vermischung von Osten und Süden her. Wir können auch ihre Wirkungen auf jenen Völkerstamm bemessen, welcher in frühester Zeit den ganzen Welttheil in seiner vollen Breite von dem Atlantischen Meere bis an das östliche Gestade des Pontus bedeckte und allem Anschein nach als die ursprüngliche Grundlage der gesammten europäischen Bevölkerung zu betrachten ist. Wir vermögen die fortschreitende Veränderung der äusseren Gestalt zu verfolgen, wie sie, von dem Saume der Berührung mit den fremdartigen Elementen ausgehend, die sprechenden Merkmale jenes Völkerstammes allmählig aber fortdauernd verwischt, so dass im Verhältniss zu den rascher umbildenden Zuständen der neueren Zeit der räumliche Umfang ihrer Existenz in immer schnellerem Verlaufe verschwindet.

Schon auf den ägyptischen Malereien erscheint die weisse Haut, das lichte Haar und das blaue Auge als unterscheidendes Merkmal der Westvölker, welchen die Griechen zuerst den Gesamtnamen der Lygier und dann jenen der Kelten beilegte, eine Bezeichnung, deren allgemeine Geltung erst verschwand, als die den Alten bekannten Grenzvölker ihren ursprünglichen Charakter verloren und das Auftreten von Völkern aus dem tieferen Norden und der Mitte des Welttheiles her die Eigenthümlichkeit des Stammes wieder zur vollen Anschauung brachte.

Wenn wir auch den Typus desselben in einer Reinheit wie vor Tausenden von Jahren nur noch in einigen Theilen von Deutschland, England und Skandinavien erhalten sehen, so besitzt dieser uralte Stamm immer noch jene Expansionskraft, den Strom seiner Volksmenge über zwei den Alten unbekannt Welttheile zu verbreiten, wie er denselben zur Zeit der Völkerwanderung über Europa bis nach

---

dieses Volk wie die Araber, Phönizier und Assyrier mit dem sogenannten kaukasischen oder indogermanischen Stamm in Verbindung bringen, obgleich bei den Semiten entschieden fremde Elemente der Körperbildung und namentlich bei den Nachkommen Israels wie Ismaels die Eigenthümlichkeit orientalischer Geistesanlage in ihrer vollen Energie und höchster Begabung zu Tage treten.

Afrika ergoss und so auch in entlegenster Zeit tief nach Asien hinein und über die Nordküste Afrikas ausgefluthet haben mag.

Eine Lebensdauer und Lebenskraft von gleich nachhaltiger Unverwüstlichkeit zeigen so wenig die sprachverwandten Völker Asiens, dass bei der Frage, wo die mächtigsten, ältesten und am tiefsten gehenden Wurzeln des gemeinsamen Stammes zu suchen sind, das Gewicht der Thatsachen unbedingt zu Gunsten des westlichen Welttheiles entscheiden muss.

Wir legen diesen Ergebnissen keine weitere Bedeutung bei, als die thatsächliche, dass mit ihm sich eine naturgemässere und ungezwungener und deshalb wahrscheinlichere Erklärung der ältesten Völkerverhältnisse ergibt, welche mit den Hinweisungen der Tradition, mit den Ueberlieferungen der Geschichte sowohl als mit den Zeugnissen der ältesten Culturanfänge des Abendlandes nach keiner Seite sich in Widerspruch findet.

Wenn in den Sprachdenkmalen des Sanskrit und Zend eine unschätzbar werthvolle Quelle für das Studium der alten Formen unserer europäischen Sprachen gefunden ist, so reicht die Wichtigkeit dieser Entdeckung doch kaum über die Grenzen dieses wissenschaftlichen Gebietes.

Jene bis nach Arien und Indien vorgedrungenen Völker, welche von dem Zusammenhange mit ihrem Stamme getrennt\*) und demselben durch Vermischung bis zur Unkenntlichkeit entfremdet worden, haben für die Culturgeschichte der europäischen Völker keine andere Bedeutung, als dass sie ein weiteres Zeugniß von der Vielartigkeit der Entwicklung gewähren, zu welcher der Völkerstamm des Abendlandes in seiner Verbindung mit fremden Rassen gelangen konnte.

Wenn man dagegen gerade nach Arien und Asien hin die ersten Anfänge der Bildungsentwicklung der Westvölker zurückzuführen suchte; wenn man mit vollster Sicherheit uns belehren wollte, was Alles von daher mitgebracht oder auf der Wanderung wieder verloren und vergessen wurde, so ist es die Uebereilung und Zuversicht dieser Schlüsse, welche uns zu einem näheren Eingehen auf die indogermanischen Phantasien veranlassen musste. Wir sind jedoch nicht gesonnen, in gleicher Hast weitgehende Folgerungen auf unsere gegen-

---

\*) Ob für diese Trennung aber eine so ungemein fernliegende Zeit anzunehmen ist und ob die hohe Altersbestimmung indischer Cultur sich für die Zukunft behaupten wird, steht dahin. Soviel ist gewiss, dass die frühere Ueberschätzung der Baudenkmale und Sculpturen dieses Volkes in Bezug auf Alter und Bedeutung bereits sehr wesentlich reducirt werden musste.

sätzliche Anschauung begründen zu wollen, um so weniger als wir, wie bereits angedeutet, der Ueberzeugung sind, dass der Ausgang der Cultur von jenem der Völker zu trennen und mit keinem der unvermischten Hauptstämme der alten Welt in unmittelbare Beziehung zu bringen ist.

Die Verbindung culturlicher Hypothesen mit ethnologischen, ihre gegenseitige Begründung durch Voraussetzungen unerwiesener und unerweisbarer Thatsachen hat die Auffassung der vorzeitlichen Verhältnisse von Grund aus und in einem Maasse verschoben, dass eine unbefangene Beurtheilung Mühe findet, sich dieses verwirrenden Einflusses zu erwehren und sich einer Menge von Vorstellungen zu ent schlagen, welche ineinander greifend und wohlgeordnet durch immerwährenden Vortrag in Umlauf und Geltung gebracht sind.

Ein völlig abgerundetes, fertiges Bild ist bereits von den Bildungszuständen des indogermanischen Urstammes entworfen worden, jedoch nicht ausschliesslich nur nach dem vorliegenden Wortschatze der einzelnen Völker, welcher nicht überall zustimmt, sondern auch mit hinlänglich ergänzender und nachhelfender Combination und einer gehörigen Geltendmachung des *pars pro toto* gerade in den wichtigsten Beziehungen \*).

Wenn wir erfahren, dass die Bezeichnungen für alle dem Bereiche des Hirtenlebens und der Viehzucht angehörenden Gegenstände und

---

\*) Es ist dies auch kaum anders möglich bei einer lediglich auf sprachlichem Grunde aufgeführten Construction, für welche keineswegs gleichartige Bausteine bei jedem Volke aus derselben Frühzeit und den verschiedenen Entwicklungsperioden seiner Sprache vorliegen. Als Nachweise für den Bildungsgang unserer eigenen haben wir das Gothische des vierten Jahrhunderts, dagegen sind die Denkmale der westlichen germanischen Völker dieser Zeit verloren. Ihre zerstreuten Reste in den Glossen der *lex salica* bieten grosse, kaum in einzelnen Punkten zu bewältigende Schwierigkeiten, noch grössere die Sprachen der sogenannten keltischen Völker, die man aus mittelalterlichen Schriften und modernen Wörterbüchern, den Ergebnissen einer unzuverlässigen und tendentiösen Forschung vergebens heraus zu construiren sucht.

Wenn damit eine gleichmässig treffende Beurtheilung jenes so überaus ungleichartigen Materials, von der Bedingung einer glücklichen Lösung der vielseitigsten Ansprüche abhängig bleibt, so erscheint häufiger Irrthum selbst bei grosser Wahrscheinlichkeit geistreicher Combination durchaus nicht ausgeschlossen, und das entscheidende Gewicht, welches sich die Sprachvergleichung anderen Forschungsrichtungen gegenüber beizulegen weiss, muss damit das Unbedingte seiner Geltung verlieren.

Zum Glücke mehrt sich die Fülle der vorzeitlichen Ueberreste und Denkmale in einer Weise, dass wir zur Erkundung ihres Alters und Ursprunges uns jetzt an die Sachen selbst zu wenden vermögen und der zweifelhaften Erklärung ihrer frühesten Namen leicht enttrathen können.

Erscheinungen, weniger schon die dem Ackerbau zukommenden Wörter und Ausdrücke, eine nahe Verwandtschaft zeigen, so erscheint dies immerhin von Wichtigkeit, weil hier nirgend eine bestimmte Hinweisung auf einen örtlichen Ausgangspunkt, am wenigsten einen orientalischen, hervortritt und das Resultat in seiner Uebereinstimmung mit den Ergebnissen anderer Forschungsrichtungen ein Recht auf Geltung hat, welches von der Tendenz seiner Aufstellung unabhängig bleibt\*).

Ebenso verhält es sich mit der gemeinsamen Eintheilung des Jahres in Monate und es scheint nur übersehen, dass einige altindische Ueberlieferungen dem Winter eine längere Dauer geben als ihm nach dem Klima des Landes, welches für die Heimat der Völker gilt, zukäme. Alle weiteren Schlüsse jedoch, welche von sprachlichem Gebiete aus über diese Linie hinausgreifend Culturverhältnisse des höchsten Alterthums bestimmen wollen, entbehren der Begründung und finden sich im Widerspruche mit dem Verhalten der Thatsachen. Auf den Bau von Häusern und befestigten Burgen und Städten, auf den Handel und die Schifffahrt, welche noch vor die asiatische Auswanderung der Westvölker hinaufreichen sollen, werden wir später im Einzelnen zurückkommen. Was man Alles von Kunst und Dichtung, Religion und Regierungsform\*\*) des „Urvolkes“ wissen will, liegt ausser dem Bereiche unserer Aufgabe.

Von tiefgehender Bedeutung ist jedoch die behauptete Kenntniss der Metalle, deren Nutzung als die unerlässliche Bedingung einer rascheren Bewältigung der nächsten Lebensbedürfnisse und des-

---

\*) Unübertroffen in Fülle der Gelehrsamkeit und ihrer Ergebnisse wie in anziehendster Darstellung bleibt das, was Jacob Grimm über die gemeinsamen Grundlagen der frühesten Lebensentwicklung europäischer Völker in den einleitenden Abhandlungen zur „Geschichte der deutschen Sprache“ niederlegte. Der Werth dieses Schatzes von Funden und Beobachtungen ist jedoch von dem Zwecke seiner Anlage unabhängig. Statt für die Einwanderung von Asien her, die er begründen soll, bleibt er eher nach entgegengesetzter Seite verwendbar, für die Beziehungen des alteuropäischen Stammes zu einigen nach Asien vorgedrungenen Völkern, eine Richtung, für welche eine ausgesprochene Abneigung dem grossen Forscher die Unbefangenheit des Urtheils trübte.

\*\*) Wenn, wie man glaubt, schon in frühester Zeit Könige mit ihren Königinnen an der Spitze der indogermanischen Völker standen, so müssen sich diese Dynastien doch erst nach dem Abzuge der meisten keltogermanischen Geschlechter gebildet haben, oder auf dem weiten Wege der Wanderung, wie so manches Andere der urheimatlichen Culturausstattung, abhanden gekommen sein; denn bekanntlich hat man sich in Gallien wie in Germanien lange Zeit ohne monarchische Regierungsform behelfen müssen.

halb zugleich als Grundlage wie als Gradmesser aufsteigender Bildung zu betrachten ist.

Diese Frage, die wichtigste der alten Culturgeschichte, zeigt zugleich, wie wenig Sicherheit für so frühe Zeit die Sprachkunde gerade da zu bieten vermag, wo eine Auskunft am willkommensten wäre.

Drei Metalle sind es, welche man mit Bestimmtheit dem „indogermanischen Urvolke“ zuweist. Unter diesen sind jedoch Gold und Silber von weit geringerer Bedeutung als das dritte, über welches man aber noch nicht einig werden kann, ob es Erz oder Eisen war. Diese Unsicherheit ist vollkommen begreiflich und auf sprachlichem Gebiete wohl kaum zu lösen. Das Sanskritwort für Erz, Bronze, *au dumbara*, steht eben so vereinzelt wie das griechische *χαλκος*. Die Bezeichnungen für dieses Metall im Lateinischen *aes* wie im Gothischen, *ais*, bieten allerdings nahe Beziehungen zu dem Sanskritworte *ayas*, dieses aber bedeutet nicht Erz, sondern Eisen. Das griechische *σιδηρος* und das lateinische *ferrum* haben unter sich keinerlei Berührung, das gothische *eisarn* (Eisen) steht im Ablautverhältniss zu *ais* (Bronze) und dieses Wort ist mit jenem sanskritischen *ayas* (Eisen) nur durch die Grundbedeutung von Metall überhaupt in Verbindung zu bringen.

So verworrene Verhältnisse aufzuklären und in einen urheimatischen Zusammenhang zu bringen, musste selbst linguistischer Zuversicht und Ausdauer versagt bleiben, einfach aus dem Grunde, weil der Gebrauch der Metalle jenen Völkern nicht gleichzeitig zukam und namentlich die aus Zinn und Kupfer gemischte Bronze in keiner Weise bis zu den Bildungszuständen jener entlegenen Fernzeit zurückzuführen ist, in welche der Auszug der Westvölker aus Asien zu verlegen wäre.

Wollte man aber bei der Dehnbarkeit culturhistorischer Systeme die Trennung und den Abzug nach dem Abendlande in die Zeit des Bronzegebrauches herabsetzen, so müssten die Völker auch alle übrigen Ergebnisse dieser Entwicklungsperiode aus ihrer vermeintlichen Heimat mit auf die Wanderung genommen haben. Unter Anderen gewiss auch den Ziegelbau, dessen Material im Gegensatz zu den Bestandtheilen der Bronze überall zu finden und dessen Ausführung leichter blieb als jene des Bronzegusses.

Schon nach dem Eintritt des ersten europäischen Winters müssten sich jene Indogermanen seiner erinnert und untereinander gesprochen haben: „Wohlauf, lasset uns Ziegel streichen und brennen und Ziegel nehmen zu Stein und Thon zu Kalk (Moses I, 11).“ Dass aber keine solche Spur eines bestimmt nach Asien hinweisenden Zuges frühzeitiger

Bildung bei den Westvölkern zu finden ist, lässt sich selbst nicht aus der Art jenes imaginären Wandertriebes erklären, denn dieser soll ja keineswegs den Ackerbau ausgeschlossen haben\*), welcher doch feste Niederlassungen und längeres Verweilen in den einzelnen Ländern unbedingt voraussetzt.

Ein freiwilliges Aufgeben eines solchen einmal gewonnenen Besitzes lag jedoch niemals in der Art europäischer Völker. Eine allgemeine Auswanderung in Folge von Naturereignissen oder dem Andringen übermächtiger Feinde wurde stets als ein grosses Unglück, als ein Gebot der harten Nothwendigkeit betrachtet und erscheint nirgends als die Aeusserung unbestimmter, unruhiger Wanderlust. Das wiederholte Fortstossen und Aufscheuchen eines Volkes durch die nachdrängenden Einzügler, das Zurücknöthigen desselben in die Zustände des Nomadenlebens würde sicher eine fortschreitende Verwilderung herbeigeführt haben, und es müssten deshalb unfehlbar die am weitesten weggeschobenen Völker als die rohesten, die verhältnissmässig am nächsten beim Ausgangspunkte verbliebenen als die entsprechend gebildetsten erscheinen.

Wie wenig aber diese aus der Annahme der Wanderung sich ergebenden Schlüsse auch nur im Allgemeinen mit den Thatsachen übereinstimmen, zeigt eine Vergleichung der Kelten als der äussersten, westlichen Völker mit den Slaven des 6. Jahrhunderts, welche als die letzten der sprachverwandten Einwanderer von Osten her betrachtet werden und nichtsdestoweniger einen gleichen, wenn nicht noch weit geringeren Bildungsumfang aufweisen als Jene, ungeachtet der keltischen Wanderung durch den ganzen im Urzustande befindlichen Welttheil, welche von den nachrückenden Germanen, nach der herrschenden Vorstellung, fortwährend beunruhigt sein musste. Sowie aber im Allgemeinen die ersten Bildungselemente nicht auf die asiatische Wanderung zurückzuführen sind, so verhält es sich in gleicher Weise auch mit dem Gebrauche der Metalle.

---

\*) Eine Verbindung des herumstreifenden Hirtenlebens mit dem Ackerbau, welche man als die durchgehende Lebensweise der alteuropäischen Völker annimmt, konnte nur ausnahmsweise eintreten. Wir treffen diesen Zustand nur bei den Völkern, welche zu einer Auswanderung veranlasst den Besitz des neugewonnenen Landes noch nicht für gesichert halten, wie die Kelten, welche Oberitalien besetzten und sogleich den Ackerbau aufnahmen, den Hauptwerth jedoch auf den Besitz von Gold und Viehherden legten, weil dieselben wieder leicht fortzubringen waren (Polybios). Sobald diese Unsicherheit verschwand, wurde das Zelt und der Wagen überall sofort mit dem dauernd aufgerichteten Hause vertauscht.

Fassen wir den Gebrauch von Erz (Bronze) und Eisen ins Auge und fragen, ob sich derselbe bei den deutschen Völkern ältester Zeit weiter noch begründen lasse, als aus den Worten der gothischen Sprache des 4. Jahrhunderts, so begegnet zunächst das Bedenken, ob das Ablautverhältniss von *eisarn* zu *ais* (Bronze) nicht überhaupt schon gegen eine nähere Kenntniss und eine durch dieselbe bedingte Unterscheidung der beiden Metalle zeugen müsste. Jedenfalls bewährt dies Verhältniss der Bezeichnung zweier so durchaus verschiedenartiger und zugleich so überaus wichtiger Stoffe eine gewissermaassen oberflächliche und gleichgültige Beachtung derselben, während alle nachweisbar metallkundigen und metallarbeitenden Völker des Alterthums ihre bestimmt verschiedenen Bezeichnungen für Erz und Eisen besitzen. Reicht aber wirklich das gothische Wort *eisarn* in die fernste Frühzeit, und liegt seiner Wurzel dieselbe Vorstellung wie jene von *aes* und *aurum* zu Grunde, so tritt zu diesen, wie Grimm überzeugt ist, auch unser *is*, Eis, *glacies*. Der Begriff von Glanz und Härte konnte dann aber ursprünglich von dieser Naturerscheinung nur auf Metalle übertragen werden, welche bereits in bearbeitetem Zustande zur Anschauung gelangten, denn die rohen Erze von Eisen und Kupfer bieten jene Eigenschaften für ihre Bezeichnung nicht. Ob dieser Umstand gerade für einen orientalischen Ursprung jener Wortbildung und eine uralte Metallkunde der deutschen Völker spricht, lassen wir dahin gestellt, wie überhaupt auch die Frage, ob der Besitz eines Wortes unbedingt zugleich den Besitz der Sache im vollsten Umfang ihres Gebrauches und der Kenntniss ihrer Herstellung und Bearbeitung verbürgen kann.

Wir können um so eher von solchen sprachlichen Deductionen absehen, als selbst die philologische Darstellung der ältesten Culturgeschichte es nicht gerade allzu genau in diesem Punkte nimmt. Die Uebertragung der Erzkunst aus „Arien“ nach der Mitte oder dem Norden Europas hat man vorzugsweise den Kelten zugetheilt, obschon keines jener Völker, welche man für ihre unmittelbare Nachkommen erklärt, ein zweifelloses altes Wort für Kupfer oder Bronze aufzuweisen hat\*).

---

\*) Bei J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, Seite 9, in seiner Zusammenstellung der europäischen Metallnamen, ist das angeblich celtische *prês* oder *pras*, Kupfer und Erz, ein Wort sehr ungewissen Alters, nicht aufgeführt. Dafür giebt er das irische *umha*, welches jedoch nur Kupfer bedeuten könnte, denn das Wort *credh-umha* soll das Erz dieses Metalles bezeichnen. Von der gemischten Bronze existirt kein einfacher Rohstoff. Dieses *umha* ist jedoch nicht unbedingt auf das Sanskritwort *udumbara*, *aes*, zu beziehen, da es dieselbe „Aehnlichkeit“ mit der siamesischen Bezeichnung *Tombah*, einer Metallmischung aus Kupfer und Gold, ergiebt, aus welcher aller Wahrscheinlichkeit

Solche Behauptungen führen zunächst zu der Frage, in welcher Weise wir uns diese Uebertragung des Erzgebrauches von Asien nach Europa vorzustellen hätten. Ob wir annehmen sollen, dass die Völker bei der Einwanderung etwa eine solche Masse fertiger Erzgeräthe, welche für einen langen Zeitraum ausreichen konnte, mitbrachten, oder ob sie den fortdauernden Bezug von Kupfer und Zinn durch Handelsverbindungen zu erhalten wussten. Wir müssten, um nur bei den Gothen am Pontus zu verbleiben, diese unmittelbaren Verbindungen bis nach Britannien erstrecken oder nach einem noch unbekanntem Punkt in Centralasien verweisen, denn sobald wir irgend einen Verkehr mit den semitischen Völkern in Betracht ziehen, erhält sofort die Kenntniss und Mittheilung des Erzes eine ganz andere Erklärung als von der Völkerheimat in „Arien“ her.

Je mehr man aber bei der vermeintlichen Westwanderung sich dem Lande des Zinns näherte, um so weiter entfernte man sich von dem Bezuge des Kupfers\*), und jedenfalls in den neuen Wohnsitzen Galliens und Germaniens (aber auch weit früher schon) mussten den Einwanderern die Mittel fehlen, von ihrer Kenntniss des Erzes Gebrauch zu machen. Bei dem Mangel an Kupfer und Zinn musste sich das erkundige Volk für die Herstellung seiner Werkzeuge und Waffen zur Bearbeitung der nächstliegenden Stoffe herbeilassen und zur Benutzung von Stein, Holz, Knochen und Horn zurückgreifen. Wir gelangen somit selbst auf dem Wege der Einwanderung schliesslich zu einem Resultate, welches sich auch ohne diese Annahme aus den Denkmalen selbst ergibt, aber keineswegs den sprachlichen Voraussetzungen entspricht. Wir hätten das Wort ohne die Sache, die Kenntniss der Metalle und den Gebrauch des Steines!

---

nach, das „indische Erz“, jener mit kostbaren Edelsteinen besetzten Gefässe und Geräthe, bestand, welche nach Strabon XV, 2 bei feierlichen Aufzügen von den Indern umhergetragen wurden. Die bekannte goldfarbige aber werthlose Metallmischung, welche ihren Namen *Tombak* von jenem siamesischen Erze herleitet, war aber bereits zur Zeit der Abfassung der keltischen Wörterbücher weit verbreitet, und ist sehr möglicher Weise aus dem Munde des Volkes, einigermaassen verändert, wie so manches ähnliche in den Wortschatz der sogenannten keltischen Sprachen gelangt. Die Sprechweise des Wortes, wie sie bei dem rheinischen Volke für diese Art Metallmischung hier und da noch begegnet, lautet *Dumbach* und *Dumback*, und würde noch nähere, jedoch ebenso wenig aus einer Urverwandtschaft herzuleitende Beziehungen zu dem Sanskritworte bieten.

\*) Man müsste denn etwa nachträglich vielleicht noch einige bergmännische Kenntnisse dem Verzeichniss der culturlichen Eigenschaften der „indoatlantischen“ Völker beifügen wollen. Im Keltischen, wo Alles zu finden ist, liessen sich gewiss aus einem und dem anderen Sprachzweige einige auf Bergbau bezügliche Ausdrücke und Worte zusammenbringen!

Was nützt es, sich von dieser Thatsache abzuwenden? Es ist nun einmal erwiesen, dass die primitiven Lebensverhältnisse, welche durch den Gebrauch der Steingeräthe bezeugt werden, zum Theil noch in die historische Zeit herabreichen. Sie erscheinen für die kelto-germanischen Völker nur dann undenkbar und unmöglich, wenn man sie nicht als das betrachtet, was sie waren, als das Zeugniß zurückgehaltener Entwicklung der Culturanlage einer sesshaften Bevölkerung, ausser unmittelbarer Berührung mit anregendem Verkehr.

Die fortschreitende Veränderung dieser Zustände seit der Zeit, als dieser Verkehr von den Culturstaaten aus die Völker Galliens und Germaniens in ihren Ländern selbst aufsuchte, bestätigt wohl am besten den ursprünglichen Charakter früherer Lebensweise und den geringen Umfang der Hülfsmittel, mit welchen es dennoch jenen hochbefähigten Völkern bereits gelungen war, den Bildungsbereich wilder Stämme weit hin zu überschreiten.

Zustände wie jene des ausschliesslichen oder vorwaltenden Gebrauchs von Stein- und Knochenwerkzeugen sind bei allen Völkern der Erde nur aus zwei Ursachen zu erklären; entweder aus Beschränktheit der Bildungsanlage oder aus Mangel ihrer Entwicklung. Die erstere kann hier so wenig in Betracht kommen, als eine dritte Annahme, die eines Rückfalles in Verwilderung. Im ganzen Gebiete der Völkerkunde wäre kein bestätigendes Beispiel aufzufinden, dass ein Volk aus höheren Bildungsverhältnissen durch unglückliche Schicksale einmal in Zustände von Wilden oder Halbwilden zurückversetzt sich die Fähigkeit zu einer so bedeutenden Wiedererhebung bewahren konnte, wie sie in der Geschichte der mitteleuropäischen Völker vorliegt. Würden die Germanen durch die Verhältnisse gezwungen zum Aufgeben des Metallgebrauches und zur Wiederaufnahme der Steinwerkzeuge gelangt sein, so müsste dieser Rückschritt im Zusammenhange mit der Wirkung des ungünstigen Klimas ihrer neuen Wohnsitze\*) ein

---

\*) Schwer glaublich wird es späteren Zeiten erscheinen, dass in der unserigen die Annahme Geltung fand, ganze Völker seien, wie manche Thiergattungen, einem Wandertriebe, nach einer bestimmten Weltgegend folgend, aus günstigen Klimaten in ungünstigere fortgezogen und zwar unter der doppelt erschwerenden Voraussetzung, dass sie damit freiwillig ein wichtiges, ihnen früher zugeheiltes, culturliches Hülfsmittel, wie den Gebrauch des Metalls, aufgeben mussten. Jede Zeit hat eben ihre eigenthümliche Befangenheit in gewissen Vorstellungen, so auch die unserige, trotzdem sie so viele derartige Irrthümer der vorhergehenden beseitigt hat. Wenn selbst unser verehrungswürdiger J. Grimm die Ansicht äusserte, dass die Einwanderung der Gesamtbevölkerung unseres Welttheils von Asien her nur noch geringe Gegner habe, so drängt sich die Bemerkung auf, dass hier nicht die Bedeutung der Person in Betracht kommt, sondern

Herabsinken der Gesittung, eine stumpfe Verwilderung, eine Barbarei der Verkommenheit zur Folge haben, welche zu der naiven Barbarei langsamer Entwicklung einen wesentlichen Gegensatz bildet, und mit der Frische, Empfänglichkeit und selbstbewussten Haltung, den Sitten und Rechtsverhältnissen dieser Völker ganz unvereinbar erscheint.

Durch Betrachtungen und Bedenken dieser Art hat man sich jedoch nicht im Geringsten beunruhigen lassen. Die Worte für die Metalle sind gefunden; obgleich nicht in treffendem Zusammenhang mit den orientalischen Bezeichnungen, müssen sie doch von der Wanderung aus Asien mitgebracht sein. Die Priorität des Erzgebrauches ist aus dem Ablautungsverhältniss der Bezeichnung von Eisen constatirt, Erzgeräthe sind überdem in Menge auf deutschem Boden gefunden worden, und damit betrachtet man die Sache ein- für allemal als abgemacht! Weitere für „Nebensache“ erklärte Untersuchungen überliess man der Alterthumsforschung, welche nur insofern sich irgend einer Beachtung erfreuen dürfte, als sie auf jene linguistisch-historischen Prämissen einzugehen bereit war.

Sehen wir zu, wohin die Ergebnisse antiquarischer Forschung in dieser Richtung gelangen konnten und ob jene Einwirkungen einen fördernden und klärenden oder verwirrenden und störenden Einfluss auf die Beurtheilung der Verhältnisse äusserten.

Doch dazu bedarf es eines Rückblickes auf den ganzen Verlauf der antiquarischen Bestrebungen sowohl in Deutschland als bei unseren einigermaassen entfremdeten Stammgenossen im skandinavischen Norden, welcher so wenig bei einer Gesamtbetrachtung der germanischen Alterthümer selbst, als bei einer Prüfung ihrer wissenschaftlichen Erklärung ausgeschlossen werden kann.

---

die Begründung der Sache, um die es sich handelt. Es kann eine Ansicht, welche nur die Analogien der Geschichte zu ihrer Unterstützung in Anspruch nimmt, eher das Richtige treffen, als eine mit der erdenklichsten Gelehrsamkeit gegen Tradition und Historie gerichtete Hypothese, wie dieser regelmässige Einmarsch einer Reihe von Völkern aus Asien nach Europa. Wir brauchen nicht daran zu erinnern, dass es gerade die hervorragendsten Vertreter der wissenschaftlichen Disciplinen sind, welche in einseitiger Verfolgung und Erweiterung ihrer lichtbringenden Entdeckungen jene Systeme construiren, deren Beseitigung den jeweiligen Fortschritt der Wissenschaft bezeichnet.

### Ueberblick der seitherigen Ergebnisse der antiquarischen Forschung.

Das Studium der Landesalterthümer in Deutschland und Skandinavien zeigt eine wesentliche Verschiedenheit in der Art seines Verlaufes und seiner Ergebnisse. Der Vorzug früherer Uebersicht des Thatbestandes ist unleugbar auf Seite des Nordens. Wenn auch der weit geringere Umfang des Gebietes hier als entscheidende Begünstigung zu betrachten ist, so wird es doch gern anerkannt werden, dass dieser verhältnissmässig schnelle Erfolg zunächst aus einer allgemeineren Theilnahme für die Ueberlieferungen und Denkmale der heidnischen Zeit hervorging, welche bei uns nur in Kreisen der Gelehrten gepflegt, im Norden aber bei dem gesammten Volke niemals erloschen war.

Der Grund dieser Erscheinung ist bis auf die Verschiedenheit der Zeit und Art des Uebertrittes der germanischen Völker zu christlicher Lehre zurückzuführen. In den Norden gelangte das Christenthum erst nachdem es sich schon fünf Jahrhunderte früher unter den deutschen Stämmen verbreitet und den letzten Widerstand des Heidenthums seit zwei Jahrhunderten bereits gebrochen hatte. Während dieser Erfolge hatte die Kirche Manches von jenem rücksichtslosen Verfolgungseifer gegen alle und jede Tradition der heidnischen Vergangenheit aufgegeben, welchen sie in Deutschland anderen Verhältnissen gegenüber für geboten hielt, und diesem Uebergang zu einer objectiveren Betrachtungsweise des Heidenthums hat der Norden zunächst die Erhaltung seiner Götter- und Heldensage, die Rettung zahlreicher Denkmale seiner Vorzeit zu danken, obgleich hierfür auch der wichtige Umstand mitwirkte, dass der Uebertritt zu christlicher Lehre sich in einer Zeit besonders gehobenen Nationalgefühles vollzog. Es war die Zeit, in welcher die nordischen Stämme, die Verwirrung und Erschöpfung ihrer Nachbarvölker benutzend, durch glückliche Raub- und Eroberungszüge ihre Namen mit dem Glanze kriegerischen Ruhmes umgaben und Erfolge gewannen, welche ihre späteren Versuche nur vorübergehend zu erreichen vermochten.

Das ganze Mittelalter hindurch in einem Verhältnisse von Abgeschlossenheit, die wenig von den Bewegungen des Südens berührt wurde, blieb das Andenken jener Zeit in einer Fülle von Sagen, Liedern und historischen Traditionen in dem Volke so lebendig, dass es selbst nach dem Eintritte seiner Theilnahme an der wissenschaftlichen Bildung und

Thätigkeit des Südens mit Vorliebe in der Pflege dieser Erinnerungen beharrte, welche zugleich auf die genauere Erforschung der Denkmale und Ueberreste der Vergangenheit hinleiten musste. Das Ergebniss dieses Strebens war die Bildung der beiden grossen Museen von Kopenhagen und Stockholm, von welchen namentlich das erste an Reichthum und allseitiger Vollständigkeit der Landesfunde unübertroffen die Grundlage für das Studium der nordischen Alterthümer bildet\*).

Anders waren die Verhältnisse in Deutschland von früher Zeit her; hier, wo das Christenthum nur schwer und langsam, theilweise erst in Folge erbitterter Kriege den Sieg über den alten Glauben des Landes gewann, musste es zu seiner dauernden Befestigung auf eine vollkommene Vernichtung jeder Verbindung mit der heidnischen Vorzeit bedacht sein. Sein Angriff beschränkte sich nicht auf den Umsturz der heiligen Säulen, Bäume und Tempel; er wendete sich mit ebenso nachhaltigem als nachdrücklichem Eifer gegen jede Lebensäusserung heidnischer Begriffe und Anschauungen, gegen jede Erinnerung an die Vergangenheit. Konnten diese Bestrebungen auch nur theilweise nach einzelnen Seiten hin dauernde Erfolge gewinnen und vermochten sie nicht gänzlich das Volksleben aus seiner durch innere und äussere Anlagen bedingten Richtung zu drängen, so veranlassten sie zunächst doch den schmerzlichen Verlust unserer ältesten heimischen Ueberlieferungen und mussten wesentlich dazu beitragen, das Volk allmählig aus aller bewussten Verbindung mit der Geschichte seiner Vorzeit zu bringen.

Die neue und hervorragende Stellung, welche das Reich und Volk der Deutschen in dem bewegten Leben des Mittelalters einnahm, war viel eher geeignet, diesem nachtheiligen Einfluss freie Hand zu lassen als ihm hemmend zu begegnen. Bei der unmittelbarsten Betheiligung der Nation an der Geschichte des Welttheils konnte es geschehen, dass sie ihre eigene aus den Augen verlor und die Ueberlieferung ihrer, ohnehin feindlich und geringschätzend behandelten, heidnischen Vorzeit so weit der Vergessenheit überliess, dass selbst von den Römerkriegen jede einheimische Kunde bis auf eine unbestimmte und verworrene Erinnerung erlosch.

Spät erst nach Auffindung der römischen Historiker in einer geistig erregten, wissenschaftlich strebsamen Zeit wirkten besonders die Germania\*\*) und die Annalen des Tacitus auf die Wiederbelebung der

\*) In welcher Weise dieses werthvolle Material geordnet und wissenschaftlich zu verwerthen gesucht wurde, werden wir später zu betrachten haben.

\*\*) Die erste Ausgabe der Germania von Tacitus: Nürnberg, Creusner, 1473. Die erste deutsche Uebersetzung derselben: Mainz, bei Schöffers, 1535.

Theilnahme für die alte Volksgeschichte, welche jetzt erst die Grossartigkeit ihrer Umrisse zu zeigen begann. Die unschätzbaren römischen Schriften wurden rasch ein bevorzugter Gegenstand gelehrter Forschung und blieben es selbst während der traurigen Geschehnisse des grossen deutschen Krieges und der langdauernden ihm folgenden Erschöpfung. Was die bedeutende Gelehrsamkeit dieser Zeit für die Erläuterung und das Verständniss jener Ueberlieferungen geleistet, beschränkt sich nicht auf das rein historische Gebiet, es hat auch der deutschen Alterthumskunde die erste Anregung, theilweise schon eine sichere Grundlage gegeben und zu Gunsten ihrer Entwicklung dazu beigetragen, die Theilnahme für die nationale Vorzeit zu erwecken und zu verbreiten. In Folge dieser Einwirkung fanden schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zufällige Entdeckungen germanischer Grabalterthümer, welche früher unbeachtet geblieben, eine grössere Werthschätzung und eingehende Untersuchung.

Diese Entdeckungen veranlassten bald selbst eine unmittelbare Untersuchung der alten Grabhügel, welche bis dahin als die einzigen Denkmale heidnischer Zeit unter dem Schutze abergläubischer Furcht erhalten waren. Die Erhebung ihres Inhaltes, oft schon mit Umsicht und Sorgfalt ausgeführt, brachte manche werthvolle Fundstücke, welche jedoch, unter die Curiositäten der fürstlichen Kunstkammern und Antikencabinette zerstreut, erst in späterer Zeit wieder zusammengeordnet und der Forschung zugänglich geworden sind.

Die gleichzeitigen Beschreibungen und Untersuchungen dieser Ausgrabungen und Funde bilden eine umfangreiche Literatur, deren Kenntnissnahme grossentheils heute noch interessant und lehrreich, jedenfalls einen beschämenden Maassstab für den vorlauten Dilettantismus unserer Zeit gewährt, welcher sich durch geringschätzende Behandlung früherer Leistungen auf eine leichte Weise den Anschein vorgeschrittener Einsicht zu geben sucht.

Auf Clüver's *Germaniae antiquae libri III*, 1632, ein Werk, welchem kein anderes Volk ein gleich bedeutendes aus dieser Zeit zur Seite stellen kann, folgten alsbald eine Menge Abhandlungen und grössere Werke über deutsche Alterthümer, grösstentheils mit besonderer Berücksichtigung des speciell antiquarischen Forschungsgebietes. An die Schriften von Balduin Frank, Büttner, Tenzel, Bebel und Trever, alle noch aus dem 17. Jahrhundert, schlossen sich in noch grösserer Anzahl jene des 18. Jahrhunderts, in den Werken von Arnkiel, Stieff, Hermann, Keyssler, Rhode, Nünningh, Cohausen, Eck-

hardt, Cleffel, Hansselmann, Schwabe, Dünnhaupt, Pickel und sehr vieler anderen \*).

Bereits vor der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, als sich das Bedürfniss einer übersichtlichen Sammlung dieser Literatur geltend machte, zählen die aufgestellten Verzeichnisse von Trever und Nolten über 1000 Büchertitel.

Wir finden schon 1751 eine Untersuchung über die Anzeigen von Handelsverbindungen bei den Germanen \*\*) und bis zu den Jahren 1688, 1720, 1759, 1764 reichen die Anweisungen über die beste Art der Ausgrabung \*\*\*) und Beschreibung von Alterthümern.

Schon aus diesen Thatsachen ergibt sich die weitverbreitete Theilnahme für diese Forschungsrichtung, sowie der Eifer und Ernst ihrer Thätigkeit. Wenn ihre Erklärung nicht überall das Richtige traf, so ist dies nicht etwa nur dem einseitigen Gebrauche gelehrter Mittel zuzumessen, sondern vielmehr jenen allgemeinen irrthümlichen Vorstellungen, welche, je nach dem Charakter der Zeit wechselnd, sich überall geltend machen, und jetzt noch, wenn auch in anderer Art und Gestalt, so gut wie damals Fehler und Missgriffe veranlassen, nur mit dem einzigen Unterschiede, dass die jetzigen gerade nicht immer aus einer Verwirrung durch übergrosse Menge gelehrten Wissens zu entschuldigen sind. Bemerkenswerth erscheint es weiterhin, dass uns in dieser Menge von Schriften bei aller Pietät und Wärme für ihren Gegenstand wenig oder nichts von jenen widerlichen Aeusserungen nationaler Ueberhebung und Eitelkeit begegnet, welche in der neueren Literatur der Dänen so ausnehmend abstossend wirken.

Nach Umfang und Verdienst dieser früheren Leistungen bleibt es kaum zu erklären, mit welchem Gleichmuthe seither die Anmaassung unserer Nachbarn aufgenommen wurde, welche, obgleich sie ihren nationalen Alterthümern später erst eine wissenschaftliche Untersuchung zugewendet haben, sich das Ansehen geben, uns als angehende

---

\*) Die nicht einmal ganz vollständigen Verzeichnisse dieser zahlreichen Schriften finden sich bei G. Klemm, Handbuch der german. Alterthumskunde, 1836, und Sam. Chr. Wagener, 1842, Handbuch der in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidn. Zeit.

\*\*) J. G. Böhme, De commerciorum apud Germanos indicis. Leipzig 1751.

\*\*\*) M. G. Trever, Kurze Beschreibung der heidn. Todtentöpfe, welche in der Mark Brandenburg jetzt haufenweise ausgegraben werden. 1688. — Rhode, Cimbrisch-holsteinische Antiquitäten. Remarks, 1720. — Chr. L. Schäffer, Beiträge zur Vermehrung der Kenntniss der deutschen Alterthümer. 1764. — Versuch eines Entwurfs, nach welchem die Alterthümer des platten Landes am glücklichsten aufzufinden und am brauchbarsten zu beschreiben sind. Hannover und Braunschweig, 1759.

Schüler meistern und belehren zu können. Es ist deshalb um so höhere Pflicht, auf die Bedeutung jener älteren Forschungen hinzuweisen, als zudem noch vieles, was bereits vor anderthalbhundert Jahren Gemeingut deutscher Wissenschaft war, in unseren Tagen als vollkommen neue Entdeckung proclamirt und fremden Verdiensten zugewiesen wird\*).

\*) Wir geben hierüber mit Folgendem ein treffendes Beispiel in der Frage über die erste Kundgebung einer richtigen Beurtheilung der alten Steingeräthe und stellen dabei die Ansichten eines Marburger Studiosus aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts einer Aeusserung des Herrn A. Morlot gegenüber, welcher in seinen Schriften und Wandervorträgen dem allgemein erwachten Bedürfniss, über Stein-, Erz- und Eisenperiode etc. mitreden und mitschreiben zu können, so zeitgemässe Abhülfe zu schaffen wusste, der als Entdecker eines geologischen Messungsverfahrens zur chronologischen Bestimmung jener drei Perioden durch Erläuterungen ihres Systemes, durch Mittheilung der betreffenden Phrasen, Schlagwörter, Namen der Autoritäten etc. sich eine so grosse Zahl angehender Antiquare und Pfahlbauschriftsteller zu Dank verpflichtete. Wir entlehnen Folgendes der Schrift: „Das graue Alterthum, eine Einleitung in die Studien der Vorzeit von A. Morlot, aus dem Französischen übersetzt von Bärensprung, Schwerin, 1865“ von Seite 9 u. f.

Nachdem der Verfasser erwähnt, dass in Japan und China die steinernen Aexte und Keile als Reliquien der Vorfahren verehrt werden, fährt er fort:

„Europa blieb hinter China und Japan ein wenig zurück. Als im Jahre 1734 der Alterthumsforscher und Numismatiker Mahudel in der Akademie von Paris einen Aufsatz über die angeblichen Donnerkeile vorlas, worin er nachwies, dass dies die ersten Geräthe waren, deren sich die Menschen bedient hätten, wurde ihm vorgehalten, dass er „die Gründe nicht angegeben habe, welche die Unmöglichkeit einer Steinbildung in den Wolken bewiesen“. Im Jahre 1758 erschien endlich ein Werk von Goguet über den Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften, in welchem der Verfasser sein Thema ausgezeichnet durchführte. In der Vorrede stellt derselbe einen Grundsatz auf, welcher hier wörtlich angeführt zu werden verdient. „Als ich mich, namentlich für die frühesten Zeiten, von Thatsachen und historischen Denkmalen beinahe völlig verlassen sah, zog ich alles zu Rathe, was die Schriftsteller uns über die Sitten der Wilden berichten . . .“ „Weiterhin gelangt Goguet bei Beschreibung der Steinbeile und ähnlicher in Europa gefundener Gegenstände zu der Erkenntniss, dass sie Geräthschaften gleich denen der Wilden sind und von unseren Vorfahren gebraucht wurden, als diese noch kein Metall kannten . . .“ „Aber Goguet war seinem Jahrhundert voraus und seine wichtigen archäologischen Bemerkungen gingen für seine Zeitgenossen verloren. Später behandelte deCaumont diese Frage als Gelehrter ersten Ranges. Er erkannte, dass die Menschen zuerst Stein, dann Kupfer, Bronze und endlich Eisen bearbeiteten . . .“

„Es war nordischen Gelehrten vorbehalten, endgültig auf den rechten Weg zu leiten. In Kopenhagen, dem Athen des skandinavischen Nordens, befasste man sich schon im vorigen Jahrhundert mit der Sammlung dieser Aexte und Keile aus Feuerstein. Es war eine Lieblingsmeinung der Gelehrten, in ihnen symbolische oder gottesdienstliche Geräthe aus der Heidenzeit zu sehen. Das war nicht übel ausgedacht. Aber die leere Vermuthung ersetzt nicht den Vernunftschluss. — So war es denn ein Ereigniss, als

Nur die Schwerfälligkeit damaliger Gelehrsamkeit, die Vereinzelung der Bestrebungen, der Mangel eines Stützpunktes auf grosse Sammlungen waren es, welche in jener Zeit wie noch weiterhin auf längere Dauer die Erreichung eines bestimmten Gesammtergebnisses dieser Studien verhinderte. Doch selbst die schweren Verhängnisse, welche

C. J. Thomsen daselbst im Jahre 1832 eine Abhandlung über die Steinalterthümer des Nordens veröffentlichte, in welcher er nachwies, dass diese Gegenstände den Werkzeugen und Waffen der heutigen mit Metall unbekanntem Wilden entsprächen etc.“

Diesen phrasenhaften Behauptungen lassen wir den Auszug jener 150 Jahre älteren Abhandlung folgen.

Dissertatio historica de urnis sepulchralibus et armis lapideis veterum Cattorum. Johannes Oesterlingius Casselanus Haßsus. Marburgi, 1714.

Nach Beschreibung der Ausgrabung eines grossen Grabhügels auf der Haide bei dem Dorfe Maden in Hessen, im Auftrag und Beisein des Landgrafen Carl, wird zuerst die Lage der drei Skelette, der verschiedenen Urnen, zweier Feuersteinmesser, zweier Steinbeile und eines durchbohrten Steinhammers angegeben. Sodann folgt die Widerlegung der Ansicht derjenigen, welche diese Gräber einer anderen Zeit als der germanischen zuthellen wollen, sowohl aus der Geschichte der Gegend als der Begräbnisweise mit Bezugnahme auf andere Grabhügeluntersuchungen vom Jahre 1690. Dann heisst es in Bezug der Steinwaffen:

„Lapides cur Majores nostri Urnis suis adjecerint, non unum omnes sentiunt. Quidam temere additos fuisse arbitrantur, quos refutat ipse rerum usus. Alii, ut Arnkielius (M. T. Arnkiel, Cimbrische Heidenreligion, Hamburg, 1703) cui omnes ejus generis lapides Donner-Keile vocantur, hanc rationem reddit: veteres ideo adposuisse reliquias, quia iis, ut remedio, contra varia pericula in vita et morte usi fuerint . . . Dein et omnes populos septentrionales maxime fecisse lapides ob ignem quem in se continent, quo nihil magis sacrum apud illos habebatur. *Sed haec, ut verum fatear, nimis longe petita et magis subtilia et acuta, quam vera esse videntur* . . . Cum et verborum Taciti: „sua cuique arma adjiciuntur“ et simpliciter Germanorum memor essem, forte non injuria suspicatus sum, *haec olim arma fuisse veterum Cattorum*. Nemo est, qui ignorat antiquissimis temporibus cum nulli exteri tentassent hanc gentem, simplicissimum fuisse Germanis nostris vitae genus, ac proin ad usum vitae communem adhibita simplicissima primum obvia et quae non summo studio parabantur. . . . Et id sane ex omnium fere gentium moribus, qui antiquissimo aevo vixerunt, clarissime mihi constare videtur . . .

Der Verfasser beweist dies durch Beispiele und Citate aus römischen Schriftstellern über die Art der ältesten Waffen, besonders jener der nördlichen Völker, und fährt dann fort in Bezug auf den Steinhammer des Grabes von Maden:

. . . Malleus ille lapideus testatur quam clarissime et ceterorum lapidum usum in rebus bellicis. *His nihil frequentius in majorum tumulis reperitur, ut sine omni dubio veterum armis annumerandi sint* . . . *Si tamen quisquam sit, qui neget haec armorum vicem praestasse Germanis, adeat ille Louisianos aliosque populos Americae Septentrionalis inexcultos, qui in hunc usque diem lapidibus acutis pro cultris et armis utuntur* . . . 1714“.

Wir ersehen aus dieser Zusammenstellung, inwiefern die Herren Mahudél, Goguet und überhaupt „cette belle conquête dans le domaine de la science“

der Schluss des Jahrhunderts und der Beginn des neuen über unser Land brachten, vermochten nicht den Fortgang dieser Bestrebungen zu hemmen. Die Zeit der Fremdherrschaft war es vielmehr, welche der Thätigkeit für die Kunde unserer Vorzeit und ihrer Denkmale eine mächtige, bis jetzt fortwirkende Anregung gab. Gleiche Gefahr wie zur Zeit der alten Römerkriege, die gleichmässig drohende Entscheidung über Leben und Zukunft unserer Nation führte zu den letzten und tiefsten Quellen ihrer Macht, zu der Hebung des Selbstgefühls und der Selbstachtung des Volkes durch die Erinnerung an die alten Ehren des Landes und die Grossthaten einer mehrtausendjährigen Geschichte. In dem brennenden Gefühl der Unterdrückung wie in der Freude der wiedergewonnenen Unabhängigkeit haftete fester der Blick an den Denkmalen jener alten, mit welthistorischer Kraft und Leidenschaft geführten Kämpfe gegen das weltbezwingende Rom.

Eine tiefer eingehende Erforschung der germanischen Grabhügel, der zerstörten Römerlager, der alten Befestigungslinien und Niederlassungen fand die vielseitigste, alle deutschen Lande umfassende Betheiligung. Die Art und Weise der Untersuchung erhob sich bald zu einer des Gegenstandes und seiner wissenschaftlichen Bedeutung würdigen Sorgfalt, so dass von den ausserordentlich zahlreichen Ausgrabungsergebnissen verhältnissmässig nur wenige einen Zweifel an ihrer Verlässlichkeit gestattet und die meisten, zumal die wichtigsten, mit grosser Umsicht ausgeführt worden sind.

Die Menge des hier gewonnenen, überaus werthvollen Materials ist jedoch äusserst schwer vollkommen zu überblicken, da sie sich nicht etwa nur in die Museen der einzelnen Staaten, sondern in eine grosse Anzahl fürstlicher, städtischer, akademischer und Privatsammlungen vertheilte, mit welchen bald auch jene der zahlreichen Vereine für Alterthumskunde wetteiferten. Wir zählen 33 Museen und Sammlungen, von denen keine einzige bei Beurtheilung der deutschen Alterthümer unbeachtet gelassen werden kann, und die meisten von bedeutender Wichtigkeit sind. Diese Zahl fällt beinahe zu gleichen Hälften auf den Norden und Süden unseres Landes. 1) Preussen mit Berlin, Kiel, Hannover, Kassel, Wiesbaden, Bonn, Köln, Münster, Breslau, Trier. 2) Mecklenburg mit Schwerin. 3) Braunschweig mit seinem Museum. 4) Sachsen und Thüringen mit Dresden, Jena, Altenburg, Gotha, Meiningen, Hohenleuben. 5) Hessen mit Mainz und Darmstadt. 6) Baden

ihrem Jahrhundert und der deutschen Forschung vorangeeilt sind, und haben diesem Nachweis ebenso präventiöser als kläglicher Ignoranz nichts weiter beizufügen, als dass sich solche Beispiele ins Weite vermehren liessen.

mit Karlsruhe und Mannheim. 7) Württemberg mit Stuttgart und Ulm. 8) Bayern mit München, Augsburg, Landshut, Bamberg, Regensburg, Würzburg und Speyer. 9) Oesterreich mit Wien, Graz, Linz, Salzburg und Prag.

Zu diesen treten einige sehr bedeutende fürstliche Privatsammlungen, wie das Museum Sr. Königl. Hoh. des Fürsten von Hohenzollern auf Schloss Sigmaringen, die Sammlung Sr. Hoheit des Grafen Wilhelm von Urach auf Schloss Lichtenstein, die Gräfllich Erbach'sche Sammlung in Erbach im Odenwalde, jene des Fürsten Solms auf Schloss Braunfels etc. und die zahlreichen kleineren aber oft nicht minder werthvollen Sammlungen in Stade, Hildesheim, Lübeck, Magdeburg, Görlitz, Meiningen, Neuwied, Kreuznach, Aschaffenburg und mancher anderen Städte\*).

Ist es demnach für immer unmöglich geworden, die deutschen Alterthümer vorchristlicher Zeit in eine einzige grosse Sammlung zu vereinigen, welche an Reichthum und Gehalt selbst die nordischen Museen weit überragen würde, so hat doch die Forschung keinen Grund, diesen durch unsere nationalen Verhältnisse bedingten Mangel einer solchen Centralisirung als einen Nachtheil von entscheidender Wichtigkeit, als eine Lebensfrage für ihren Erfolg zu betrachten. Einerseits ist schon der Ersatz eines solchen Vereinigungspunktes für die allgemeine Uebersicht des Materials in jener umfassenden Sammlung gefunden, mit deren Ausführung das Römisch-Germanische Central-Museum in Mainz beschäftigt ist, andererseits ist selbst der grosse Vortheil nicht zu verkennen, welcher aus der Isolirung und besonderen Pflege der einzelnen Landesalterthümer\* für ihre tiefere und vielseitigere Beurtheilung erwachsen musste.

Das Beisammenhalten der localen Forschungsergebnisse ist für die Vergleichung der Alterthümer in den einzelnen Landestheilen von grosser Wichtigkeit. Während der Norden Deutschlands, mit den skandinavischen Ländern übereinstimmend, im Ganzen eine solche Gleichmässigkeit der Erscheinungen zeigt, dass so zu sagen eine einzige irgend bedeutende Sammlung alle übrigen repräsentirt, gilt dies keineswegs für den Westen und Süden unseres Landes. Wenn die Alterthümer des Nordens sich in wenige grosse Gruppen zusammenfassen

---

\*) Ein neuerdings von Dr. Voss aufgestelltes Verzeichniss der deutschen Alterthümersammlungen ergiebt die Zahl von 196, ungerechnet die vielen zum Theil sehr bedeutenden Privatsammlungen.

lassen, zeigen jene des Südens eine Menge Zwischenglieder, Uebergänge und einen weit grösseren Reichthum verschiedener Formen.

Diese Verhältnisse, welche das Studium der deutschen Alterthümer ungleich schwieriger und verwickelter machen als jenes der skandinavischen, bieten dafür auch manche für die Erkenntniss eines Zusammenhangs mit der historischen Zeit wichtige Beziehungen und eine Menge für die Erklärung der Gesammterrscheinung lichtgebende Momente, welche jedoch ohne allen Zweifel minder erkenntlich und nachweisbar sein würden, wären die Fundstücke, an welche sich diese Andeutungen knüpfen, ihrer localen Fixirung entzogen worden. Einer grossen Centralsammlung überwiesen, würden sie dort, nach irgend einem System des Augenblicks der Masse eingereiht, unfehlbar in derselben bedeutungslos verschwunden sein.

Ein Beispiel wird diese Ansicht wohl am besten erklären.

Wenn wir die eigenthümliche Form einer Spange (fibula) von Erz sehr häufig in den Grabhügeln der Alpen und des oberen Donaugebietes, weniger häufig schon am Mittelrhein und nur vereinzelt in den Gräbern der Lahngegend finden, überall aber genau von derselben Grösse, Form und Technik, so wird es so wenig gestattet sein, dieselbe als Kennzeichen germanischer oder keltischer Kunstfertigkeit, wie überhaupt als Erzeugniss vereinzelter Arbeit zu betrachten. Wir werden in diesen Fundstücken Producte fabrikmässiger Herstellung erkennen müssen, deren Vertrieb von Süden bis in die Lahngegend reichte, und zwar aus einem Lande her, für dessen hochentwickelte Industrie die Massenerzeugung solcher Gegenstände nicht nur möglich, sondern gebietesrisches Bedürfniss war \*).

Würden nun diese Erzfibeln, welche jetzt in der Fürstlichen Sammlung zu Sigmaringen, in den Museen von Stuttgart und Mainz und in der Gräfl. Solm'schen Sammlung zu Braunfels aufbewahrt sind, einer Centralsammlung überliefert und dort unter der zahllosen Menge von Spangen und Gewandnadeln in gebräuchlicher Weise nur durch wohlerhaltene Einzelstücke repräsentirt sein, so bliebe der wichtige Nachweis, welcher sich aus allen ihren Fundverhältnissen ergibt,

---

\*) Es liessen sich hier eine Menge gleichartiger Beispiele anreihen. Wir erinnern an jene Bronzefibeln, welche in dem Elbgebiete und Mecklenburg für besonders charakteristische Formen wendischer Metallarbeit gehalten werden, die aber, nach dem Zeugniss der Provinzial- und Privatsammlungen, durch die niedersächsischen und hessischen Grabfunde bis in die römischen Provinzen herüberreichen, wo sie, in weit bedeutenderer Menge und in allen Grössenverhältnissen auftretend, unzweifelhaft als römische Fabrikate zu betrachten sind.

einzig und möglicherweise nur in dem Inventarium des Conservators erhalten; er würde dem Auge der Forschung damit eben so gewiss verhüllt und entzogen, als viele andere wichtige Thatsachen, welche durch die Art und den Ort ihrer häufig wiederkehrenden Begegnung ungleich deutlicher sprechen und vielseitigere Auskunft geben, als durch ihre Repräsentation mittelst einzelner noch so wohl erhaltener Fundstücke.

Aber gerade für die wichtigsten Fragen, namentlich für die Untersuchung, ob jene Unterschiede zwischen dem Norden und Süden unseres Landes nur zufällige und untergeordnete oder von wesentlicher Bedeutung und der geographischen Verhältnisse wegen hoch zu beachten sind, bietet sich eine Lösung nur auf Grund der genauen Vergleichung des Localbefundes in den einzelnen Landesgegenden.

Für alle aus einer Uebersicht der Thatsachen gewonnenen Ergebnisse ist die letzte Auskunft nur in unseren zahlreichen Localsammlungen zu suchen, in welchen nach einem in Deutschland zuerst für richtig erkannten und zumeist auch durchgeführten Grundsatz alle einzelnen Funde und Ausgrabungsergebnisse vollständig beisammengehalten sind. Die oft sehr bescheidene Ausstattung dieser Sammlungen, ihr verhältnissmässig geringer Umfang, vermag ihre wissenschaftliche Bedeutung nicht zu beeinträchtigen oder gar die Geringschätzung zu rechtfertigen, mit welcher die skandinavischen Gelehrten sie deshalb zu betrachten pflegen. Gerade dass sie nicht nach den nordischen Ansichten, überhaupt nach gar keinem Systeme geordnet sind und sich auf die Darstellung der Thatsachen innerhalb eines bestimmten räumlichen Bereichs beschränken, dadurch haben sie einen hohen Werth als Repositorien jener verlässigen und entscheidenden Zeugnisse, deren wir dringender bedurften als vorschmeller systematischer Aufstellungen.

Fragen wir nun nach den Forschungsergebnissen auf Grund dieses überall in solcher Fülle erhobenen Materials, so finden wir als naturgemässe Folge erweiterter Erfahrung, dass die Kenntnissnahme der Verschiedenheit mancher Verhältnisse in den einzelnen Landesgegenden auch die verschiedenartigsten Ansichten hervorrufen konnte, und dass Fragen, welche früher nur ganz im Allgemeinen betrachtet wurden, jetzt, in bestimmtere Fassung gebracht, lebhaftere Erörterungen und manchmal ganz entgegengesetzte Beantwortung ergeben mussten.

Während der ersten Decennien unseres Jahrhunderts beharrte die Forschung im Ganzen noch wesentlich bei der Richtung und Anschauungsweise der vorhergehenden Zeit, in welcher eine unbefangene Auffassung, dem Eindruck der Sachen selbst ihr Recht lassend, die Steingeräthe sowohl als die einfacheren Versuche in Metallarbeit namentlich der

Eisengeräthe germanischem Ursprunge zuwies. Man wusste dies aus den nationalen Bildungszuständen zur Zeit der ersten Berührung mit den Römern zu begründen, und betrachtete dagegen die Erzgeräthe, zumal die irgend kunstvolleren, als Ueberlieferung des Auslandes. Fehlte man aber darin, dass man, bewogen durch unzweifelhaft römische Erzarbeiten in den Grabhügelfunden, geradezu alle Waffen und Schmuckgegenstände aus Bronze als römische bezeichnete, so war es an der Zeit, diesen Fehler nach den Merkmalen des Styls und der Technik ungleich älterer Erzgeräthe zu berichtigen. Dazu lagen nicht allein in Norddeutschland, sondern auch in den Grabhügeln von Hessen, Nassau und anderer noch weiter südlich gelegenen Landestheile Andeutungen und Nachweise vor. Der Irrthum konnte deshalb nicht lange unerkant bleiben, allein bei der Correctur des Fehlers verfiel man gerade in den entgegengesetzten durch die unbedingte Annahme einer einheimischen Production aller Erzgeräthe. Man erklärte dieselben für Erzeugnisse einer uralten diesseits der Alpen einheimischen Bildung, welche man als direct von der Einwanderung aus Asien eingebracht und ausser aller Beziehung zu den Culturvölkern des Mittelmeeres zu betrachten beliebte.

Dieses Eingehen auf die philologisch-historische Aufstellung musste aber eine vollständige Umwälzung der bisherigen Beurtheilung unserer vorgeschichtlichen Denkmale zur Folge haben. Mit der Hypothese der Einwanderung blieb die Annahme einer vorgermanischen Bevölkerung unseres Landes unzertrennlich, und die Mitte des Welttheils erschien als der wechselnde Wohnsitz aller abendwärts gezogenen Völker, von welchen deshalb auch Ueberreste und Spuren ihres langedauernden Aufenthaltes zurückgeblieben und aufzufinden sein mussten.

Damit war die Existenz deutscher Alterthümer überhaupt in Frage gestellt, oder doch auf einen verhältnissmässig sehr geringen zeitlichen Umfang beschränkt, welchem man nur wenige Jahrhunderte über den Beginn der Geschichte hinaus zugestehen zu können glaubte.

Für die Ausfüllung der entstandenen Lücke, für die Bestimmung der ungleich älteren, in die fernste Frühzeit der Bewohnung des Landes reichenden Denkmale war jetzt völlig freie Bahn gegeben, auf welcher alsbald Berufene wie Unberufene, sich in Kühnheit der Combination überbietend, so schnell wie möglich zu einem Resultate zu gelangen strebten, indem sie entweder die archäologischen Thatfachen nach den neuen ethnologischen Aufstellungen zurechtzulegen oder in ein bestimmtes System zu ordnen suchten. Das Gebiet, auf welchem

die Forschung seither zwar langsam aber von richtigem Sinne geleitet vorgegangen war, erfüllte sich mit dem Widerstreit der Meinungen, mit den Aeusserungen eines Eifers, welcher die Mängel seiner Beweisführung mit leidenschaftlichem Nachdruck der Behauptung zu ersetzen suchte. Die nachtheiligste Wirkung dieses Zustandes musste sich für die Forschung schon daraus ergeben, dass sie eine kostbare Zeit verlor, indem sie auf längere Zeit hinaus von ihrer nächstliegenden Aufgabe, dem vergleichenden Studium ihrer Untersuchungsobjecte, abgezogen und vollauf beschäftigt blieb, sich der Geltendmachung der willkürlichsten Aufstellungen zu erwehren.

Wäre es unserer antiquarischen Forschung vergönnt worden, unbeirrt zu bleiben von den Störungen jener ebenso unerquicklichen als wenig fördernden Controversen, sie würde ohne allen Zweifel weit früher schon als in neuerer Zeit erst, aus eingehender Vergleichung unserer Landesfunde mit jenen der Nachbarländer die wichtigsten Aufschlüsse gewonnen und Resultate erreicht haben, die uns vor der leidigen Ueberfluth von Belehrungen des antiquarischen Dilettantismus bewahrt haben würden.

Dieser zunächst ist es, welcher die Fragen jener von der Forschung bereits abgeschlossenen Discussion nachträglich immer wieder aufnehmend in unverwüstlicher Zuversicht sich mit seinen inhaltleeren Erklärungen zur Aushilfe überall da herandrängt, wo sich irgend eine Lücke in dem allmähig nur erweiterten Umfang positiver Erfahrungen kundgiebt. Wenn aber ausserdem noch bei dieser fortgesponnenen Controverse bald auch andere wissenschaftliche Disciplinen, neben der ohnehin mitwirkenden Philologie die Geologie und Chemie, sich zu betheiligen begannen, und zumeist ohne tiefere Kenntnissnahme der Verhältnisse mit einer Miene der Herablassung ihren Rath, ihre Zurechtweisungen und absprechenden Urtheile verkündeten, so bedarf es nur dieser Andeutung, um die Schwierigkeiten und Hemmnisse zu bezeichnen, welche unserer antiquarischen Forschung aus einem Ablenken von ihrer ursprünglichen und nächsten Bestimmung aus der Aufnahme von Hypothesen anderer Forschungsrichtungen erwachsen mussten, während sie auf eigenem Gebiete über Mittel zu selbständiger Prüfung derselben noch nicht in ausreichendem Maasse verfügen konnte.

Der Wahrheit, welche nach Baco's Sprüche eher noch aus einer fehlerhaften Aufstellung als einer Verwirrung der Begriffe zu Tage kommt, musste es doppelte Mühe kosten, aus dem Strudel dieser vereinigten Quellen menschlichen Irrthums, aus einer Verbindung des error mit der confusio wieder einigermaassen obenauf zu kommen.

Unumgänglich erscheint es deshalb, jene Fragen näher ins Auge zu fassen, welche, in beständigem Kreislaufe umgetrieben, das Voranschreiten der Forschung durch wiederholt abgenöthigte Erörterung aufhielten und bei jeder neuen wichtigen Entdeckung die Beurtheilung derselben durch ihr Eindringen zu stören wissen.

Die Bestrebungen für eine Umgestaltung der deutschen Alterthumskunde nach den neuen von der Philologie geschaffenen, ethnologischen und culturlichen Anschauungen äusserten sich der Hauptsache nach in zwei Richtungen. Beiden liegt die Idee der Einwanderung zu Grunde, nur dass dieselbe in einer dem Norden und Süden unseres Landes bezeichnenden Verschiedenheit, hier in der Keltomanie und dort in dem System des Stein-, Erz- und Eisenalters, zu bestimmter Gestaltung gelangten. Beide zeigen auch weiterhin die charakteristische Verschiedenheit, dass jene Schwärmerei für ein durchaus fremdartig und feindlich gedachtes Keltenvolk sofort eine heftige und nachdrückliche Opposition hervorrief, während das Dreiperiodensystem bei seiner wesentlich kälteren Auffassung und etwas wissenschaftlicherem Aeussern sich längere Zeit hindurch unangefochten behaupten konnte.

Die Keltomanie ist zwar ein verleugnetes, aber offenbar legitimes Kind jener eigenthümlichen Richtung deutscher Gelehrsamkeit, deren Fanatismus für unparteiische Beurtheilung nationaler Verhältnisse nur zu rasch in heftigste und verkehrteste Parteinahme umzuschlagen pflegt. Wenn unseren Nachbarn der sogenannte „berechtigte Patriotismus“ auf dem Gebiete der Forschung oft schlimme Streiche spielt, so ist es bei uns das unberechtigte Gegentheil, welches Verirrungen veranlasst, die für den verursachten Schaden nur einen geringen Ersatz in der erheiternden Art ihres Auftretens bieten.

Nachdem es gelungen schien, die deutschen Völker durch die Annahme ihrer weit späteren Einwanderung von dem grossen alten Keltensamme zu trennen und sogar in ein feindliches Verhältniss zu demselben zu bringen, fühlte man doch das Bedürfniss, dieser Behauptung, welche nirgend anderswo einen Anhalt findet, durch den Nachweis einer Verschiedenheit der Sprachen eine tiefere Begründung zu geben. Ein Unglück blieb es zwar, dass weder germanische noch keltische Sprachdenkmale aus vorrömischer oder mindestens römischer Zeit erhalten waren; doch man wusste sich zu helfen, und wunderbar erscheint es, wie man mit einem Male zur Kenntniss des alten Keltischen gekommen ist. In der Sprache der Irländer und jener der Welschen in Cornwall und der Bretagne fand man die gesuchten Aufschlüsse, die sich

nur um so ergiebiger gestalteten, da man hier nicht einzelne dunkle Sprachreste, sondern eine ganze noch lebende Sprache zur Verfügung erhielt, welche ausserdem, wie es scheint, die ganz besondere Eigenthümlichkeit besitzt, seit mehr als 2000 Jahren keine wesentlichen Veränderungen erfahren zu haben.

Wir müssen nämlich auf eine solche Ausnahmestellung des Irischen nach der Zuversicht schliessen, mit welcher die Spitzen der Sprachwissenschaft dasselbe sofort zu dem ausgedehntesten Gebrauch für Vergleichen und Bestimmungen von Wortbildungen der ältesten Vorzeit herangezogen haben.

Es erscheint dies um so befremdlicher, da im Deutschen wenigstens Niemand ungestraft die Verwendung neueren Sprachstoffes zur Erklärung älterer Formen wagen darf, und die Wortbildung selbst des früheren Mittelalters nur mit Hilfsmitteln zugänglich ist, welche, obgleich das Resultat eingehender Forschung und strenger Kritik, dennoch für die älteste Zeit keineswegs Geltung haben sollen. Zum Glück also fehlen diese Schwierigkeiten, wie wir annehmen müssen, bei der „keltischen“ Sprache der Iren, welche ausserdem nur eine verschwindend kleine Anzahl Fremdwörter besitzen soll, und selbst für Gegenstände der Kunst und der Gewerbe, überhaupt für Bildungsverhältnisse, die erst seit nicht gar langer Zeit den Bewohnern jener Insel bekannt geworden, Bezeichnungen und Worte hat, welche nur aus einer Urverwandtschaft mit den Culturvölkern von Arien her ihre Erklärung finden. Ebenso müssten wir auch glauben, dass gerade in Irland und bei den Herausgebern der bretonischen Sprachdenkmale nicht im Geringsten Einwirkungen nationaler Eitelkeit anzunehmen sind, und sollen unbedingt die strengste, unerbittlichste Kritik bei Abfassung der irischen Wörterbücher für die Ausscheidung entliehener Ausdrücke voraussetzen. Um so überraschender bleiben die Ergebnisse, zu welchen jedermann mit Hilfe dieser Lexiken gelangen kann, besonders in Bezug auf Namen von Städten, Bergen und Flüssen etc., deren Erklärung für Syrien und Aegypten nicht mehr oder minder zutreffend erscheinen als für Deutschland oder Italien \*).

Mit solchen Mitteln war allerdings je nach ihrem Gebrauche Unglaubliches zu erreichen, und die Wirkungen dieser in jeder Hinsicht neuen Angriffswaffe auf die Geschichte unseres Landes musste deshalb wunderbaren Erfolg haben. Schon im ersten Anlaufe wurde

---

\*) W. Obermüller, Deutsch-keltisches Wörterbuch zur Erklärung der Fluss-, Berg-, Orts-, Gau-, Völker- und Personennamen Europas, Westasiens und Nordafrikas im Allgemeinen, wie im Besondern Deutschlands. 1868.

Belgien, das linke Rheinufer\*) und die Donauländer weggenommen, wenn auch nicht alles im fortgesetzten Kampfe behauptet werden konnte. J. Grimm eroberte das linksrheinische Gebiet der Vangionen, Tribocken und Nemeter wieder, während die Belgier auf eigene Faust ihren altnationalen Zusammenhang mit den nördlichen Germanen vertheidigten und selbst zum Angriff auf das feindliche Gebiet vorgingen\*\*).

Nur in Süddeutschland und hauptsächlich in Oesterreich, wo man noch nicht genug fremde Völker im Lande hatte, wollte man die liebgewonnenen Kelten nicht aufgeben, und so war der Kampf noch unentschieden, als ein neuer Aufschwung der keltischen Studien in Frankreich denselben frisch belebte. Bereits haben nun die Süddeutschen\*\*\*) die Mainlinie überschritten, und selbst im Norden hat eine Partei keltischer Geheimräthe, Professoren, Pastoren und Doctoren schon die Harzgegend und das ganze Land bis nach Cöln an der Spree den fremden Urbewohnern wieder überliefert †). Das Keltenthum der Preussen ist ohnehin durch ihre Theilnahme als Prausi an dem intendirten Tempelraub von Delphi beglaubigt, und nach solchen Erfolgen sind gewiss noch weit glänzendere zu erwarten, „sobald man erst noch zu grösserer Sicherheit und zu voller Aneignung des keltischen Sprachschatzes gelangt sein wird“ ††).

Die Stellung der Germanen ist als eine Nebensache noch nicht

\*) C. Zeuss, Die Deutschen und ihre Nachbarn, und Herm. Müller, Die Marken des Vaterlandes.

\*\*) Siehe Moke und General Rénard: De l'identité de Race des Gaulois et des Germains.

\*\*\*) W. Obermüller in obengenannter Schrift.

†) Rückert. Die Pfahlbauten und Völkerschaften Osteuropas. §. 11. S. 38, und die Urbewohner und Alterthümer Deutschlands von Dr. med. C. F. Rieke, Nordhausen 1868, S. 39. Aber selbst Amerika ist nicht mehr sicher vor den Kelten. Siehe Pastor Frenzel: Der Belus- oder Sonnendienst auf den Anden oder Kelten in Amerika, Leipzig 1867.

††) Wir wissen recht wohl, dass diese übrigens sehr bezeichnenden Extravaganzen der Keltomanen den eigentlichen Vertretern der Sprachwissenschaft höchst unbequem und lästig erscheinen und dass sie durch bestimmteste Zurückweisung sich gegen diese Paroxismen verwahren, welche das Gebiet der keltischen Ansprüche weit überschreiten, wie sie dieselben, wenn auch nach sehr allgemeinen und verschwommenen Begriffen, nach ihren Bedürfnissen einmal fest abgesteckt haben. Es entlastet dies jedoch keineswegs von aller Verantwortlichkeit. Man hat durch einseitige Ueberhebung, durch zuversichtliche Ablehnung jeder anderen Untersuchungsmittel als der sprachlichen, durch die weitreichende Bedeutung, welche man der Sprache einiger von altersher gemischter Völkchen beilegte, eine Bewegung hervorgerufen, die man unterschätzte und nicht mehr beherrschen kann. Man sollte sich deshalb nicht erstaunt und befremdet zeigen,

völlig entschieden. Man ist noch nicht darüber einig, ob man diese rohen Völker als ein zusammengehöriges Ganze, oder in nördliche und südliche Stämme getheilt zu betrachten habe. Getrennt glaubt man auch auf wissenschaftlichem Gebiete eher etwas aus ihnen machen zu können. Im Ganzen erscheinen die Germanen als barbarische Eindringlinge und Unterdrücker einer fleissigen und gebildeten Bevölkerung, unzugänglich und unfähig für keltische wie später für römische Cultur. Die niedere Stufe ihrer eignen, obgleich kürzlich erst aus Asien mitgebrachten Bildung ergiebt sich schon daraus, dass sie auf Acker und Weide, in Hof und Haus von den unterworfenen Kelten eingeführt wurden. Eine Sprache scheinen sie kaum gehabt zu haben, denn im ganzen Lande findet sich kaum ein Berg oder Hügel, Fluss oder Bach, Feld oder Thal, dem sie einen Namen zu geben im Stande waren, so dass ihnen die Kelten erst durch Mittheilung der nöthigen *copia verborum* so zu sagen die Zunge lösen mussten. Und schreckliche Leute müssen sie gewesen sein, dass sie, obgleich von äusserst geringer Anzahl, wie man weiss, mit ihren Steinhämmern die Menge ihrer zahlreichen keltischen Hintersassen so in Respect und Angst versetzten, dass diese ihre ehernen Schwerter und Streitmeissel, früher der Schrecken des Welttheils, in die Erde vergruben und versteckten.

Günstigere Auffassung steht wenigstens für einen Theil der germanischen Stämme in Aussicht, wenn sich dieselben von den übrigen trennen lassen. Man ist nämlich nicht gerade ganz abgeneigt, jene Völkerschaften, welchen als Cherusken, Sigambem u. s. w. einige geschichtliche Bedeutung nicht abzusprechen ist, zu dem Range von Kelten zu erheben. Nicht etwa wegen der glänzenden Behauptung ihrer Unabhängigkeit gegen Rom (denn die Kelten waren noch tapferer und haben sich nur aus culturlichen Gründen den Römern unterworfen), sondern aus verschiedenen anderen Ursachen, auch aus sprachlichen vielleicht, dürfte es gestattet sein, diese Stämme als Bestandtheile, wenn auch als rohere und zurückgebliebene des kymrischen Keltenstammes zu betrachten. Nicht so gut steht es mit den südlichen Germanen und den Sueven, welche wie die Alamannen zuerst mit „eigentlich deutschen Stämmen vermischt“, überall zunächst da auftreten, wo es Umsturz und Culturvernichtung gilt. Da ihre „Zerstörungslust“ ohnehin schon den Untergang der gesammten römi-

---

wenn Erscheinungen wie die obenbezeichnete auftauchen und mehr Wust aus dem Schatz der Sprache aufgewühlt wird, als unberufene Hände jemals aus dem tauben Gestein der Ueberlieferung zu Tage gebracht haben.

schen Bildung zu verantworten hat, so verschlägt es im Grunde nicht viel, wenn eine Culturzerstörung mehr oder weniger auf ihre Rechnung kommt, und so haben sie auch noch die Vernichtung einer besonderen keltisch-alpinischen Bildung in dem Süden Deutschlands auf sich nehmen müssen. Je weniger aber diese neu aufgewälzte Last das nationale Gewissen zu beunruhigen geeignet ist, desto grössere Wirkung äusserte sie, indem sie unserem Hang zur Selbstanklage vortrefflich entsprach, und zwanzig Jahre hindurch wurde wenigstens im Westen und Süden Deutschlands nicht ein Stückchen Erz aus alten Gräbern erhoben, ohne Seufzer der Erinnerung an die Unterdrückung des grossen Keltenvolkes, ohne Jammer und Verwünschung über die barbarische Vernichtung seiner uralten Cultur!

Ideen und Vorstellungen dieser Art mussten gerade auf dem Gebiete antiquarischer Forschung sich ganz besonders fruchtbar an phantastischen Schöpfungen erweisen. Man wusste nicht nur gleichen Schritt zu halten mit den Sprachkünstlern, sondern sie noch zu überholen.

Für die ersten Versuche, sich in das fremdartige Keltenthum hineinzuleben, mussten jene gewaltigen Steinbauten zunächst anziehend erscheinen, welche unter der Bezeichnung „Hünengräber und Hünenbetten“ zahlreicher noch als in Gallien und Britannien die Haiden unserer nordischen Küstenländer bedecken. Das Räthselhafte der ganzen Erscheinung, das Imponirende der Bewältigung so bedeutender Massen, der Inhalt der Gräber, welcher auf eine ferne Frühzeit zurückwies, entsprechen so ganz jenem nebelhaften Volke, das man suchte und dessen Eigenthümlichkeit nach allen Seiten herauszubilden bald ein Gegenstand des Wetteifers wurde. Man beharrte nicht lange bei müssiger Bewunderung des „riesenhaft keltischen Gepräges“ jener Steindenkmale und entdeckte bald einen keltischen Steincultus, in der Schweiz sogar keltische Steinsculpturen (Kephaloïden) in einigen sonderbaren Profilbildungen und Felsennasen der Gebirgswände. Dort wurde auch jedes ungewöhnlich geformte Steinchen, welches bei den Gräberfunden zu Tage kam, zu einem keltischen Steinschnittsbildwerke, und es fehlte wenig, so hätte sich die Weihe „keltischer Symbolik“ über das ganze Mineralreich verbreitet. Man gelangte jedoch bald zur Einsicht, dass diese einigermaassen doch schwer zu unterscheidenden Zeugen und Sinnbilder eines uralten Cultus „zwar durch alle Zeiten beibehalten blieben“, dass aber ein weit bestimmteres Kennzeichen des grossen Keltenvolkes in den Erz Waffen und Erzgeräthen erhalten sei. Man kam zu der Ueberzeugung, „dass die Kelten, welche ihre Steinperiode schon

seit undenklicher Zeit hinter sich hatten, lange schon vor ihrer Einwanderung und ihrer Verdrängung durch die Germanen, mit Ausübung aller derjenigen gewerblichen Künste vertraut gewesen, welche später die Römer, namentlich bei den durch natürliche Beschaffenheit ihres Landes reicher begünstigten Galliern, weniger bei den durch ihre Oertlichkeit (?) beschränkten nordbritannischen Völkern wahrzunehmen Gelegenheit hatten“ \*).

Man erinnerte sich, dass „ja die Kelten ihre Vorliebe für glänzenden metallischen Schmuck schon aus der asiatischen Urheimath mitgebracht haben, und brachte in Erfahrung, dass sie denselben mit fast künstlerisch ausgebildetem Sinne für ornamentale Ausstattung zu fertigen wussten“ \*\*). Die „maassgebenden Beweise“ lagen ja, wie man glaubte, in den Gräberfunden vor und man betrachtete den keltischen Ursprung dieser Bronzen als eine ausgemachte selbstverständliche, gar nicht weiter zu erörternde Thatsache.

Einmal so weit gelangt, konnte sich die Phantasie zu immer kühnerem Fluge erheben. Wir erfuhren, dass „die Kelten auch in Bezug auf ihre industrielle, commercielle und künstlerische Thätigkeit die meisten Völker des Alterthums, selbst die Phönizier und Römer in der Kunst des Lebens und im Handel weit überstrahlten, die Griechen sogar erreichten, und dass sie mit Recht unsere Meister genannt zu werden verdienen, die wir, ihre Nachkömmlinge und Schüler, zur Zeit noch nicht erreicht haben“ \*\*\*). „Die Kelten waren durch den Druidismus die Träger einer uralten geistigen Bildung. . . . Monotheismus †) und Monogamie ††) haben im Keltenthum ihre älteste Begründung. Aus britischer und gallischer Druidenlehre stammt die gesammte

---

\*) H. Weiss: Costümkunde S. 611. Die Stelle giebt im Kurzen die Ansicht der gesammten von ihm angeführten und benutzten Literatur der Keltisten.

\*\*) Ebendasselbst.

\*\*\*) Wir lassen in folgenden angeführten Stellen Herrn Abbé Brosi (Kelten und Althelvetier, Soloth. 1851) sprechen, welcher unter den Autoritäten der Keltisten die Ansichten derselben nur etwas bündiger formulirt, als dies sonst der Fall ist, wo wir zwar derselben Auffassung, nur in mehr vorsichtiger, umschreibender Darstellungsweise, begegnen. Nach derselben Richtung wirkten Herr Prof. Dr. Mone, Dr. H. Schreiber, Fr. Troyon, Hofrath Keferstein, Prof. Dr. Baumstark und früher selbst Dr. Ferd. Keller. — Die grosse Zahl minder bedeutender Keltomanen, welche sich nur durch ihren leidenschaftlichen Eifer bemerkbar machte, anzuführen, bleibt unmöglich.

†) Caesar nennt sechs Hauptgötter der Gallier IV, 17. Dass dieselben alle auf die einzige, alledurchdringende Gottheit Hu (sprich Hye) zurückzuführen sind, will man erst neuerdings entdeckt haben.

††) Dann können die Briten nicht zu den Kelten gezählt werden, denn

griechische Philosophie \*). Griechen, Etrusker und Römer waren Zöglinge der Kelten“, und aus der hohen, allgemein durchgehenden Cultur dieses Volkes erfloss auch seine Auszeichnung auf allen Gebieten der Kunst und des Gewerbes. „Die Kelten waren vorzügliche Architekten und Steinmetzen, welche ausser den staunenswerthen cultlichen Steindenkmalen und Hünengräbern namentlich auch die Teufelsmauer bei Kellheim gegen die Germanen und den grossen kaledonischen Grenzwall gegen ihre eigenen Stammgenossen aufgeführt haben. Ebenso waren sie ausgezeichnete Glasfabrikanten und das Glas ist bekanntlich eine uralte Erfindung der Kelten, weil Glasbecher, Glasringe und Glasperlen in Gräbern gefunden werden \*\*). Sie verarbeiteten Bernstein und Elfenbein (der Name Elefant stammt aus dem keltischen Alpe), und ihre ausgezeichnete Töpferkunst ist auf die Griechen übergegangen. Sie hatten eine ausgezeichnete Schifffahrt und kannten Amerika, denn sie rauchten Taback und zwar schon zu einer Zeit, als noch Steingeräthe im Gebrauch waren, wie die sogenannten Aulkengräber im Hannöverschen beweisen. Ihr Ackerbau und Weinbau, dessen Vortrefflichkeit anerkannt ist, bedarf kaum besonderer Erwähnung. Bei dem ersten verwandten sie ein eigenes Dungverfahren, und den letzteren müssen sie schon um das Jahr 1000 v. Chr. auf einen hohen Standpunkt gebracht haben.“

Vor allem aber sind es der Bergbau, das Münzwesen und die Metallarbeit, auf welche die Kelten unbedingt die ältesten Ansprüche haben. Denn wie wir belehrt werden, kommt aus dem keltischen Worte *meital* das lateinisch-griechische *metallum*, „aus kelt. criostal das griech. und lat. *chrysellum*, aus dem kelt. gem das lat. und deutsche *gemme*, aus kelt. *tuf* ist das deutsche *tuff*, aus kelt. *hal*

---

Caesar sagt: „*Uxores habent deni duodenique inter se communes et maxime fratres cum fratribus parentesque cum liberis etc.*“ Caesar bell. gall. V, 14.

\*) Was uns von Resten druidischer Weisheit vorgeführt wird, rechtfertigt solche Annahme in eigenthümlicher Weise und giebt uns einen Begriff von dem bedeutenden Einfluss, welchen jene in den druidisch bardischen Triaden niedergelegte Fülle von Geist, Gedankenreichthum und tief eindringendem Scharfsinn auf die Entwicklung namentlich der Griechen haben musste. Ob Homer in der That die Meisterstufe irischer Barden erreichte, steht freilich dahin, jedenfalls hatte er aber druidische Lehre zur Führerin, welche das Geheimniss der Poesie in der tief sinnigen Triade erschliesst: „Die Grundbedingungen zum Gesange sind Dichten, Harfenspiel und Bildung“ (!).

\*\*) Man will sogar wissen, dass die Druiden schon durch künstliche Vergrößerungsgläser (die sogenannten Druidenköpfe) astronomische Beobachtungen angestellt haben.

das griech. hals und lat. sal und deutsche Salz geworden. Das kelt. ailm ist das lat. alumen, Alaun, das kelt. airsneag das griech. arsenicon, kelt. airgard das griech. argyros und lat. argentum, kelt. orchal das lat. aurichalcum, kelt. ferr das lat. ferrum, kelt. stailin stailiun das deutsche Stahl“ und so fort weiterhin Alles, was man haben will. In Bezug auf das Alter des Münzgebrauchs kann ausser den Chinesen etwa kein Volk der Erde mit den Kelten sich vergleichen, „denn die Münzen der kymrischen Könige reichen bis auf Bleyddid und das Jahr 900 v. Chr., also weit über die ältesten Münzen Griechenlands hinauf. Und Schmiedemeister waren die Kelten in einem solchen Grade, dass unsere jetzige Schmiedekunst kaum auf der gleichen Höhe steht. Sie waren und bleiben die trefflichsten Bronze-, Stahl-, Blech-, Waffen-, Huf- und Kesselschmiede, Drahtzieher, Silber- und Goldarbeiter, was alles, mitsammt der Münzpräge-, Bau- und Hüttenkunde, eine blühende, hohe Zeichnungskunst und Mechanik voraussetzt.“

Mit dieser letzten Voraussetzung können wir die lange Reihe der übrigen beschliessen. Sie geben eine ausreichende Vorstellung von der Grundlage, von welcher aus die Keltomanie so lange Zeit die Erklärung unserer Gräberfunde verwirren konnte, obschon die Zuversicht ihrer Behauptungen noch von der Art ihrer Beweisführung überboten wurde. In einem musterhaften circulus vitiosus wurde der keltische Ursprung der Grabhügel aus Beigaben von Bronzen und umgekehrt wieder der keltische Ursprung der Bronzen aus ihrem Funde in Keltengräbern nachgewiesen. Ausserdem kam es nicht einmal darauf an, ob man Bronze fand oder nicht. Alles war und blieb nichtsdestoweniger keltisch; denn für Gräber von weniger bedeutendem Inhalt hatte man neben den Culturkelten immer noch einige rohere Urkelten im Rückhalt; ganz in derselben Weise wie man sich bei sprachlichen Erklärungen überall da, wo es mit dem Gälisch-Irischen einmal nicht gelingen will, mit dem Kymrischen auszuhelfen weiss (obschon Kymren und Gälen ihre besondere Einwanderung, Wohnsitze etc. hatten und beide, wie man zugiebt, ihre keltischen Sprachen gegenseitig nicht verstanden).

Dass hiernach nur das Allerroheste, Einfachste und Dürftigste der alten Grabesausstattung den Germanen überlassen wurde, kann uns weniger wundern, als dass überhaupt in der alten Germania noch Raum für germanische Gräber blieb. Aus ursprünglich falschen Prämissen konnten sich die Schlüsse nicht anders gestalten, und es bleibt deshalb begreiflich, dass ungeachtet einer energischen und erfolgreichen Bekämpfung dieses von fremdem Gebiet herübergesäten Aufwuchses

irriger\*) Vorstellungen derselbe immer noch so lange frische Ausschläge zeigen kann, bis seine bereits blossgelegten Wurzeln vollkommen erstorben sind.

Selbst eine zurückhaltende, keineswegs dem allgemeinen Zuge folgende Forschung wird, sowie sie auf die Annahme eine Verschiedenheit der Einwanderung und der ursprünglichen Culturverhältnisse der mitteleuropäischen Völker eintritt, sich mehr oder minder in jene Ideenkreise verwickeln müssen, aus welchen die Keltomanie hervorging. Sobald man diese vorausgesetzte Trennung der Deutschen und Kelten tiefer als durch unsichere Sprachmittel begründen wollte, war man veranlasst, der Bildungsverschiedenheit, welche sich bei den barbarischen Grenzvölkern der alten Culturstaaten, im Vergleich zu ihren entfernteren Stammgenossen kund giebt, einen anderen Grund beizulegen als den naturgemässen einer äusseren Einwirkung der höheren Bildungszustände ihrer Nachbarn. Man glaubte unterscheidende Thatsachen zu constatiren, während man einige Bildungsdifferenzen, welche von geographischen Verhältnissen hervorgerufen waren, zu volksthümlichen Gegensätzen erweiterte. Indem man offenbar Entliehenes und Uebertragenes (wie in den neuen sogenannten keltischen Sprachen) für Ureigenthum des Volkes erklärte, Nachrichten aus später historischer Zeit auf die ältesten Verhältnisse ausdehnte und locale Zustände einzelner Völkchen auf die grosse Masse des ganzen Volksstammes übertrug, gelangte man nach und nach zu einer Darstellung keltischer Eigenthümlichkeit und Cultur, welche der widerliche Eifer der Keltomanen zu jenem lächerlichen Zerrbilde gestaltete, das wir in seinen Hauptumrissen wiedergaben.

Wenn wir später bei der Betrachtung der Bronzen und Eisengeräte aus den Grabfunden der verschiedenen Zeiten die Nichtigkeit ihrer Behauptungen im Einzelnen darlegen werden, so haben wir hier nichtsdestoweniger der Keltomanie schliesslich noch einen Dank auszusprechen. Denn nur durch ihren herausfordernden Uebermuth wurde zunächst eine genauere Durchforschung der sogenannten keltischen Grabfelder und damit ihr Wiedergewinn für das deutsche Alterthum als Friedhöfe der Alamannen, Franken und Burgunden veranlasst. Dem

---

\*) Auf die Literatur dieses Kampfes können wir hier, wo wir nur im Allgemeinen den Bewegungen der Forschung zu folgen haben, um so weniger eingehen, als wir bei den einzelnen Funden, welche den Gegenstand der Erörterung der Keltomanie bildeten, auf die betreffenden Schriften namentlich jener Männer zurückkommen werden, welche sich um die Klarstellung dieser Verirrung ein hohes Verdienst erworben haben.

Widerstände gegen ihre schrankenlose Anmasslichkeit verdanken wir eine tiefer eingehende Richtung der Forschung, welche nicht allein die schwerste Niederlage des keltischen Schwindels, sondern überhaupt die Beseitigung manches anderen Irrthums zur Folge hatte und der Geltung unbefangener Anschauung Raum verschaffte.

In Folge derselben schwand auch die maassgebende Autorität des nordischen Dreiperiodensystems, welchem wir jetzt unsere Betrachtung zu widmen haben, da es, obgleich der Einseitigkeit seiner Richtung wegen für Deutschland nur von vorübergehender Bedeutung, doch eine wichtige Phase der Forschungsentwicklung bezeichnet.

Um die Mitte der dreissiger Jahre, zur Zeit der vollen Entwicklung des Keltismus in Süddeutschland, wurde zuerst durch Rector Danneil in Salzwedel \*) nach den Ergebnissen zahlreicher Ausgrabungen in der Altmark, die Ansicht aufgestellt, dass sich unsere nationalen Alterthümer vorchristlicher Zeit in drei grosse, strenggeschiedene Gruppen abtheilen liessen, deren bestimmende Merkmale in dem verschiedenen Materiale der Waffen und Werkzeuge aus Stein, Erz und Eisen zu erkennen seien. Zu derselben Ueberzeugung gelangte in Mecklenburg der um die Alterthümer dieses Landes hochverdiente Lisch, und eine sehr wichtige Bestätigung fand dieselbe in Dänemark durch Thomsen, den Schöpfer des grossartigen Museums von Kopenhagen, welcher mit seinem „Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde 1837“ dieser Anschauung die weiteste Verbreitung und vielseitigste Anerkennung zuwendete. Deshalb und weil diese Eintheilung vorzugsweise aus dem Thatbestande der alterthümlichen Funde des Nord- und Ostseegebietes hervorging und zumeist auch durch dänische Gelehrte ihre systematische Ausbildung erhielt, betrachten wir die Annahme jener drei bestimmt geschiedenen, durch den ausschliesslichen Gebrauch von Stein, Erz und Eisengeräthen bezeichneten Culturperioden als das nordische System.

In Dänemark nämlich hat man diese Dreitheilung auch mit einem dreimaligen Wechsel der Waldvegetation, dem zeitweisen Vorherrschen der Tanne, Eiche und Buche in Zusammenhang gebracht und ihr durch die Einführung von drei verschiedenen Völkerstämmen mit eben so verschiedenen Hausthieren eine vollkommen plastische Abrundung verliehen.

Die Dauer der Tanne und ihres entsprechenden Bevölkerungs- und Culturbereichs erhielt ihre Zeitbestimmung aus der Untersuchung jener

---

\*) Berichte des Altmärkischen Vereins 1835.

Moorbildungen, in welchen sie zugleich mit Ablagerungen von Stein-geräthen gefunden wird und welche man nach dem Urtheile der Geologen auf 4000 bis 8000, sogar auf 16 000 Jahre berechnen zu können behauptet. Darnach ist als minimum für den Ausgang der Baumart und auch des Steinalters die Zahl von 40 Jahrhunderten festgestellt worden.

Aus dieser Annahme wurde nun eine Reihe von Folgerungen und Schlüssen gewonnen, welche in bestimmtester Weise den Beginn der Geschichte construiren und in kurzer Fassung dahin lauten: „Vor 4000 Jahren, zur Zeit als die Tanne von der Eiche verdrängt wurde, musste auch das Volk der Steinzeit aus dem Lande und von den Gräbern seiner Väter weichen, vernichtet oder vertrieben durch einen erkundigen Stamm eines anderen Völkergeschlechts, welcher seine Todten nicht begrub, sondern verbrannte. Mit dem Aussterben der Eiche aber erfüllte sich auch das Geschick der Erzmänner, denn mit dem Aufwuchs der Buche erschien ein neues Volk mit eisernen Waffen, welches abermals die Bewohner des Landes vertilgte und vertrieb und wieder auf andere Art seine Gräber zu bauen und auszustatten wusste.

Die imponirende Sicherheit, die absolute Bündigkeit, Fasslichkeit und Abrundung dieses Systems, seine Beziehung zu der beliebten Vorstellung von der Einwanderung der alten Völker, alles wirkte zusammen, um demselben eine rasche Aufnahme zu sichern. In Deutschland empfahl es zunächst die thatsächliche Uebereinstimmung der Grabfunde in Mecklenburg und dem unteren Elbegebiet mit jenen Dänemarks, überhaupt aber die naturgemässere Stellung der Zeitfolge im Gegensatz zu den Willkürlichkeiten der Keltomanie, welche die Stein-geräthe erst nach dem Erzgebrauch, die Barbarei nach einer imaginären Cultur auftreten liess. Man glaubte selbst Anknüpfungspunkte für die antiquarischen Erfahrungen in Mittel- und Süddeutschland zu finden, und in der Befriedigung, mit welcher man die Erweiterung des bisherigen Gesichtskreises begrüsst, liess man sich selbst durch die Ueberhebung nicht beirren, mit welcher man im Norden auf unsere momentane Rathlosigkeit und den langsamen Fortgang unserer Forschung herabsah, welche mehr der Ergründung als der äusserlichen Ordnung und Gruppierung der Erscheinungen zugewandt blieb. Auf lange hinaus konnten sich jedoch die Mängel und Missgriffe dieses Systems der Erkenntniss nicht entziehen, zumal seine genauere Prüfung förmlich herausgefordert wurde durch die feindselige Haltung dänischer Forscher, welche den geringen Umfang, die Vereinzelnung und den Man-

gel systematischer Ordnung unserer Sammlungen\*) höhnend hervorhoben und auf Alles, was man in Dänemark mit halb soviel Mühe voraus hatte, triumphirend hinwiesen. Zum Vortheil der Wissenschaft begegnete man diesen Angriffen mit nichts anderem als einer Untersuchung ihrer eignen, vielgepriesenen Resultate, und in Folge derselben musste man bald zur Einsicht gelangen, dass in dem Dreiperiodensystem Ansichten zu allgemeiner Geltung gebracht werden sollen, welche gemäss ihrer Begründung auf den Thatsachen eines beschränkten Gebietes für die Beurtheilung der Verhältnisse in Deutschland durchaus nicht maassgebend sein können. Man überzeugte sich, dass mit der unbedingten Geltendmachung dieser Ansichten auch für den Norden die freie Bewegung einer lange noch nicht abgeschlossenen Untersuchung und Beobachtung in Fesseln gelegt und ferneren Ergebnissen derselben durch die Voraussetzung des einheimischen Ursprunges aller Landesalterthümer in ganz unberechtigter Weise vorgegriffen werde, wie überhaupt schon durch die Annahme der Einwanderung von Völkern der verschiedenartigsten Cultur. Man erkannte ferner, dass die einseitige Gruppierung nach dem Materiale, das Zusammenordnen von Stein zu Stein, von Erz zu Erz und Eisen zu Eisen eher der Art jugendlicher Anschauungsweise\*\*) als einer Berücksichtigung wissenschaftlicher Anforderung entspricht, dass mit einer solchen, rein äusserlichen Anordnung auch nicht der geringste Aufschluss über den eigentlichen Ursprung und Charakter der Erscheinungen gewonnen ist, und dass im Gegentheil, wie das vorliegende Beispiel lehrt, dieselbe nur zu gewagten und völlig unbegründeten Schlüssen verleiten kann.

Man wusste weiterhin zu beobachten, wie die dänischen Forscher

---

\*) Wir erinnern hier an unsere Bemerkungen (S. 34, 35) über die deutschen Localsammlungen. Gerade der Mangel jedes Systems, das Beisammenhalten der einzelnen Funde giebt diesen zum Theil wenig umfangreichen Provinzialsammlungen ihren Werth. Die Zeitabstufung der einzelnen Gruppen bleibt damit vollständig erkennbar und dieses Verfahren erscheint deshalb überall, wo es nicht durch Mangel an Raum ausgeschlossen wird, selbst für Sammlungen empfehlenswerth, welche umfangreichere Landesgebiete, sogar bis zur Grösse von ganz Dänemark, repräsentiren. Das Vertheilen der Fundgegenstände nach ihrem Stoffe hat aber ausser seinem unwissenschaftlichen Charakter, sobald damit nicht eine Uebersicht der Formen bezweckt wird, noch den wesentlichen Nachtheil, dass bei dieser sogenannten systematischen Ordnung, wie sie in den Museen von Kopenhagen, Dublin u. a. eingeführt ist, bezüglich der Metallarbeiten, namentlich der Erzgeräthe, bedeutende Missgriffe in der Zeitbestimmung mitunterlaufen, ohne so schnell wie anderwärts entdeckt und berichtigt zu werden.

\*\*) Dies bestätigt sich ohnehin durch die erneute Aufnahme, welche dieses System bei der noch jugendlichen Geologie *archaeologique* und bei der noch in erster Entwicklung begriffenen antiquarischen Forschung Frankreichs findet.

selbst, gezwungen durch die thatsächliche Belehrung der Funde, Uebergänge und Vermittelungen in die verschiedenen Perioden einzuschieben veranlasst wurden, durch welche die ursprüngliche Berechtigung der Dreitheilung, die sich gerade aus der scharfen Begrenzung der Erscheinungen herleitet, aufgehoben und das Ganze in eine bis jetzt noch nicht abzusehende Reihe von Unterabtheilungen aufgelöst wird.

Damit erlosch auch die Bedeutung des Dreiperiodensystems für die deutsche Forschung. Allein sein Formalismus und seine leichtverständlichen bequemen Vorstellungen hatten sich bereits den weitesten Kreisen mitgetheilt, und man bewegt sich fortwährend noch in dem engen Bereiche seiner Anschauungsweise mit der befriedigten Miene des Besitzes ausnehmend lichtgebender Aufschlüsse. Kein Wunder! Da bisher Leitfäden, Fundberichte, Wandervorlesungen und selbst Vereinschriften nur für die Geltendmachung jenes Systems wirkten, in welchem nach Allem, was es der neueren Forschung concediren musste, nichts von festem Bestande blieb als die von altersher in Deutschland seit 200 Jahren schon bekannte Thatsache, dass der ausschliessliche Gebrauch von Werkzeugen aus Stein in ganz Europa jenem der Metalle vorausging, und dass die in unserem Lande gefundenen Erzgeräthe einer früheren Zeit angehören als die Zeugnisse einer allgemeinen ausgiebigen Benutzung des Eisens.

Diese nur in solcher Fassung gültige Erfahrung beschränkt sich lediglich auf eine mehrfach bedingte Andeutung über die Zeitfolge der alten Werkzeuge und Waffen in Bezug ihres Stoffes, und wenn man dieser Beobachtung einen Werth beizulegen suchte, welcher jenem der naturhistorischen Entdeckung der primären, secundären und tertiären Formation entsprechen sollte, so erscheint dies schon deshalb unstatthaft, weil eine Abscheidung der sogenannten Stein-, Erz- und Eisenzeit in der Schärfe der geologischen Eintheilung nicht zulässig ist. Das gegenseitige Verhältniss jener Stoffe ist zudem ein wesentlich anderes als es sich aus der einseitigen Beachtung der Zeitfolge ihres ersten Auftretens darstellte. Die Geräte aus Knochen und Stein, weit entfernt, ausschliesslich nur eine fernabliegende und streng isolirte Zeit zu bezeichnen, bilden eine durchgehende Grundlage des gesammten vorgeschichtlichen Culturstandes, welche mit mehr oder minder bedeutender Beimischung von Bronzegeräthen bis zum Eintritt des allseitigsten Eisengebrauchs hinabreicht. Ueberdies ergibt sich nirgend ein Nachweis naturgemässer Nothwendigkeit des einheimischen Ursprungs aller Bestandtheile der Gräberfunde, nicht einmal aus dem gezwungenen

Parallelismus, in welchem sie zu den geologischen Formationen gebracht werden. Diese Annahme beruht auf der falschen Voraussetzung einer ausschliesslich localen, an den Ort ihrer Entstehung gebundenen Ablagerung der Gebilde der Natur wie der Menschenhand, eine Vorstellung, die nach keiner Seite hin eine Stütze findet.

Die Geologie kennt neben den sedentären Niederschlägen auch durch elementare Gewalten bewirkte Verbindung von Objecten des verschiedenzeitlichsten und verschiedenörtlichsten Ursprungs, und ebenso müssen in den Gräbern und Niederlassungen der Vorzeit die Producte localer Cultur von den durch Handel und Krieg zugeführten Gegenständen unterschieden werden.

Das Verfehlt der ganzen systematischen Auffassungsweise ergibt sich aber auch aus den Widersprüchen, zu welchen ihre ethnographischen Schlussfolgerungen im Anschlusse an die Vorstellung der asiatischen Einwanderung gelangen mussten, sowohl unter sich als mit den geschichtlichen Ueberlieferungen und den Zeugnissen der Denkmale selbst.

Die Primärformation der Cultur, die sogenannte Steinzeit, glaubt man einem verschwundenen, körperlich wie geistig unentwickelten Geschlecht finnischen oder lappischen Stammes zutheilen zu dürfen, ob schon die Funde in den ältesten Niederlassungen sowohl in Deutschland als der Schweiz nachweisen, dass mit dem ausschliesslichen Gebrauche der einfachsten Werkzeuge aus Stein und Knochen die Herstellung des Wagens und Kahns, des Pflugs und des Webstuhls möglich geworden und bereits in dieser Zeit ein geordnetes Zusammenleben in grösseren Gemeinden unter Bildungszuständen erreicht war, wie sie kaum durch die Einführung der Metallgeräthe wesentlich gefördert und erweitert beim Beginne der Geschichte in vielen Theilen unseres Landes noch vorgefunden wurden.

Muss deshalb die bisherige Beurtheilung dieser sogenannten primären Bildungsformationen ungeachtet der Zuversicht und Uebereinstimmung der Systematiker für Deutschland wenigstens als eine unrichtige bezeichnet werden, so gilt dies in noch höherem Grade für die secundäre und tertiäre Culturschicht, die Bronze- und Eisenperiode, bei welchen man nicht einmal in der beliebten Vertheilung an verschiedene Völker zu einem gleichförmigen Resultate wie bei der Steinperiode gelangen konnte.

Nach den Aufstellungen des einen Theils der Systematiker, welche nun einmal ihre Culturketten haben wollen, müssen die Germanen die Bronzezeit an dieses Volk überlassen und erhalten dafür die Eisenzeit.

Nach den Ansichten der Anderen wird den Germanen die Erzperiode zugewiesen, wogegen sie namentlich in den später von den Wenden besetzten Ländern die Eisenzeit an die Slaven abtreten sollen. Einige behaupten, dass die Bronzeperiode gleichzeitig über den ganzen Welttheil verbreitet und allen Völkern gemeinsam war, andere dagegen, dass der Gebrauch des Eisens und Erzes sich bei Kelten, Germanen und Slaven zu verschiedenen Zeiten, aber in denselben Formen entwickelt habe; kurz man glaubt, die Zeugnisse alter Cultur je nach Gutdünken und mit derselben Leichtigkeit unter die verschiedenen Völker vertheilen zu können, mit der sich die Erz- und Eisengeräthe in den Sammlungen nach Belieben in diesem oder jenem Schranke unterbringen lassen.

Eine nähere Begründung dieser nationalen Unterscheidungen auf Grund eines nachweisbaren Zusammenhanges des Styls der Formen und Technik der Geräte mit einem der bezeichneten Volksstämme ist gar nicht versucht worden, und war auch überflüssig, nachdem der Fundort allein schon maassgebend erschien für die Annahme einer im Lande heimischen, auf seinem Boden entwickelten gewerblichen Thätigkeit.

Der gesammte Inhalt der Gräber gilt für ein Erzeugniss des jedesmaligen Volkes, welches man für den Repräsentanten der Erz- oder Eisenzeit auswählt, ganz mit derselben Berechtigung, mit welcher man in Süddeutschland und der Schweiz die keltische Cultur aus den Funden, und diese wieder aus der keltischen Cultur herauszuerklären wusste.

Auf solche Weise erhalten wir durch das System, welches die Steingeräthe mit den kunstvollen Metallarbeiten nur durch dünne Scheidewände imaginärer Einwanderungen getrennt, dicht nebeneinander gestellt, ein Culturbild des alten Nordens, von einer Composition der wunderbarsten, bis zur Unmöglichkeit unwahrscheinlichen Ausnahmeverhältnisse.

Der springende Uebergang von dem Gebrauche der einfachsten Geräte aus Stein und Knochen zu einer sogleich vollendet auftretenden Erztechnik und von dieser wieder zu ganz verschieden stylisirten Eisengeräthen wäre und bliebe ein culturhistorisches Räthsel, selbst bei der Annahme eines zweimaligen, vollständigen Völkerwechsels, da keine der Stylarten jener Metallgeräte ursprünglich auf eines der bezeichneten Völker zurückzuführen ist, aus dem einfachen Grunde, weil sich bei keinem derselben eine wesentlich verschiedene und jenen technischen Leistungen entsprechende Stufe der Bildung nachweisen lässt.

Die Erkenntniss dieser Thatsache musste eine andere Auffassung anbahnen und zu der Einsicht führen, dass mit der bisherigen auf die einzelnen Landesgebiete beschränkten Beobachtung nur die allerdings höchst wichtige Erkundung des wirklichen Thatbestandes zu gewinnen war, für dessen Erklärung aber nunmehr eine umfassendere Untersuchungsweise eintreten müsse.

Die Ueberzeugung machte sich geltend, dass die Alterthumsforschung sich mehr dem Wege der Naturwissenschaft zu nähern habe, aber statt einer Uebertragung äusserlicher Systemsformeln, statt einem vergeblichen Suchen nach Beziehungen zwischen dem Bildungsprocesse menschlicher Cultur und der Formation anorganischer Stoffe, sich vielmehr überhaupt nur die Verfahrungsweise jener Disciplin aneignen solle, welche durch vielseitigste Erfahrung angewiesen und von lange her gewöhnt ist, die Erscheinungen nach den Bedingungen ihrer localen Existenz sowohl, als nach ihrer Verwandtschaft mit anderwärts auftretenden Bildungen zu prüfen.

Von diesem Gesichtspunkte aus musste sich eine nähere Untersuchung der alten Metallgeräthe als die nächste und wichtigste Aufgabe darstellen, da hier der Ausgangspunkt und die Grundlage aller der gewagten Behauptungen und in der Bestimmung ihres heimischen oder fremden Ursprungs die Lösung der entscheidenden Frage für die Bildungsgeschichte des Nordens zu finden ist.

Einer unbefangenen Betrachtung konnte es nicht entgehen, dass der blosser Gebrauch von Erzeugnissen einer vorgeschrittenen Cultur, wie sie in den Bronzen der alten nordischen Gräber vorliegen, keineswegs an und für sich die Voraussetzung eines Bildungsstandes rechtfertigt, welcher zu einer selbständigen Herstellung dieser Gegenstände befähigte. Es fehlen hier alle die erforderlichen Verbindungen und namentlich die Zeugnisse gleichartiger und gleichzeitiger Aeusserungen jener allgemeinen technischen Ausbildung, welche sonst überall mit dem Auftreten einer so vielseitig gewandten, reichlich producirenden Metallarbeit aufs Engste verbunden, ja in gegenseitig sich bedingenden Verhältnissen erscheinen.

Die Erzgeräthe, welche im Norden gefunden werden, können unmöglich als selbständige, für sich im Einzelnen existenzfähige Erscheinungen betrachtet werden, sondern nur als Theile eines grossen, vollständig entwickelten industriellen Organismus, welcher alle Lebensbedürfnisse der alten Culturwelt umfasste.

Nach den Gesetzen einer solchen Entwicklung kann es nicht zweifelhaft sein, dass jene Waffen und Werkzeuge, Armbänder, Diademe

und Spangen eine Stufe derselben bezeichnen, welche eine ganze Reihe gleichartiger Leistungen in Gefässbilderei und Sculptur unbedingt voraussetzt, deren Abwesenheit diesseits der Alpen unsere Erzfunde in solchem Grade isolirt, dass wir sie nur als Erzeugnisse einer fremden, südlichen Cultur betrachten können, in deren Bereiche zugleich alle im Norden gefundenen Formen heimisch sind.

Die wirklich nachweisbaren, sehr vereinzeltten Versuche im Giessen von Sicheln, Messerchen, Nadeln und Aexten können nicht etwa als Versuche der frühesten Entwicklung einer selbständigen Erfindung gelten, sie zeigen unverkennbar den Charakter roher Nachbildung oder die Benutzung überlieferter Gussformen\*). Weder ihre technische noch gegenständliche Bedeutung ist entfernt von der Art, dass sie als Grundlage für die Bildung eines besonderen Culturabschnittes einer nordischen Erzperiode sich verwerthen liesse. Sie haben nur den Belang einer sehr begreiflichen, die Regel bestätigenden Ausnahme in Bezug des auswärtigen Imports der weitaus immensen Mehrzahl der Erzgeräthe, welche nicht allein in der Form, sondern auch in der Vollendung ihrer technischen Ausführung mit jenen der alten Culturstaaten übereinstimmen.

Die sogenannte Bronzeperiode erscheint damit nur als die Zeit eines belebten Verkehrs des Handels und der Industrie der Mittelmeervölker nach dem Norden. Ihre dorthin gelangten Producte zeigen so wenig irgend welches Merkmal eines Aufwuchses aus der Eigenthümlichkeit keltogermanischer Anlage, eine Verwandtschaft mit früheren heimischen Bildungen, als eine Fortentwicklung, einen Nachwuchs in den späteren. Sie bekunden einen so fremdartigen und so überlegenen Culturstand sowohl in Bezug auf die Gebilde der vorhergegangenen Steinzeit, als der folgenden Eisenzeit, dass sie unmöglich als Zeugnisse einer selbständigen Bearbeitung der Metalle, als Nachweise einer naturgemässen Uebergangsstufe nationaler Bildung ältester und spätester Zeit in irgend einer Art zu betrachten sind.

Aus dieser Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, die Erscheinung der fremdartigen Erzgeräthe in einen begreiflichen und folgerechten Zusammenhang mit der nationalen Bildungsentwicklung zu bringen, ist auch die Hypothese der Einwanderung und späteren Vertreibung eines erkundigen Volkes hervorgegangen, welche bloss zum Zwecke der Erklärung des plötzlichen Auftretens und eines ebenso plötzlichen

---

\*) Dieselben Gussformen für Aexte, Messer etc., wie sie vereinzelt im Norden zu Tage gekommen sind, finden sich nämlich auch in Italien, hier aber auch andere, welche im Norden fehlen, z. B. für Schwertgriffe etc.

Verschwindens der Erzkunst ausgedacht, ohne allen und jeden sonstigen Anhaltspunkt, keiner näheren Betrachtung bedarf. Weder die Systematiker noch die Keltisten wissen uns darüber Aufschlüsse oder nur Andeutungen zu geben, wo jene vertriebenen Erz männer eigentlich hingerathen sein mögen. Auf dem Festlande ist keine historische oder sonstige Spur von ihnen zu entdecken, und eben so verschwunden sind sie auf den britischen Inseln, wo doch die erforderlichen Metalle zu nächster Verfügung waren, und der herrlichsten Entfaltung der „Bronzecultur“ wie ihrem ungestörten Betriebe bis zur römischen Zeit Niemand etwas in den Weg legen konnte.

Dieses Ergebniss in Bezug der ältesten Bronzen musste auf eine Untersuchung der unterscheidenden Kennzeichen jener Erzgeräthe hinführen, welche mit dem ausgedehnteren Gebrauche des Eisens auftreten und überhaupt die Nothwendigkeit einer durchgehend tieferen Beachtung der Form darlegen, in deren Folge alsbald eine Menge bisher als Erfahrungssätze betrachtete Täuschungen ihre Berichtigung fanden.

Die Behauptung einer Entwicklung der Metallwerkzeuge aus den Formen der Steingeräthe wurde auf die einfache Gestaltung des Keils beschränkt, welche in allen Theilen der Welt und bis zum heutigen Tage als einzig zweckentsprechende Form die Grundlage jeder Bildung der Axt, des Meissels, überhaupt aller Spaltwerkzeuge verbleiben musste.

Dagegen fanden sich gerade unter den Steingeräthen gewisse Formen, welche nur als Nachahmungen entsprechender Metallbildungen gelten können, eine Thatsache, welche allein schon die gewichtigste Einsprache gegen die Annahme einer allgemeinen Verbreitung der Erzarbeit erhebt, welche zur Rechtfertigung einer einheimischen Bronzeperiode unbedingt erforderlich wäre.

Die ganze Reihe der durchbohrten Steinäxte des Nordens steht völlig vereinzelt unter den Waffen und Werkzeugen aller Völker der Erde. Wäre die geläufige Phrase culturhistorischer Schönredner zutreffend und würde in der That überall die Form durch den Stoff bedingt, so müssten im Laufe von Jahrtausenden auch andere befähigte Stämme wilder Völker gleiche Anregung zu solchen Formbildungen aus den Eigenschaften des Stoffes gewonnen und eine Ausnutzung seiner Leistungsfähigkeit, läge sie in dieser Richtung, gewonnen haben. Dies ist jedoch keineswegs der Fall, und die Durchbohrung der Steinaxt kann durchaus nicht als ein folgerechtes Ergebniss der Beachtung ihrer stofflichen Eigenschaften, sondern vielmehr als eine Anforderung an dieselben betrachtet werden, welche das Maass der Berechtigten und

Zuträglichen bereits überschreitet. Sie erscheint deshalb nicht als ein naturgemässes Ergebniss selbständiger Entwicklung, sondern als ein Nothbehelf der Nachahmung einer besseren Form in Ermangelung des entsprechenden Materials oder der Kenntniss seiner Bearbeitung.

Auf derselben Täuschung über den bedingenden Einfluss des Stoffes auf die Form beruhen im Grunde auch die Erklärungsversuche der Gleichartigkeit nordischer und südlicher Metallarbeit und die Vertheilung des Ursprungs von Geräthen der nämlichen Form, Technik und Verzierungsweise an verschiedene barbarische Stämme, während man doch zugleich auch die Ansprüche der alten Culturvölker auf diese bestimmt stylisirten Arbeiten nicht in Abrede zu stellen vermag. Solche Annahmen bekunden nur die gelehrte Unkenntniss und Geringschätzung der Thatsache, dass sich die Bedeutung der Form von Geräthen und Gefässen für die Unterscheidung der Bildungsgrade der Zeiten und Völker weit über jenen bevorzugten Kreis von Erscheinungen erstreckt, mit welchem sich unsere Kunstwissenschaft bis jetzt ausschliesslich beschäftigt. Die Voraussetzung eines gemeinsamen Styls für Volksstämme einer verschiedenen Cultur könnte nur dann Berechtigung haben, wenn Erz, Eisen und Thon gleich Krystallbildungen in ihren Formationen bestimmten Naturgesetzen folgen müssten, statt in der bildnerischen Hand der Völker sich zum sprechenden Zeugniss der eigenthümlichen Richtung und Entwicklungsstufe ihres Geschmacks zu erheben.

Liessen sich diese Merkmale nationaler Eigenthümlichkeit, welche die Werke der Kunst sowohl als die fabrikmässigen Erzeugnisse der Industrie kennzeichnen, nicht bei den alten Culturvölkern durch alle die vielfachen gegenseitigen Einflüsse und Beziehungen hin ins Einzelne verfolgen, so bliebe der ganze Aufbau der Kunst- und Culturgeschichte ein Werk der Phantasie.

Es wäre unmöglich, die Entfaltung und Umbildung der Stylarten zu erkennen, die Ausgangspunkte der zeitweise herrschenden Geschmacksrichtungen zu bezeichnen und überhaupt alle jene Thatsachen aufzufinden, aus welchen wir den Verlauf, die Gesetze und Bedingungen der Culturentwicklung während eines Zeitraums von Jahrtausenden zu erkennen vermögen.

Wenn wir aber dahin gelangt sind, den Charakter ägyptischer und assyrischer, phönikischer und griechischer, etruskischer und römischer Formen bezeichnen zu können, so sind es dieselben Mittel unbefangener Beobachtung und eingehender Vergleichung, welche auch darüber Aufschluss zu geben im Stande sind, wie sich in den alten

Gräberfunden unseres Landes die aus der Ferne eingebrachten Formen von jenen einheimischen Ursprungs und eigenthümlichen Charakters unterscheiden lassen und in welchen Gattungen der Geräthe und Gefässe, auf welchem Gebiete der Technik und zu welcher Zeit die nationalen Elemente der Formbildung in ihrer vollen Eigenart auftreten.

Diese Ueberzeugung führte zu der Erkenntniss der Nothwendigkeit einer umfassenden Zusammenstellung aller Fundergebnisse und Denkmale, welche sowohl den Gesamtcharakter der deutschen Alterthümer, als die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Länder der Beurtheilung zugänglich machte. Es konnte nicht zweifelhaft sein, dass aus einer hiermit gewonnenen Uebersicht auch die bezeichnenden Merkmale für die Zeitfolge der Formen sich ergeben werden, welche von eminent höherer Wichtigkeit als die Zeitfolge der Stoffe Stein, Erz und Eisen, zugleich einzig im Stande ist, eine wirkliche Zeitstellung der Erscheinungen schliesslich anzubahnen.

Den ersten und bedeutendsten Versuch zur Lösung dieser in vieler Beziehung überaus schwierigen Aufgabe unternahm das römisch-germanische Centralmuseum in Mainz, eine für diesen bestimmten Zweck von dem Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine begründete Anstalt.

Das wichtige Material, welches hier aus den Staatsmuseen, Vereins- und Privatsammlungen aller Landestheile\*) vereinigt wird, umfasst das ganze, durch die Forschung zugänglich gewordene Gebiet unserer vorgeschichtlichen und ältesten geschichtlichen Zeit und gewährt bereits jetzt schon nach Umfang und Vielseitigkeit nicht nur den lehrreichen Ueberblick der Erscheinungen selbst, sondern auch eine Vorstellung der wissenschaftlichen Resultate, welche aus ihrer nächsten Vergleichung hervorgehen müssen.

Die Anordnung der Sammlung folgte nicht einem der bisherigen ethnologischen und culturlichen Systeme; sie wurde nach der Reihenfolge der Formen gebildet, wie sich dieselbe aus einer sorgfältigen

---

\*) Die Möglichkeit der Ausführung einer solchen Vereinigung gerade der wichtigsten und bedeutendsten Denkmale aus allen Theilen des Landes ergab sich in der Herstellung genauer Abformungen, welche die alterthümlichen Funde in Form und Farbe auf das Getreueste wiedergeben und alles der Forschung bieten, was ihr auch bei den Originalen zugänglich ist. Chemische Untersuchungen der Bronze z. B. sind freilich bei diesen Gipsabgüssen nicht möglich, werden aber auch nur ausnahmsweise oder an Bruchstücken der Originale gestattet. Für solche wie für jede andere Detailforschung bieten nach wie vor die einzelnen Sammlungen Gelegenheit.

Prüfung mit allen der Forschung bis jetzt verfügbaren Mitteln feststellen liess.

Sie bietet ein vollständiges Bild des naturgemässen, nach der abgeschlossenen Lage Mitteleuropas langsamen Bildungsfortganges. Von ihren ersten Anfängen bis zum Conflict mit den Römern heraus gewährt diese Entwicklung im Ganzen denselben Charakter eines mühsamen, stufenweisen Aufsteigens. Die nachweisbaren fremden Einflüsse und Mittheilungen zeigen nur eine locale und äusserlich keineswegs tiefer eingreifende Wirkung auf eine raschere Förderung der nationalen Bildungsverhältnisse, welche erst aus unmittelbarer und langedauernder Berührung mit weit überlegener Cultur einen bedeutenden Aufschwung zu gewinnen vermochten.

Folgen wir im Ueberblick dem hier in den Denkmalen vorgelegten Bildungsgange ältester Zeit, so sehen wir zuerst mit der allmähigen Vervollkommnung der einfachsten Werkzeuge aus Stein, Knochen und Holz die Beschaffung der Lebensbedürfnisse erleichtern und erweitern. In dieser Beseitigung der grössten Hemmnisse vorschreitender Gesittung, in der mit ihr angebahnten und auch erreichten Erhebung bis zum Ackerbau erscheint die schwierigste und zugleich auch die wichtigste Entwicklungsstufe der vorgeschichtlichen Zeit gewonnen und zwar ohne den Gebrauch der Metalle, welche in den späteren Bildungsverhältnissen keine Gegensätze von der Schärfe und Bedeutung mehr hervorrufen, wie sie die Zustände des troglodytischen ersten Landbewohners mit jenem Ackerbauer bieten, der dieselben Hilfsmittel der einfachsten Stoffe zu den vielartigsten Werkzeugen auszubilden, mit denselben seine feste Wohnung zu bauen, seine Kleidung aus gewebten Stoffen zu fertigen und eine Fülle der Geräthe und Gefässe zu bereiten vermag.

Einmal bei den Verhältnissen des Ackerbaues angelangt, bleibt der Kreis der Thätigkeit, welcher der Stabilität dieser Zustände entspricht, lange Zeit hindurch wenig überschritten. Als die einzigen Zeugnisse ursprünglicher Geschmacksanlage des Volkes, welche sich in mancherlei Geräthen vergänglichem Stoffe, namentlich in Holzschnitzerei, kundgeben musste, sind uns nur die Töpferarbeiten erhalten, welche durch alle Perioden des vorgeschichtlichen Zeitraums in Technik und Form einen erkennbaren Zusammenhang zeigen, und obgleich ohne Kenntniss der Töpferscheibe und des Brennofens mangelhaft ausgeführt, einen Reichthum ansprechender Gestaltungen bieten, wie sie bei keinem unserer Nachbarvölker aus den Zeiten gleicher Lebens- und Bildungsverhältnisse vorliegen.

Neben den Thongefässen erscheinen die nachweisbar einheimischen Versuche in Metallarbeit in dem weitaus grössten Theile unseres Landes so vereinzelt und so wenig erfolgreich, dass sie vollkommen gegen die Menge der importirten Erz- und Eisengeräthe zurücktreten, welche ihrerseits jedoch nur als eine zeitweise Illustration, keineswegs als eigenthümlicher Bestandtheil der äusseren Bildungserscheinung zu betrachten sind.

Anderen Charakter bieten die Funde in den Grenzländern der alten Culturstaaten, in dem Donaugebiet, den Alpen und besonders Gallien, wo sich in Folge eines unmittelbaren, lebhaften und andauernden Verkehrs nicht nur eine ununterbrochene Ablagerung südlicher Gewerbeerzeugnisse, sondern auch Spuren der Verpflanzung einzelner Industriezweige erkennen lassen. Der Einfluss, welchen diese Verhältnisse äussern mussten, entwickelte sich dort bis zum Gebrauche eigener Landesmünze. Wenn dieses Ergebniss für sich allein schon als ein sprechendes Zeugniß einer weiter vorgeschrittenen Bildung gelten kann, als sie in der Mitte und dem Norden unseres Landes wahrzunehmen ist, so bleibt es doch immer zu beachten, dass jene Münze Nachahmung fremder Gepräge, und die Erzarbeit, soweit sie überhaupt zur Aneignung gelangte, sowohl nach der Composition des Stoffes, als in Bezug auf Technik und Form unverkennbar fremde Ueberlieferung bleibt.

Erst nach langedauernder Berührung mit dem Römerreiche in schweren Kämpfen und friedlichem Verkehr zeigt sich in Folge dieser tiefgehendsten und nachhaltigsten Anregung auch die heimische Metallarbeit in dem Grade entwickelt und verbreitet, dass sie dem ganzen Volke die eiserne Axt und Lanze reichen kann zur Bewältigung des bis dahin übermächtigen Feindes, zum Umsturz des Weltreichs.

In dieser Weise gestaltet sich nach dem Zeugniß der Denkmale und der Thatsachen und Funde die Reihenfolge der Bildungsstufen. Allerdings schliesst sich der Zeit nach das Erz an den Stein und nach beiden erscheint erst das Eisen in dem vollen Umfang seiner Bedeutung; aber dieses Verhältniss der Stoffe ist ein wesentlich anderes als jenes der bisherigen Auffassung und in vollster Uebereinstimmung zugleich mit den geschichtlichen Ueberlieferungen, welche die neueren Erklärungsversuche entweder einseitig und gezwungen benutzten oder ganz beseitigen zu können glaubten.

Wenn wir nun auf Grund jenes reichen Materials, welches von dem römisch-germanischen Centralmuseum der Wissenschaft zu freier allseitigster Benutzung vorgelegt ist, unsere Darstellung versuchen, so glauben wir zugleich auch eine andere Richtung des Wegs als die bis-

her verfolgte einhalten zu sollen und zwar jene Richtung, in welcher diese Sammlung geordnet und auf welcher die neuere Forschung überhaupt zu Resultaten gelangen konnte und deshalb weiterhin beharren sollte; wir meinen die rücklaufende Richtung mit dem Ausgangspunkte von dem sichern Boden der historischen Zeit, aufwärts nach den dunkleren Räumen der Vorgeschichte.

Sobald die Mängel der seitherigen Aufstellungen erkannt waren, musste zugleich auch ihre Veranlassung in jenem unrichtigen Verfahren gefunden werden, mit welchem man aus den Nebeln der Urzeit heraus die Verbindung mit dem Gebiete der Historie herzustellen und den Aufbau einer Culturgeschichte versuchte, welcher von vornherein auf Wagniss und Willkür angewiesen war.

So wie aber die historische Forschung eine Erklärung vereinzelter und dunkler Ueberlieferungen aus dem verbürgten Thatbestand späterer Verhältnisse und Ereignisse zu begründen suchen muss, wie selbst die Erkundung der frühesten Zustände unseres Weltkörpers einzig und allein auf die Beobachtung des Waltens und Wirkens heute noch gültiger und wahrnehmbarer Naturgesetze hingewiesen ist, so ergiebt sich auch für die antiquarische Forschung die Aufgabe auf gleichem Wege Beziehungen und Verbindungen des zeitlich Näheren zu dem weiter Zurückliegenden, des Gereifteren und Vorgeschrrittenen zu dem Unentwickelten zu finden, kurz die vorhistorischen Bildungszustände mit jenen der geschichtlichen Zeit in ein folgerechtes und vor Allem naturgemässes und begreifliches Verhältniss zu bringen.

Je kennbarer und vorwiegender die altnationalen Zustände noch in dem fünften und sechsten Jahrhundert v. Chr. und noch weiter heraus erhalten sind, um so weniger dürfen die in den Denkmalen dieser Zeit noch mit Sicherheit zu fassenden Andeutungen und Merkmale für die Beurtheilung des Umfangs und Maasses vorgeschichtlicher Bildungsverhältnisse ohne Berücksichtigung gelassen und die letzteren von den geschichtlichen völlig getrennt werden.

In dieser Ueberzeugung nehmen wir die Grabalterthümer aus der Zeit der merovingischen Könige, in welcher so zu sagen die Summe der selbständigen, technischen Errungenschaft aller vorhergehenden Bildungsphasen vorliegt, zum Ausgangspunkt unserer Darstellung.

In dem Lichte, welches historische und antiquarische Forschung über diese wichtige Grenzscheide des altnationalen Heidenthums und der neuen Christuslehre verbreitet haben, lässt sich auch der Pfad erkennen, welcher in das Gebiet der älteren Geschichte zurückführt

und weiter hinaus auch durch den Urwald der entlegensten Vorzeit seine Verlässigkeit bewähren muss.

Wir betreten ihn nicht mit der Kühnheit eines ersten Versuchs, vielmehr mit aller Vorsicht, zu welcher Erfahrung und Kenntniss der Schwierigkeit und Gefahren mahnt, ermuthigt jedoch durch die Ueberzeugung, dass nur in dieser Richtung das Ziel erreicht werde, wenn auch allerdings erst durch Nachfolger, welche aus dem Wagniss und den nicht zu meidenden Fehlschritten unseres Vorgangs Belehrung nehmen.

Jahrbuch.

---

## Die Alterthümer und Gräberfunde aus der Zeit der merovingischen Könige von dem fünften bis achten Jahrhundert.

---

Unter den Denkmalen germanischer Vorzeit, welche in unseren Tagen erst der Forschung zugänglich geworden sind, bieten die Gräberfunde aus den Zeiten der Eroberung und Neugestaltung des römischen Westreichs, unstreitig die glänzendste und vielseitig wichtigste Erscheinung.

Sie verbreiten längst ersehntes Licht über eine Entwicklungsperiode unseres Volkes, welche seither durch die Vorstellung rohester Verwilderung und abschreckender Barbarei verdunkelt, einer unbefangenen Würdigung entrückt war.

Waffen aller Art, eigenthümlich verzierte Schmuckstücke aus Gold und Silber, Gefässe aus Glas und Thon, Holz und Metall, wie zahlreiche Geräthe für jeden Bedarf, gewähren nicht nur ein anziehendes Bild der äussern Lebenserscheinung jener Fernzeit, sondern auch eine Fülle von Mitteln für die Berichtigung der Annahme einer vollständigen Vernichtung römischer Cultur durch die blinde Zerstörungswuth der wilden Eroberer.

Die gewichtvollste Einsprache gegen diese Beschuldigung der Germanen erhebt nun die unmittelbare Hinterlassenschaft derselben, welche neben ihre Körper in die Gräber niedergelegt, und zum weitaus grössten Theile das Werk ihrer Hand, ein Zeugniß giebt von ihrer bereitwilligsten Aufnahme Alles dessen, was in den neugewonnenen Ländern, von Ueberresten früherer Cultur sich bis dahin noch in der allgemeinen Auflösung zu erhalten vermocht hatte.

Denn der Verfall der Künste und Gewerbe, welcher in den römischen Provinzen, wie in Italien selbst, von dem dritten Jahrhunderte an immer rascheren Fortgang nahm, war zunächst nur die Wirkung des sinkenden Lebensmuthes der Völker unter den endlosen inneren Kriegen um die Herrschaft des Reichs, und der wachsenden Bedrückung und Erpressung der römischen Beamten. Im Vergleiche mit der Dauer und dem Umfang dieser zerstörenden Einflüsse bleibt das gewalthätige Schalten der Germanen nur ein vorübergehender Zuwachs zu dem allgemeinen Unglück, und darf um so weniger als die vorwiegende Ursache desselben betrachtet werden, da mit dem Eintritte der Eroberer in die erschöpften und zerrütteten Provinzen erst wieder der frische Keim eines neuen culturlichen Aufwuchses Wurzel gewinnen konnte.

Die Gräberschätze, welche diesen Nachweis bieten, haben die sichere Bestimmung ihres Alters und Ursprungs durch Untersuchungen erhalten, welche, beinahe gleichzeitig, in allen von deutschen Stämmen besetzten Ländern aufgenommen wurden, und vollkommen unabhängig unter sich, zu ganz übereinstimmenden Ergebnissen geführt haben.

Man gelangte zu denselben nicht allein durch eingehende Prüfung jener Gräberfunde selbst, über welche eine bedeutende Zahl von Berichten und Forschungen vorliegt, sondern auch durch eine Vergleichung der hier gewonnenen Thatsachen mit den schriftlichen Ueberlieferungen über die Sitten und Verhältnisse jener Zeit, welche uns in den Geschichtsbüchern, in den Gesetzen der deutschen Stämme, in den Ueberresten nationaler Dichtung und in den Lebensbeschreibungen der ersten Sendboten des Christenthums erhalten sind. Nicht nur die gleichzeitigen Quellen mussten in Betracht gezogen werden, sondern auch manche Nachrichten aus den vorhergehenden und nächstfolgenden Jahrhunderten, welche für die Beurtheilung der merovingischen Periode als eines Zwischengliedes früherer und späterer Bildungszustände Anhalt und Aufschluss gewähren.

Der gesammte Stoff, welcher eine Darstellung der Alterthümer dieser Zeit umfassen muss, besteht demnach einerseits aus den Denkmalen, Ueberresten und Grabfunden selbst, andererseits aus den Schriften, welche zur Erklärung derselben beitragen. Unter den Denkmalen aber haben diejenigen, welche dem Boden Deutschlands angehören, nicht allein an und für sich durch diese nächste Beziehung, sondern auch durch ihre Bedeutung und grosse Anzahl das Recht auf vorzugsweise Beachtung, während die gleichzeitigen Alterthümer der Schweiz

und Belgiens, Frankreichs und Englands denselben zur Vergleichung und Bestätigung, in seltenen Fällen auch zur Ergänzung an die Seite zu stellen sind.

Vorwiegend deutsche Sammlungen sind es deshalb auch, welchen die Waffen, Geräthe und Gefässe entnommen wurden, durch deren Abbildung wir die bezeichnenden Formen dieser Zeit zur Anschauung bringen.

Eine reiche Auswahl verdanken wir der gefälligen Mittheilung der Museen und Sammlungen von Augsburg, Bern, Bonn, Carlsruhe, Darmstadt, Lausanne, Linz, Mainz, Mannheim, München, Namur, Paris, Strassburg, Stuttgart, Ulm, Wiesbaden und Zürich, sowie der Privateabinete Ihrer königl. Hoheiten des Grossherzogs von Hessen, und des Fürsten Anton von Hohenzollern, und der Sammlung Sr. Durchl. des Herzogs Wilhelm v. Urach auf Schloss Lichtenstein.

Die literarischen Hülfsmittel der Forschung aber theilen sich I. in die antiquarischen Berichte, und II. in die historischen und culturgeschichtlichen Quellen.

## I. Antiquarische Berichte und Forschungen.

- A. Deutschland.** Ausgrabungen und Funde in den Gebieten der Franken, Alamannen, Baiern und Sachsen.
- Die Gräber bei Schwetzingen. Acta Acad. Theod. Palatinae. Tom. IV. 1765.
- Fränkische Gräber bei Neuwied in: Dorow, Denkmäler römischer und germanischer Zeit in den Rheinlanden. 1826.
- Die Hünengräber im Breisgau. Heinr. Schreiber. 1826.
- Vergleichende Darstellung der Resultate der bis jetzt geschehenen Eröffnungen der uralten, nicht römischen Grabstätten in der südlichen Hälfte Deutschlands. Von Carl Wilhelmi, in den Jahresberichten des Sinsheimer Alterthumsvereins. 1836 bis 1850.
- Das fränkische Gräberfeld bei Xanten. Fiedler, Denkmale von vetera castra und colonia trajana, in der Sammlung von Houben. 1839.
- Die uralte Grabstätte bei Nordendorf. v. Raiser, in den Jahresberichten des hist. Vereins für Schwaben und Neuburg in Augsburg. 1844 und 1846.
- Die Gräber am Lupfen bei Oberflacht. W. Menzel und v. Dürrieh, Jahreshfte des Württembergischen Alterthumsvereins. 1847.
- Das germanische Todtenfeld bei Selzen. Gebr. Lindenschmit. 1848.
- Die Alamannischen Gräber bei Esslingen und Waiblingen. E. Paulus, IX. Jahreshft des Württembergischen Alterthumsvereins.
- Das Königsgrab bei Enzen. Freudenberg, Bonner Jahrbücher. 1857.
- Die neuesten Goldschmuckfunde in Hannover. Von Archivrath Grotefend, Zeitschr. des histor. Vereins für Niedersachsen. 1860.
- Die fränkischen Gräber bei Bessungen. Leiss, Periodische Blätter der hessischen Geschichtsvereine.

- Das alamannische Todtenfeld bei Ulm. Hassler, Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben. 1860.
- Die alamannischen Gräber im Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen. L. Lindenschmit, Die vaterl. Alterthümer der fürstlichen Sammlung auf Schloss Sigmaringen. 1860.
- Die Gräber bei Beckum. Borggreve, Zeitschrift für die Alterthumskunde Westfalens. 1865.
- Die Gräber bei Gauting. Graf Hundt, Schriften der königl. bayer. Akademie. 1866.
- Ueber germanische Grabstätten am Rhein. Prof. Schaaffhausen, Bonner Jahrbücher. 1868.
- Die Gräber bei Peitling. Wiesent, Archiv des Oberbayerischen hist. Vereins. Bd. IV, Heft 3.
- Die Platten- und Reihengräber in Bayern. J. Würdinger, Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. 1877.
- Die Alterthümer in Württemberg. E. v. Paulus. 1877.
- Die Reihengräber zu Rosdorf bei Göttingen. Von J. H. Müller. 1878.
- B. Die Schweiz.** Gräber der Alamannen und Burgunden.
- Les tombeaux de Bel Air. Fred. Troyon. 1841.
- Notice sur d'anciens cimetières. M. J. Gosse. 1853.
- Recueil d'antiquités suisses. G. de Bonstetten. 1855.
- Bericht über die Alterthümer von Basel-Augst und Kaiser-Augst. Wilh. Vischer. 1858.
- Das alamannische Todtenfeld von Schleithem bei Schaaffhausen. M. Wanner. 1867.
- Alamannische Denkmäler in der Schweiz. Gerold Meyer von Knonau. I, 1873; II, 1876.
- C. Luxemburg und Holland.** Gräber der Franken.
- Notice sur les Tombes gallo-frankes du Grand Duché de Luxembourg. M. A. Namur. 1854.
- De germaansche en noordsche monumenten van het museum te Leyden. J. J. Janssen. 1840.
- Der merovingische Goldschmuck von Wieuwerd. J. J. Janssen, Bonner Jahrbücher. 1867.
- D. Belgien.** Gräber der Franken.
- Anastasis Childerici I. regis Francorum. Chiflet. 1651.
- Le cimetière franc merovingien a Lède. Schayes, Bullet. de l'academ. royale de Belge. 1847.
- Antiquités celto-germaniques et galloromains. Joly. 1848.
- Le cimetière franc a Seraing. G. Hagemans, Institut archéolog. de Liège. 1856.
- Le cimetière franc a Samson. Eugène del Marmol, Annal. d. l. Société archéol. de Namur. 1860.
- Le cimetière franc de Spontin. Auguste Limelette. Namur. 1864.
- Fouilles exécutées dans le cimetière franc d'Embresinaux. C<sup>te</sup> Georges de Looz. 1874.
- E. Frankreich.** Gräber der Burgunden, Franken und Westgothen.
- Thesaurus sepulchralis Virodunensis ex aevo franco. Oberlin, Mus. Schoepflii. 1773.
- Cours d'antiquités monumentales. VI. A. de Caumont. 1840.

- Recherches historiques sur les peuples de la race teutonique qui envahirent les Gaules. Sur le caractère des armes et ornements, recueillis dans leurs Tombeaux, partic. en Picardie. Rigolot. 1849.
- La Normandie souterraine. Abbé Cochet. 1855.
- Sepultures gauloises, romains franques et normandes. Abbé Cochet. 1857.
- Le tombeau de Childeric I. Derselbe. 1859.
- Recherches sur le champ de bataille d'Attila, armes bijoux et ornements du Theodoric roi des Visigoths. Les couronnes des rois Visigoths de Guarrazar. Peigné Delacourt. 1860.
- Memoire sur les sepultures des barbares de l'epoque merovingienne decouvertes en Bourgogne. Henri Baudot. 1860.
- Orféverie mérovingienne. Charles de Linas. 1864.
- Collection Caranda. Album des principaux objets recueillis dans les sepultures de Caranda (Aisne). M. Fred. Moreau. 1878.
- F. Italiën.** Gräber der Langobarden.  
La tomba di Gisolfo. Angelo Arboit. Udine. 1874.
- G. England.** Gräber der Angelsachsen.  
Collectanea antiqua. Roach Smith.  
Fairford graves. W. M. Wylie. 1852.  
Remains of Pagan Saxondom. John Yonge-Akerman. 1855.  
Horae ferales or studies in the archaeologie of the northern nations. J. M. Kemble. 1863.  
Inventorium sepulcrale 1757 bis 1773. Bryan Faussett, edited by Roach Smith. 1866.  
History of English culture. Thomas Wright. 1874.  
The celt. the Roman and the Saxon. Thomas Wright, third edition 1875.  
Archaeologia. Edited by the Society of Antiquaries of London.

## II. Historische und culturgeschichtliche Quellen.

- Die Panegyriker, Lobreden auf verschiedene römische Kaiser bis zum Anfang des sechsten Jahrhunderts.
- Ammianus Marcellinus, Geschichtsbücher. Zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts.
- Zosimus, Geschichtsbücher bis zum Anfange des fünften Jahrhunderts.
- Claud. Claudianus, De laudibus Stilichonis. Anfang des fünften Jahrhunderts.
- C. Sollius Apollinaris Sidonius, Briefe und Lobreden. Mitte des fünften Jahrhunderts.
- Magnus Aurelius Cassiodorus, Variarum libri XII. Anfang des sechsten Jahrhunderts.
- Procopios, Geschichte der vandalischen und gothischen Kriege. Mitte des sechsten Jahrhunderts.
- Agathias, Fünf Bücher Geschichte. 553 bis 559.
- Jordanis, Geschichte der Gothen. Mitte des sechsten Jahrhunderts.
- Gregorius, Bischof von Tours. Geschichte der Franken bis 591.
- Fredegarius, Fortsetzung des Gregorius bis zum Jahre 641 und weitere Fortsetzungen bis 752.

Paulus Diaconus, Geschichte der Langobarden, Ende des achten Jahrhunderts.

Beda Venerabilis, Kirchengeschichte der Angelsachsen, achtes Jahrhundert.

Einhard, Kaiser Karls Leben und die Jahrbücher. Neuntes Jahrhundert.

Monachus St. Gallensis, Die Thaten Karls des Grossen. Neuntes Jahrhundert.

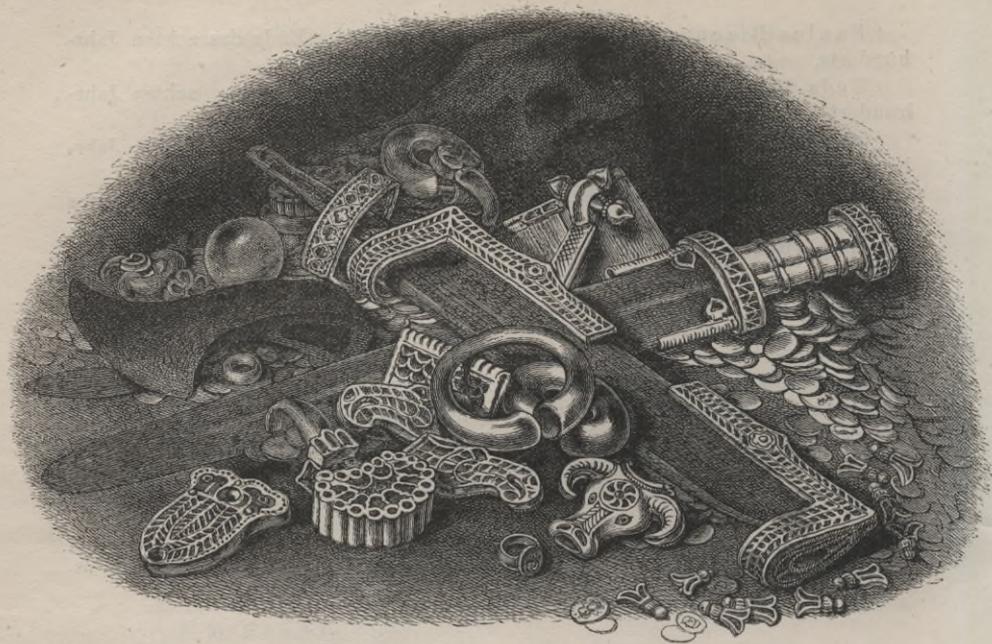
Engilbert, Lobgedicht auf Karl den Grossen. Neuntes Jahrhundert.

Ermoldus Nigellus. Lobgedicht auf Kaiser Ludwig. Neuntes Jahrhundert.

Die Lebensbeschreibungen der Heiligen Columbanus, Severinus, Eligius etc.

Die Gesetze der deutschen Stämme: Die lex. Salica, l. Ripuariorum, l. Burgundionum, l. Visigothorum, l. Langobardorum, l. Alamanorum, l. Bajuvariorum, l. Anglorum et Werinorum l. Frisionum.

Die nationalen Dichtungen. Das Lied von Hiltibrand und Hadubrand. Beowulf, achtes Jahrhundert. Waltharius, zehntes Jahrhundert etc.



## Kurze Uebersicht der Geschichte der Forschung.

Die Untersuchung der Grabalterthümer merovingischer Zeit wurde schon vor mehr als 200 Jahren durch eine Entdeckung angeregt, welche heute noch als eine der bedeutendsten auf dem Gebiete der deutschen Alterthumskunde betrachtet wird.

Es war im Jahre 1653, als auf dem Friedhofe der Kirche zu St. Brixius in Doornick ein Arbeiter beim Graben eines Fundamentes auf eine solche Masse blinkender Goldgeräthe und Münzen traf, dass sich die Ueberraschung des taubstummen Mannes in lautem Aufschrei äusserte. In dem Boden und der bereits ausgeworfenen Erde wurde nun eine Menge Goldschmuck und Reste von golddurchwirkten Gewändern aufgesammelt. Man fand goldene, mit Edelsteinen besetzte Schwertbeschläge an verrosteten Klingen, eine Axt und eine Speerspitze von Eisen, zwei menschliche und einen Pferdeschädel, aber auch einen goldenen Siegelring, der das Brustbild eines Mannes mit langen geflochtenen oder gelockten Haaren und eine Lanze in der Hand zeigte. Die Umschrift gab die Worte: **CHILDIRICI REGIS.**

Man erkannte sofort, dass hier das Grab jenes Frankenkönigs zu Tage gekommen, in welches derselbe mit seinem Streitrosse, seinen

Waffen sowie mit einer reichen Beigabe von Schmuck sowohl als geprägtem Gold und Silber im Jahre 481 beigesetzt wurde, und zwar, wie wir jetzt zu erkennen vermögen, an der Seite einer eben so königlich ausgestatteten Frau, ohne Zweifel seiner Gemahlin Basina, der Mutter Chlodowechs, des Begründers der merovingischen Königsmacht.

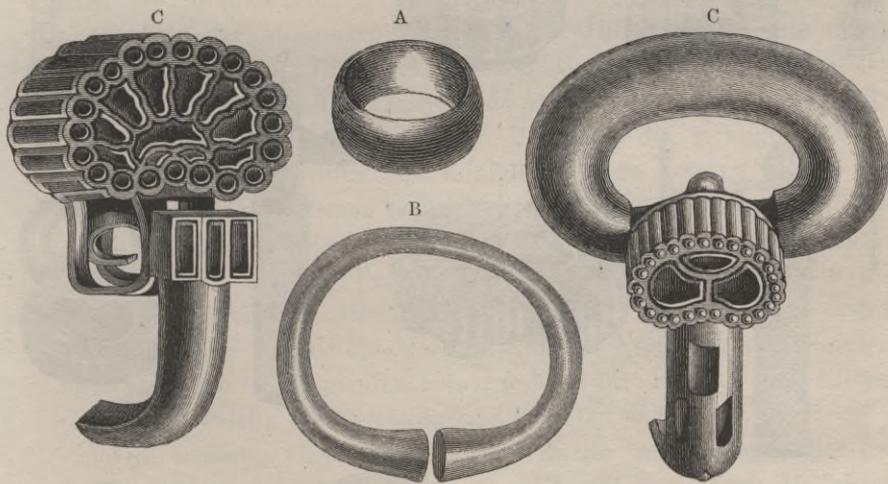
Fig. 1.



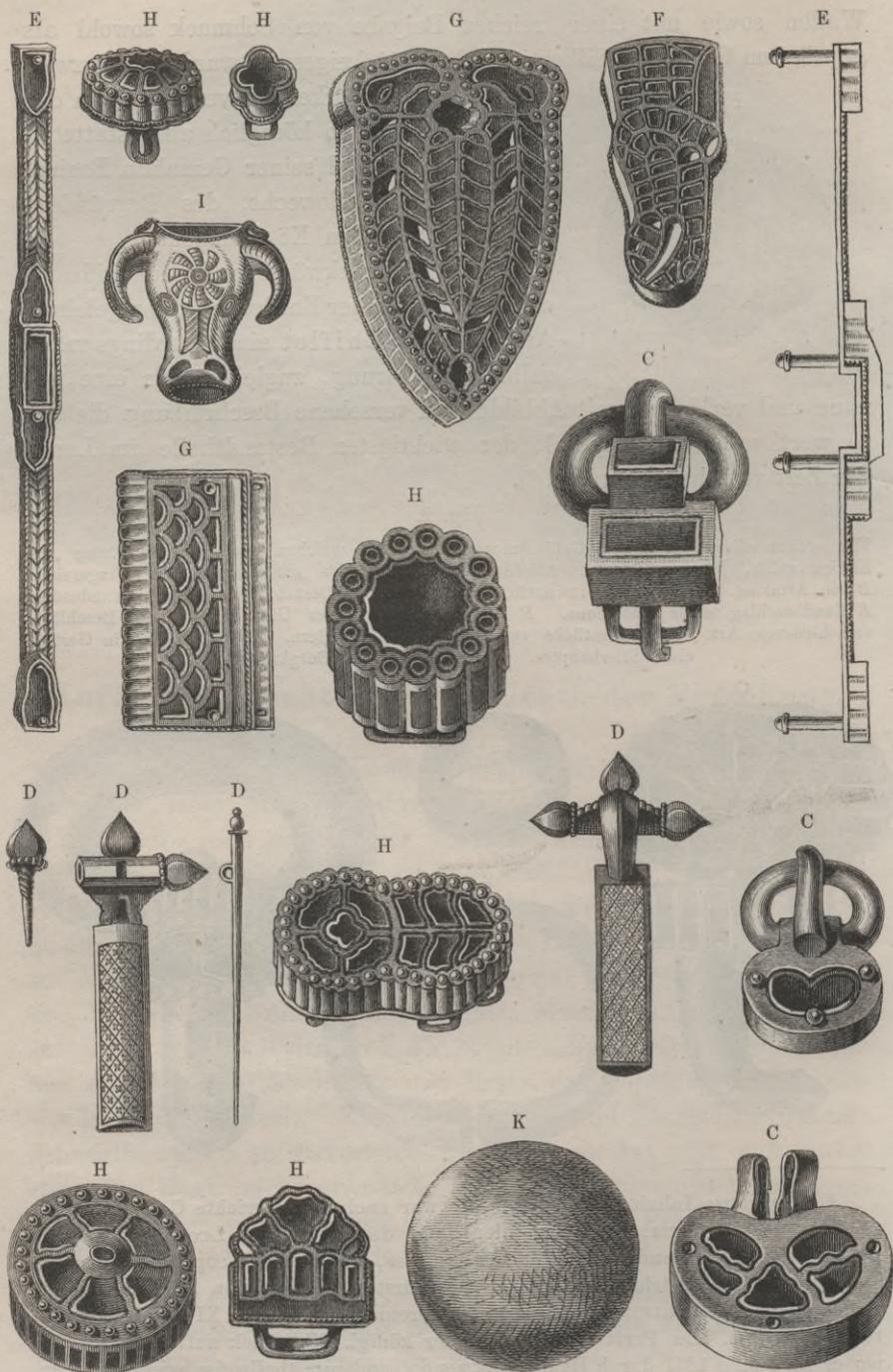
Diesem so merkwürdigen Funde widmete sogleich nach seiner Entdeckung der gelehrte Arzt Jo. Jac. Chiflet eine allerdings mangelhafte Erklärung, zugleich aber eine genaue und verlässige, mit Abbildungen versehene Beschreibung, die um so werthvoller ist, da viele der wichtigsten Bestandtheile im Laufe der Zeit verschwunden sind\*).

Fig. 2.

Wir geben diese verlorenen Goldschmuckgeräthe, zu welchen auch der Siegelring des Königs zählt, hier nach den Abbildungen Chiflet's: *A* ein zweiter Fingerring. *B* ein Armring. *C* Schnallen in natürlicher Grösse. *D* Bestandtheile einer Gewandnadel. *E* Randbeschlag eines Kästchens. *F* Bügelverzierung einer Gürteltasche. *G* Beschläge verschiedener Art. *H* Besatzstücke von Riemen und Bändern. *I* ein solches in Gestalt eines Stierhauptes. *K* eine Kugel von Bergkristall.



\*) Der ganze Inhalt des Königsgrabes war nach dem Berichte Cochet's (Le tombeau de Childeric, p. 29) aus der Hand des Erzherzogs Leopold Wilhelm, Regent der Niederlande zur Zeit des Fundes, an Kaiser Leopold I. gelangt, welcher ihn auf Betrieb des Mainzer Churfürsten Philipp von Schönborn und seines eigenen Beichtvaters, des Jesuiten Brenich, an Louis XIV. von Frankreich überliess. Zu Paris wurde er in der königl. Bibliothek aufbewahrt, von wo er im Jahre 1831 durch Räuber entwendet und nur theilweise wieder in der Seine aufgefunden wurde. Jetzt befindet sich der Rest im Musée du Louvre.



Eingehendere Betrachtung, wie sie schon Jacob Grimm wünschte, fand der Schatz erst vor 19 Jahren durch den verdienstvollen, französischen Forscher Abbé Cochet, dessen treffliche Schrift: „Le tombeau de Childeric I, roi des Francs, restitué a l'Etat de l'Archéologie et des decouvertes recentes“, jedoch immer noch einige wesentliche Punkte nicht erschöpfte oder unbeachtet liess, auf die wir im Laufe unserer Darstellung zurückkommen werden.

Während dieses Zwischenraumes von 200 Jahren vermochte dieser merkwürdige Grabfund so wenig die Aufmerksamkeit und das Studium auf sich und die Alterthümer merovingischer Zeit zu leiten, dass die französischen Forscher und selbst der gelehrte Montfaucon, ohne die geringste Vorstellung von den Formen der Waffen und Schmuckgeräthe dieser Periode, fränkische Schnallen und Spangen für eigenthümlichen Kopfputz der alten Gallier, sowie für musikalische Instrumente erklären konnten. Noch in den ersten drei Decennien dieses Jahrhunderts wurden die Gegenstände merovingischer Zeit in Frankreich für gallo-römische Erzeugnisse gehalten.

Weit früher, schon um das Ende des vorigen Jahrhunderts, war man in England dahin gelangt, die Alterthümer der Angelsachsen von jenen der früheren Landesbewohner zu unterscheiden. Auf dem Festlande hatte der strassburgische Gelehrte Oberlin\*) bereits einem im Jahre 1740 zu Tage gekommenen Grabfunde aus Lothringen (Fig. 3), ohne Hülfe einer Inschrift oder einer durchgehenden Gleichartigkeit mit dem Grabschatze von Doornick, die richtige Stellung in die Zeit der merovingischen Könige zu geben gewusst. Während aber dieses im Allgemeinen treffende Urtheil Oberlin's wenig beachtet blieb, fanden seine verkehrten Erklärungen der Einzelheiten nicht nur die weiteste Verbreitung, sondern auch eine bis in die letztvergangenen Decennien dauernde Geltung. Noch in den ersten Berichten über die Todtenfelder von Xanten, Fridolfing und Nordendorf begegnen wir Schildbuckeln, welche für Helme, und Eimerbeschlägen, welche für Fürstenkronen gehalten werden\*\*).

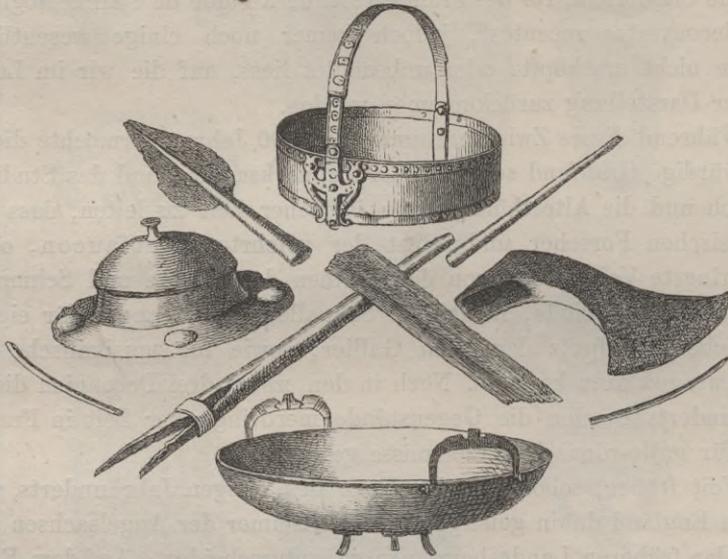
Ein weiterer Gesichtskreis, eine immer wachsende Fülle des Stoffs erschloss sich aber der Forschung durch die erst seit 40 Jahren eröffnete Reihe von Entdeckungen jener grossen Friedhöfe in den alten Gebieten der Alamannen, Burgunden und Franken, wenn auch

\*) Thesaurus sepulchralis Virodunensis ex aeo francico. Museum Schöpflini.

\*\*\*) Dass solche Irrthümer jedoch nicht deutschen Forschern allein zur Last fallen, gesteht H. Abbé Cochet mit liebenswürdiger Offenheit. Normandie souterraine, deuxième edition, p. 392 ff.

die Untersuchungen sich nicht von einseitiger Auffassung oder dem Einflusse allgemeiner Vorurtheile fern halten konnten. Zumal in

Fig. 3.



Randstück eines Eimerbeschlags mit beweglichem Henkel, Erz. Blattförmige Lanzenspitze, Erz. Bruchstück einer zweischneidigen Schwertklinge, Eisen. Zwei Bruchstücke eines Hakenspeers (ango), Eisen, die Spitze fehlt. Frankenaxt, Eisen. Schildbuckel, Eisen. Becken mit zwei Henkeln, Erz. Zwei Fragmente aus Erzblech.

Süddeutschland und der Schweiz bemächtigte sich die herrschende Vorliebe für ein fremdartiges Keltenthum dieser neuen Funde. Im Breisgau wollte man eine genaue Uebereinstimmung mit den Gräbern der Caledonier entdecken und Verse des Macpherson'schen Ossian auf die Ruhestätten Oskar's und Konnal's begleiteten die antiquarischen Berichte. In der Schweiz fand man in offenbar christlichen Symbolen Spuren ägyptischen Einflusses auf die Religion der alten Keltoschwizer. Das Todtenfeld von Fridolfing wurde bojischen, jenes von Nordendorf vindelikischen Kelten überwiesen; allerdings nicht ohne nachdrückliche Einsprache und Geltendmachung der überall bestimmt hervortretenden germanischen Ansprüche. Es bedurfte jedoch einer wiederholten Darlegung ihrer Berechtigung namentlich durch die Untersuchungsergebnisse des Todtenlagers bei Selzen, bis eine unbefangene Beurtheilung der Thatsachen sich verbreiten und befestigen konnte. Dafür hatte besonders auch Decan Carl Wilhelmi, Vorstand des Sinsheimer Alterthums-Vereins, mitgewirkt, sowohl durch

seine Berichte und Kritiken in den Heidelberger Jahrbüchern, als durch seine übersichtlichen Zusammenstellungen aller Funde und Ausgrabungen in Süddeutschland.

Seitdem ist nun durch weitere Fundergebnisse in Deutschland sowohl als in unseren Nachbarlanden das Studium dieser Periode nach allen Seiten gefördert worden. Bedeutende Leistungen hatte jetzt auch Frankreich aufzuweisen, dessen beinahe gleichzeitig mit der deutschen begonnene Thätigkeit, anfangs eben so zersplittert und wenig beachtet, darin jedoch bevorzugt war, dass sie nicht wie die unserige in Bekämpfung antinationaler Vorurtheile verwickelt wurde. Sobald einmal der Charakter der merovingischen Grabalterthümer aufgefunden war, folgten ununterbrochen die wichtigsten Entdeckungen und Forschungsergebnisse. — Ueber die Funde der Picardie gab Rigolot eine lichtvolle Abhandlung, Abbé Cochet erhob und beschrieb vortrefflich die Alterthümer der Normandie, und Baudot gab über die Gräber des alten Burgundiens lehrreiche Nachweise und schöne Abbildungen. Was aber in den verflossenen zwei Decennien ein wesentliches, allen Ländern gemeinsames Voranschreiten der Forschung und der Einsicht in ihre Bedürfnisse kennzeichnet, ist die allgemein erkannte Nothwendigkeit eines Austausches der Erfahrungen durch gegenseitige Mittheilungen und persönlichen Verkehr. Die Eröffnung dieser wissenschaftlichen Verbindung von Seiten der englischen Gelehrten brachte zugleich die Ergebnisse ihrer Thätigkeit zu allgemeiner Anerkennung, und die vortrefflichen Untersuchungen über angelsächsische Alterthümer, welche Roach Smith, Yonge Akermann, Wright, Kemble und Wylie sowohl in eigenen Werken, als in der archäologischen Zeitschrift der Antiquare von London veröffentlichten, wurden nun Gemeingut auch der deutschen Forschung, und bestätigten treffend die bei uns bereits gewonnenen Resultate.

Eine erste Uebersicht derselben haben wir in den „Alterthümern der fürstlich-hohenzollernschen Sammlung“ 1860, I. Abtheilung, S. 1 bis 72 gegeben.

Aber auch in den seitdem verflossenen Jahren hat nicht nur die Gesammtheit unserer nationalen Alterthümer, sondern auch dieses besondere Gebiet immer noch so werthvollen Zuwachs an Entdeckungen und Beobachtungen erhalten, dass nun weit bedeutendere Mittel zu einer möglichst erschöpfenden Darstellung vorliegen, als sie früher erreichbar und überhaupt vorhanden waren.

Bei dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit des vorliegenden Materials musste sich auch das Untersuchungsverfahren in umfassenden-

der Weise erweitern und vertiefen, so dass jetzt über die Denkmale dieser Periode mehr als über die jeder anderen der frühgeschichtlichen und vorgeschichtlichen Zeit ein wohlbegründetes, vielseitig geprüftes Urtheil gewonnen ist, welches durch spätere Entdeckungen wohl eine Ergänzung und Bestätigung, aber kaum irgend wesentliche Berichtigung erfahren kann.

**Anordnung der Darstellung.** Aus der verworrenen Masse der alterthümlichen Funde löst sich damit eine grosse Gruppe von Denkmalen eines gemeinsamen, bestimmt ausgesprochenen Charakters, von deren Gesammterscheinung wir hiermit eine Darstellung zu geben versuchen. Diese umfasst:

- I. Ihre zeitliche und räumliche Begrenzung und die aus diesen Verhältnissen sich ergebende Bezeichnung als Grabalterthümer der merovingischen Periode.
- II. Die Arten der Gräber und ihren Bau. Die Bestattungsweise und die Ueberreste der Körper.
- III. Den Gesammtbestand der Grabfunde und ihre eigenthümlichen Einzelheiten mit den erklärenden Nachweisen der gleichzeitigen schriftlichen Ueberlieferungen; die Waffen, die Bestandtheile der Kleidung, den Schmuck, die Geräthe, die Gefässe, die Münzen.
- IV. Den Verzierungs geschmack, die Handwerk- und Kunstgewerbe, und damit schliesslich eine Darlegung der Bedeutung dieser Grabalterthümer für die Beurtheilung der Bildungsverhältnisse der merovingischen Periode an und für sich sowohl als der vorausgehenden und der vorhistorischen Culturzustände überhaupt.

**Die zeitliche Begrenzung.** Für die Zeitbestimmung jener alten Friedhöfe, der Repositorien dieser wichtigen Denkmale, vereinigen sich besonders günstige Verhältnisse, vor allem die unverkennbare Eigenthümlichkeit und Gleichartigkeit der Gräberfunde, welche sich bis in alle Einzelheiten so durchgehend übereinstimmend zeigt, dass weder in Deutschland, der Schweiz und Belgien, noch in Frankreich und England eine irgend wesentliche Verschiedenheit bemerkbar ist, und in keinem dieser Länder besondere Fundstücke zu Tage kommen, welche sich nicht in den Gräbern der übrigen ebenfalls nachweisen lassen.

Diese an und für sich schon beachtenswerthe Gleichartigkeit ist besonders deshalb von grösster Wichtigkeit, weil sie manchen zeitangehenden Merkmalen, welche nicht überall in derselben Klarheit

vorliegen oder mit derselben Schärfe und Verlässigkeit beobachtet wurden, eine für Alle gemeinsam gültige Bedeutung verleiht.

Solche Merkmale der Zeitstellung aber, sowohl positive als negative, welche uns belehren, welcher Periode die Funde angehören können und welcher nicht, sind hier in seltener Vielseitigkeit geboten.

So musste die Menge der Waffenbeigaben sofort schon die Verweisung dieser Gräber in die Zeit der römischen Herrschaft, oder gar in eine noch frühere Periode beseitigen. Andererseits bieten die Arten und Formen dieser Waffen in Verbindung mit der Technik und Verzierungsweise der Schmuckgeräthe, der Glas- und Thongefässe so viele besondere Kennzeichen in Vergleichung mit den entsprechenden römischen Denkmälern, dass sich nicht allein eine spätere Zeitstellung unserer Gräberfunde ergeben musste, sondern selbst eine Unterscheidung der gewerblichen Erzeugnisse dieser Periode in römisch-byzantinische und eigenthümlich germanische Arbeiten möglich wurde. Zu diesen gewichtvollen, für sich schon vollkommen ausreichenden Nachweisen für die Zeitbestimmung tritt noch das Zeugniß der Inschriften auf den Gräbertafeln, und die zustimmende Angabe der Münzfunde, von welchen die-spätzeitlichsten und somit die wichtigsten bis in das siebente und den Anfang des achten Jahrhunderts, also an die Zeit der Karolinger herabreichen, mit welcher bei den Franken wenigstens die alt-nationale Bestattungsweise nach heidnischem Brauche ihr Ende erreicht.

Unser Forschungsgebiet erhält demnach eine sichere Begrenzung innerhalb des Zeitraums, welcher das fünfte bis einschliessend das achte Jahrhundert umfasst, indem uns einerseits in dem Grabfunde Childerichs I., soviel bis jetzt bekannt, das älteste sicher beglaubigte, mit den späteren Erscheinungen völlig übereinstimmende monumentale Zeugniß gegeben ist, und wir andererseits für den Abschluss der Periode nach der Spätzeit hin darin einen sicheren Haltpunkt haben, dass mindestens bei einem der wichtigsten deutschen Stämme, den Franken, die Art und Ausstattung der Gräber mit dem entschiedenen Vorwalten christlicher Auffassung zu den Zeiten der Karolinger eine wesentliche Veränderung zeigt.

Allerdings fehlt uns nach dieser Seite ein so verlässiger Markstein, wie ihn zeitaufwärts der Grabschatz von Doornick bietet. Die Grenze verläuft ins Unbestimmte, theilweise in das neunte und bis in das elfte Jahrhundert hin, da die Einwirkung christlicher Lehre, wie sich dieselbe bei den Franken äussert, keineswegs bei den übrigen deutschen Völkern eben so maassgebend und nachweisbar erscheint.

Die heidnische Sitte der Todtenbestattung mit Waffen, Speise und Trank, welche zu den Zeiten der Merovinger noch allenthalben vorherrscht, zeigt bei Sachsen, Bayern und Alamannen weit längeren Bestand und reicht bei den letzteren bis in die ersten Jahrhunderte des Mittelalters.

Je weiter von dem Rheingebiete nach dem Innern Deutschlands zu, je schwieriger wird die Zeitbestimmung der Gräber nach der Erhaltung oder dem Verschwinden heidnischer Bestattungsweise, und je mehr findet sich dieselbe lediglich auf die Beurtheilung des Gesamtcharakters der Funde, des Stils und der Technik der Geräthe, als die einzigen Mittel hingewiesen, mit welchen eine Altersabstufung zu erreichen ist.

Um so berechtigter erscheint es deshalb, den Zeitraum, in welchem das letzte äussere Zeichen des erlöschenden Heidenthums, die altnationale Bestattungsweise, in ihrem vollsten Umfang und durchgehend bei allen deutschen Stämmen erkennbar ist, als feste Grenze unseres Forschungsgebietes zu betrachten.

Eine weitere Verfolgung der Ausläufe und Uebergänge des altüberlieferten Brauchs im Allgemeinen müsste in eine völlig fremdartig gewordene Spätzeit herabführen, und für eine solche Erweiterung unserer Darstellung kann selbst der dauernde Fortbestand einzelner Arten von Waffen und Schmuckformen nicht bestimmend sein, da sich dieselben doch einer merklichen Veränderung ihres ursprünglichen Charakters nicht entziehen konnten und später niemals in Vereinigung mit den übrigen wesentlichen Bestandtheilen der Grabesausrüstung begegnen, wie sie zum ersten und einzigen Mal in den Friedhöfen der merovingischen Periode auftreten.

**Räumliche Verbreitung.** Mit der gegebenen Zeitbegrenzung findet sich zugleich die räumliche Verbreitung dieser Grabalterthümer in Uebereinstimmung. Denn für die Feststellung einer Grenzlinie der letzteren sind hier nicht vereinzelt Funde von Schmuckgeräthen dieser Periode, sondern das Gebiet jener Gräber maassgebend, in deren reichem Inhalte uns die umfassenden Zeugnisse für Bestimmung der Zeit und ihres Charakters in Bezug auf Geschmacksrichtung und technisches Leistungsvermögen gegeben sind.

Diese Grabfunde erstrecken sich nicht über das ganze Gebiet Deutschlands. Dafür reichen sie nach Westen hin durch Belgien und Frankreich über die östlichen Theile von England hinaus. Nach Osten hin zieht sich, nach den bis jetzt vorliegenden Erfahrungen, ihre Grenz-

linie von Holland her über die Umgegend von Hamm, Göttingen und Erfurt nach Böhmen und geht dann südwärts an die Ens und Salzach über die bayerische Hochebene nach der Schweiz, von da nach Burgund und dem westlichen Frankreich.

Weiter nach Norden und Osten hin verschwindet diese Art von Grabfunden. Einigermaassen verwandte Erscheinungen sind äusserst selten zum Theil an dem Gebiete der thüringischen Saale beobachtet, zum Theil an der mittleren Donau, wo sie jedoch eine Beimischung von unverkennbar spätzeitlichen Erzeugnissen kundgeben.

In Niedersachsen sind Alterthümer dieser Periode bis jetzt nur aus Schatzfunden und nicht aus Gräbern zu Tage gekommen.

Dagegen zeigen sich dieselben in bemerkbarer Anzahl in den Ostseeländern, an der schwedischen Küste, in Dänemark und Ostpreussen. Hier aber gewähren die Funde, wo sie

Fig. 5.



F. O. Schweden. K. Museum in Stockholm.

überhaupt aus Gräbern gewonnen sind, im Ganzen durchaus nicht jene Gleichartigkeit und vollständige Uebereinstimmung, welche die Grabfunde Deutschlands, Englands und Frankreichs kennzeichnet.

Merkmale späterer Zeit ergeben sich in den Ostseeländern nicht nur bei den Waffenformen, sondern auch aus dem weit entwickelteren Stile der Schmuckgeräthe, sowie aus der überwiegenden Mischung mit Fabrikaten weit entfernter Länder. Zu den Erzeugnissen der späteren römischen Kaiserzeit, die auch in unseren Gräbern gefunden werden, treten dort auch byzantinische und orientalische Arbeiten. Jene Spangen und Schnallen, welche mit den unserigen nächste Verwandtschaft zeigen, finden sich überhaupt in verhältnissmässig

Fig. 4.



F. O. Dänemark. Mus. v. Kopenhagen.

sehr geringer Zahl vorzugsweise nur bei Schatz- und Moorfunden, und nur aus werthvollem Metall oder von vorzüglich kunstvoller Arbeit, nicht entfernt aber in der Menge und Mannichfaltigkeit der Formen, wie sie aus unseren Gräbern, in allen Abstufungen von werthvollem und werthloserem Metalle von vorzüglichster bis zu einfachster Ausführung vorliegen. Dabei gewähren bei diesen nordischen Funden englische, fränkische und byzantinische Gepräge des neunten und zehnten Jahrhunderts, und sogar eine namhafte Menge arabischer Münzen, ganz bestimmte Hinweisungen für die Zeitstellung der Gräber und die Herkunft ihres so verschiedenartigen Inhalts, welche auch für die gleichartigen schwedischen und preussischen Funde ihre Geltung haben. Nach dem Wenigen, was über die Umstände der Entdeckung namentlich der Spangen von Angerburg (Reg.-Bez. Gumbinnen) zu erfahren ist, müssen diese unzweifelhaft merovingischen Schmuckgeräthe auf demselben Wege in jene Gegend gelangt sein, wie die mitgefundenen, ebenso unverkennbar römischen Fabrikate\*).

Genau dieselben Verhältnisse zeigen sich auch in Ungarn, nur dass hier unter der Masse von Alterthümern aller Völker und Zeiten diejenigen Schmuckgeräthe, welche eine nähere Verwandtschaft mit den unserigen zeigen, zumeist einen noch spätzeitlicheren Charakter kundgeben, und auch hier sind die Schatzfunde weit zahlreicher als Gräberfunde. Für die Erklärung dieser Verhältnisse ist nicht sowohl der weit unterschätzte Handel in Betracht zu ziehen, als weit mehr noch der Umstand, dass im neunten und zehnten Jahrhunderte Ungarn sowohl als der skandinavische Norden nicht wohl als die Sitze eines ausgebildeten, reichlich producirenden Kunstgewerbes bekannt sind, sondern vielmehr als die Orte der Ablagerung einer massenhaften Beute von Raubzügen in die Länder einer vorgeschrittenen Cultur.

Die gleichartigen Alterthümer Ungarns und Scandinaviens erhalten deshalb eher von den unserigen als umgekehrt die unserigen von dort her ihre Erklärung, welche nur da zu suchen ist, wo das Ganze in dem vollen Umfange seiner Eigenthümlichkeit und nicht aus zerstreuten Abfällen zu beurtheilen ist.

Dieser Bereich der Gesammterscheinung wird durch unsere Grabfunde bezeichnet. Er umfasst die Provinzen des römischen Reichs, welche seit dem achten Jahrhundert in den festen Besitz deutscher

---

\*) Das königliche Museum vaterländischer Alterthümer zu Berlin. Von Freiherrn Leopold v. Ledebur. 1828. Taf. I. Gleichen Stils und Alters mit Fig. 5 sind die dort abgebildeten Nummern 547, 577 und 584, römischen Ursprungs dagegen die Nummern 517, 519, 542, 555.

Stämme gelangten, und erstreckt sich demnach über das Gebiet der Angelsachsen, Franken, Alamannen, Burgunden und Bayern, während er in die alten Sitze der Hessen und Thüringen nur theilweise eingreift und jene der Niedersachsen und Friesen nicht berührt.

So weit reichen wenigstens bis jetzt die Ergebnisse verlässiger Untersuchungen, welche über diese Grenze hinaus nur einzelne Fundstücke aufzuweisen vermögen, ohne dass man namentlich im südlichen Frankreich, Spanien und Italien zu der Entdeckung jener Friedhöfe gelangen konnte, in welchen Gothen, Vandalen und Langobarden ihre

Fig. 6.



*A* Sporn. *B* Zierstück, Gold, mit dem Musivbilde eines Vogels. *C* Fingerring mit einer römischen Münze, Gold. *D* Kreuz, Gold, mit Einsätzen von Edelsteinen. *E* Mehrere Riemenbeschläge. *F* Glasflasche. *G* Schildbuckel, Eisen mit Beschlägen von vergoldetem Erz. *H* Schildgriff. *I* Speer, Eisen.

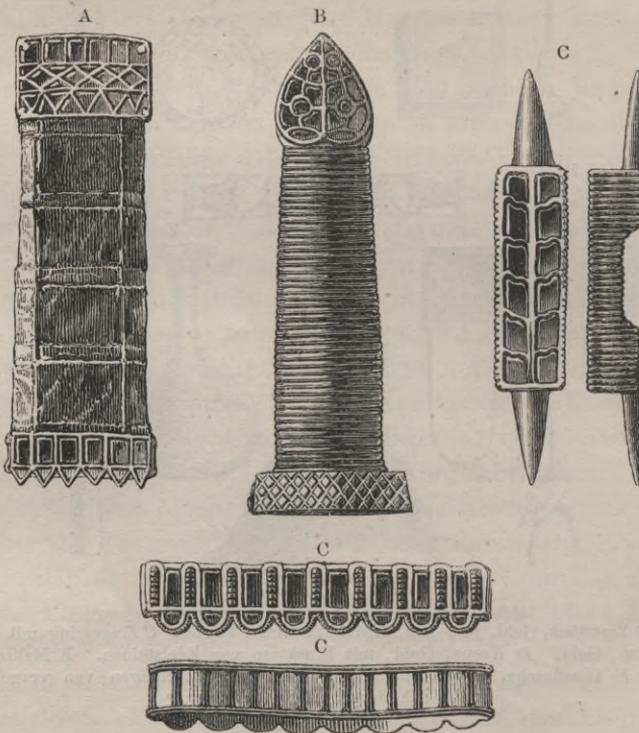
Todten bestattet haben. Die Grabalterthümer der Vandalen sind noch gänzlich unbekannt, und jenen der Langobarden wird erst neuerdings einige Beachtung zugewendet.

Von grosser Wichtigkeit sind jedoch schon die wenigen noch vereinzelt Entdeckungen in der alten Grenzmark von Forojuvi, zu

Chiusa und Cividale, insbesondere das in letzter Stadt gefundene Grab eines mit Waffen und Goldschmuck ausgestatteten Kriegers\*). Nach einigen Schriftzeichen auf der Deckplatte, welche die Buchstaben GISULF ergeben, erkennt man den Steinsarg als das Grabmal des Herzogs Gisulf, des streitbaren Neffen Albuins, welchem dieser bei seinem Einzuge nach Italien die Grenzwatch gegen Slaven und Avarn mit dem Sitze in der Feste Forojuli übertragen hatte.

Ausser dieser nächsten Beziehung zu dem Epos altlangobardischer Geschichtsüberlieferung hat das Denkmal zugleich auch die weitere Bedeutung als ein Zeugniß vollkommenster Gleichartigkeit der Bestattungsweise und der einzelnen Bestandtheile der Grabesbeigaben bei allen germanischen Stämmen noch zu Anfang des siebenten Jahrhunderts.

Fig. 7.



Goldene, mit rothen Edelsteinen besetzte Griffe; *A* einer Spatha, *B* eines Sax.  
*C* Scheidebeschläge dieser Waffen.

\*) La Tomba di Gisolfo. Note critico-archéologique di Angelo Arboit., Udine 1874.

Weniger Sicherheit haben wir in dieser Hinsicht bei den Gothen, unter welchen das Christenthum schon im vierten Jahrhundert Verbreitung gefunden hatte. Den Edicten Theodorichs des Grossen, welche das Mitbegraben von Gold untersagen und selbst die Wegnahme von Grabschätzen zum Besten des Staats für geboten erklären, kann hier kein entscheidendes Gewicht beigelegt werden, da diese Verordnungen nur für die Ostgothen Geltung hatten und selbst bei diesen unmöglich mit einem Male die altheidnische Sitte beseitigen konnten.

Fig. 8.



Allein ein thatsächlicher Nachweis für die Fortdauer der letzteren ist bei dem Mangel an verlässigen Beobachtungen der Grabforschung bis jetzt nicht gewonnen. Dass der Fund von Pouan bei Arcis-sur-Aube als der Grabschatz des westgothischen Königs Theodorich zu betrachten sei, welcher, in der catalaunischen Schlacht gefallen, sofort auf dem Schlachtfelde beerdigt wurde, ist um so weniger mit Sicherheit zu begründen, als der Ort dieses Völkerkampfes noch keineswegs festgestellt ist, und sich neben den kostbaren Waffen jenes Grabes zugleich auch goldene Zierstücke finden, welche bis jetzt ausschliesslich nur in Frauengräbern zu Tage gekommen sind.

Wichtiger ist es aber, dass die Goldarbeiten dieses Fundes in Bezug auf Geschmack und Werkweise eine vollkommene Uebereinstimmung zeigen einerseits mit dem Grabschatze Childerichs I., und andererseits mit der Krone des westgothischen Königs Recceswinth (Fig. 8) und den übrigen auf dem alten Friedhofe von Guarrazar bei Toledo aufgefundenen Weihegeschenken vornehmer Gothen. Dies gilt auch von manchen Goldgeräthen des Schatzes von Petreossa, der mit aller Wahrscheinlichkeit dem westgothischen Könige Athanarich zugewiesen wird; und wenn bei diesem Funde in den alten Sitzen des Volkes an der unteren Donau griechische und orientalische Gold-

arbeiten vorwiegen, so erklärt sich dies sowohl aus den freiwilligen und erzwungenen Gaben der byzantinischen Kaiser, als aus einem in jenen Zeiten häufigen Wechsel des Besitzes reicher Kriegsbeute ferner Länder, welche den Bestand und Zuwachs jener berühmten Königsschätze bildeten, die wir, gleich den übrigen Schatzfunden dieser Zeit, später in Betracht ziehen werden.

**Bezeichnung dieser Alterthümer.** Wenn nun durch die zeitbestimmenden Merkmale und räumliche Verbreitung der Gräberfunde eine sichere Erklärung der Eigenart dieser Alterthümer gewonnen ist, so ergibt sich damit zugleich auch ihre Bezeichnung, welche nach dem gleichartigen Charakter derselben auch eine gemeinsame, allgemein gültige sein muss.

Sie findet sich am nächsten und treffendsten, indem wir die von der historischen Forschung gewählte Bezeichnung jener Periode auch auf die Grabfunde übertragen. Wenn wir dieselben die Alterthümer der merovingischen Zeit nennen, so ist damit zugleich die Angabe ihres nationalen wie bestimmten zeitlichen Ursprungs gegeben, und zwar in jener umfassenden Allgemeinheit, welche deshalb zu wahren ist, weil wir in Deutschland, nicht wie es in England und Frankreich möglich, den Namen eines einzelnen Stammes unbedingt voranstellen können. Neben den aufstrebenden Franken verschwinden keineswegs die übrigen deutschen Stämme, wie die Gallo-Romanen in Neustrien und die Briten unter den Angelsachsen. Während die mächtigen Alamannen, die Burgunden und Bayern selbst nach Minderung ihrer Unabhängigkeit den bedeutendsten Theil ihrer Selbständigkeit bewahren, behaupten die Sachsen die alte Freiheit in ihrem ganzen Umfange. Alle aber haben darin eine gemeinsame Berührung, dass sämtliche historische Ueberlieferungen dieser Zeit, welche über sie Kunde geben, sich vorzugsweise an ihr Verhältniss zu den merovingischen Königen knüpfen. Diese Hinweisung auf die wichtigste Bewegung des ganzen Zeitraums, die Machtentwicklung des fränkischen Reichs, rechtfertigt auch eine allgemeine Bezeichnung dieser Periode und ihrer Alterthümer als merovingische. Jedenfalls besitzt dieselbe, was die Grabfunde betrifft, den Vorzug einer rasch verständlichen Zeitstellung im Vergleiche zu allen anderen Eintheilungen und Namen, welchen man hier Geltung zu verschaffen suchte, mögen sie Reihengräber, germanische Todtenfelder oder gar Gräber der zweiten oder dritten Eisenperiode heissen.

Die Bezeichnung Reihengräber ist allzu beschränkt und entspricht nur den grossen Friedhofsanlagen, welche jedoch keineswegs die ein-

zige Art der Bestattungsweise jener Zeit bilden und derselben nicht einmal ausschliesslich eigenthümlich sind. Die Beisetzung der Todten in derselben Weise reicht in die fernste Frühzeit, und die gegen Morgen gerichteten, reihenweise in den Boden versenkten Gräber der ältesten Landesbewohner können durch nichts anderes, als die beigelegten Steinäxte und die völlige Verwitterung der Skelette von jenen der Franken mit ihren eisernen Schwertern und Franciskan unterschieden werden. Zugleich sind doch auch die Friedhöfe des Mittelalters und der Neuzeit als Reihengräber zu betrachten, und die vorherrschende Geltung dieser Bezeichnung ausschliesslich nur für das fünfte bis achte oder neunte Jahrhundert beruht deshalb mehr auf einem Uebereinkommen der Gewohnheit, als auf ihrer Eigenschaft einer bestimmten Kennzeichnung jener Gräberfelder nach ihrer Art und Zeit.

Dagegen erscheint die andere, auch von uns früher gebrauchte Bezeichnung germanische Todtenfelder viel zu allgemein und ungenügend. Um einigermassen treffend zu erscheinen dürfte sie, freilich in allzu feiner und deshalb unberechtigter Distinction, nur für fränkische Gräber Geltung haben, auf die Thatsache hin, dass der Germanenname am längsten vorzugsweise bei den Franken haftete. Alamannische Gräber wären mit dieser Bezeichnung ausgeschlossen, da der Name dieses Stammes schon seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts bestimmt hervortritt, eine Zeit, welche jene Gräber weit aus nicht erreichen \*) geschweige an Alter überschreiten.

Die Bezeichnungsweise der Systematiker aber, welche die Zeit dieser Gräber das zweite Eisenalter nennen, hat geradezu Alles gegen sich. Die Frage, in wie viele Abtheilungen die Zeit des Eisengebrauchs überhaupt oder auch nur nach den Funden Deutschlands und Skandinaviens zerlegt werden müsste, und ob die Gräber der merovingischen Zeit gerade in die zweite, dritte oder vierte einzureihen wären, müssen wir als einen Gegenstand des leeren Schematismus auf sich beruhen lassen. Unserer Ueberzeugung nach ist es dagegen die Aufgabe der Forschung, geschichtliche Haltpunkte, auf deren mühevollen Gewinn die ganze antiquarische Detailarbeit gerichtet ist, da wo sie einmal glücklich gefunden sind, auch für rasche Orientirung zu verwerthen und dieselbe in allgemein verständlichem Ausdruck zusammenzufassen, statt sie mit wichtiger Miene in nichtssagende Systemsformeln zu verstecken.

---

\*) Sie reichen weder in die Zeit der „Alamanni qui tunc adhuc Germani dicebantur“ noch in jene, in welchen die Alamanni neben die Germani treten.

Auch der Name gehört zur Sache, und wir werden uns überall weit schneller zurecht finden, wo wir, von vornherein durch eine treffende Bezeichnung eingeführt, auf den von der Forschung gefundenen richtigen Gesichtspunkt gestellt sind; um wie viel mehr gerade da, wo es gilt, aus einer ungeordneten Masse Sicheres von Unsicherem zu scheiden und bestimmt Erkanntem auch eine bestimmte Marke zu geben.

**Art und Bau der Gräber.** Innerhalb des Fundgebietes der Alterthümer dieser Periode zeigen jedoch die Gräber selbst, in welchen die vollkommen gleichartigen Waffen, Gefässe und Geräthe niedergelegt sind, nach den einzelnen Ländern manche Verschiedenheiten, die gerade deshalb eine besondere Beachtung verdienen, weil im Allgemeinen auf die Gleichmässigkeit oder Verschiedenheit des Grabbaues ein viel zu grosser Werth gelegt wird und viel zu weitgehende, sogar ethnologische Unterscheidungen begründet werden. Hier vor Allem vermögen wir den Mangel der Berechtigung solcher Schlüsse zu erkennen und die Ueberzeugung zu gewinnen, dass alle Differenzen der Grabconstruction gegen das ungleich gewichtvollere Zeugnis einer Gleichartigkeit des Inhalts der Gräber zurücktreten müssen, und dass diese Erfahrung auch für die Beurtheilung weit frühzeitigerer Verhältnisse von grösster Bedeutung sein muss.

Jene Verschiedenheiten erstrecken sich in der merovingischen Zeit nicht nur auf den äusseren und inneren Bau der Grabstätten, sondern selbst theilweise auf die Bestattungsart, bei welcher oft ein älterer Brauch noch erkennbar herüberreicht.

Im Ganzen theilen sich die Grabbauten dieser Zeit

- I. In Grabhügel (Tumuli). Beisetzung der Todten in oder unter einen hügel förmigen Aufbau aus Erde und Steinen.
- II. In den Boden vertiefte Gräber (sepulcra), mit ursprünglich so geringer Aufschüttung, dass jede Spur derselben längst verschwinden musste.

### I. Die Grabhügel.

Die Todtenbestattung unter diesen Hügeln, welche immer noch 4 bis 7 und 14 Fuss Höhe, und einen unteren Durchmesser von 14 bis 36 Fuss zeigen, ist unbedingt als eine Ueberlieferung altheidnischen Brauchs zu betrachten, wenn auch unter den Beigaben der Todten unverkennbare Symbole des Christenthums zu Tage kommen,

und die ganze Grabesausstattung mit jener der ersten Friedhöfe christlicher Zeit übereinstimmt.

Es finden sich diese Hügel sowohl in vereinzeltten Gruppen als auch in der Nachbarschaft oder in unmittelbarer Verbindung mit eigentlichen Friedhofsanlagen, besonders zahlreich bei den Angelsachsen. Auf dem Festlande sind sie bis jetzt nur bei den Alamannen, mit weniger Sicherheit und sehr vereinzelt bei den Bayern nachzuweisen.

In den östlichen Grafschaften Englands, den frühesten Niederlassungen der Jüten, Angeln und Sachsen, war noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihre Anzahl so bedeutend, dass Bryan Faussett allein in der Grafschaft Kent 586 Grabhügel untersuchen konnte, unter diesen zwei grössere Gruppen in der Nähe von Gräberfeldern. Neben den 260 Hügeln von Kingston Down befanden sich noch 48 einfache Grabstätten, und 19 dieser Art schlossen sich an die 35 Tumuli von Brakesbourne. Alle übrigen Todtenfelder bestanden nur aus Grabhügeln mit einziger Ausnahme jenes von Gilton Town mit seinen 106 Tiefgräbern\*).

Derselben Erscheinung begegnen wir auch im Süden Deutschlands, wenn auch nach der so lange schon fortdauernden Zerstörung der Grabhügel, nicht in annähernd reichlicher Vertretung. Eine weit ansehnlichere Zahl ergäbe sich freilich, wäre man berechtigt, alle jene „Hügelgräber“ in Baden und der Schweiz hier heranzuziehen, deren Inhalt Heinrich Schreiber\*\*) zur Begründung seiner keltischen Phantasien für identisch mit jenen der „Furchengräber“ erklären will, nur weil in beiden Arten von Grabstätten die Waffen aus Eisen und die Schmuckgeräthe aus Bronze oder Gold gefertigt sind. Der Stoff der Geräthe bleibt aber hier wie überall für die Beurtheilung von Gräberfunden von weit geringerer Bedeutung, als ihre Form und Verzierungsweise, und da diese wichtigen Merkmale die grosse Mehrzahl der Breisgauer und Schweizer Grabhügel in eine weit ältere Zeit verweisen, als sie den Friedhöfen jener „Furchengräber“ zukommt, so können diese Grabhügel Heinrich Schreiber's hier so wenig in Betracht gezogen werden, als manche Angaben über Grabhügelfunde in

---

\*) *Juventorium sepulchrale* edited by Roach Smith. Umfassende Nachweise über die Tumuli dieser Zeit in: *Remains of pagan Saxondom* by John Yonge Akerman.

\*\*) *Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland* 1839. *Die Keltengräber am Oberrhein*, und: *Die neuentdeckten Hünengräber im Breisgau*. 1826.

den Berichten von Wilhelmi, welche je nach dem Werthe der benutzten Vereinsschriften und Correspondenzen nicht überall die erforderliche Verlässigkeit gewähren \*).

Es erscheint demnach geboten, nur diejenigen Grabhügelfunde hier zu beachten, welche in verlässigen Abbildungen vorliegen oder persönlicher Prüfung zugänglich waren. Es sind ihrer nur 19, eine Zahl, welche aber deshalb immerhin von Bedeutung ist, weil sie aus verschiedenen Gegenden her einen sprechenden Beweis von dem zeitlichen Zusammenhange des Grabhügelbaues mit den Friedhofsanlagen gewähren, und zugleich beide Arten der Situation dieser Hügelgräber in isolirten Gruppen sowohl als in Verbindung mit Gräberreihen darstellen.

Wir haben hier zuvörderst in dem Fürstenthum Hohenzollern die Grabhügelgruppen von Ebingen, Ostrach und Melchingen\*\*), die in ihren einzelnen Zahlen, seit dem Tode des früheren Conservators der fürstlichen Sammlungen nicht mehr genau zu erkunden, hier nur einfach mit der Bezeichnung ihres Ortes aufgeführt werden. Die aufgefundenen Waffen und Schmuckstücke, zweischneidige und einschneidige Schwerter, Lanzen und Pfeilspitzen, Ohringe und Halsbänder von bunten Perlen, aus gebranntem Thon und Glasfluss etc., ergeben die genaueste Uebereinstimmung mit den entsprechenden Geräthen der Reihengräber.

Etwas später als die Aufdeckung dieser Hügel, im Jahre 1834, eröffnete der historische Filiälverein von Neuburg a. d. Donau bei dem Höfelhofe vier grosse Grabhügel, von welchen aber nur der dritte, nach der Ausstattung eines seiner Gräber mit den charakteristischen Eisenwaffen der merovingischen Zeit, derselben zuzuweisen ist\*\*\*). Leider blieb die Untersuchung dieses Denkmals bei seinem ungewöhnlichen Umfang von 80 Schritten und einer Höhe von 12 Fuss unvollendet.

---

\*) Namentlich in Bezug charakteristischer Waffenformen. So glaubt er I, p. 57 eiserne Radbeschläge von  $1\frac{1}{2}$  Zoll Breite und 10 bis 12 Pfund Gewicht unbesehen und ohne Bedenken für die Reste zweier hölzerner, mit Leder überzogener Schilde erklären zu können.

\*\*) Die Fundstücke derselben sind besprochen und theilweise abgebildet in meiner Schrift: „Die vaterländischen Alterthümer der Fürstl. Hohenzollerischen Sammlungen auf Schloss Sigmaringen.“ Taf. VII. u. XXXI.

\*\*\*) Bericht über diese Ausgrabung in dem Collectaneenblatt für die Geschichte der Stadt Neuburg a. d. Donau und deren Umgegend. I. Jahrgang, 1835 und 1836. Die Abbildung des besprochenen Grabfundes in dem Jahrgange 1837, Taf. I, Nr. 11, 12, 13, 14, 15.

Vielseitig wichtiger war das Ergebniss der Untersuchung zweier minder grosser Grabhügel bei Oberstotzingen\*) an der Grenze des Oberamtes Ulm. Sie waren die letzten einer Anzahl solcher Hügelgräber, welche eine Reihe von 250 Schritt Ausdehnung gebildet hatten, und im Laufe der Zeit für den Gebrauch einer benachbarten Ziegelei abgetragen waren. Unter den Fundstücken dieser beiden Denkmale bezeichneten weniger die beinahe ganz verschwundenen Körperreste, als die charakteristischen Beigaben das Alter und Geschlecht der Bestatteten. Die Waffen und Zierstücke, eine Kugel von Bergkrystall, ein eiserner Gürtelbeschlag mit Bronzeknöpfen sowie der Stilcharakter der reichverzierten Riemenzungen von Bronze und einer silbernen, mit rothen Steinen besetzten Spange, wie die Menge der Perlen aus Bernstein, Glas und farbiger Porzellanmasse bieten nicht allein alle Merkmale der Gräber der merovingischen Periode, sondern zugleich auch die vollkommenste Uebereinstimmung mit den Fundstücken eines beinahe zu gleicher Zeit (1833) entdeckten nahegelegenen grösseren Friedhofes, welcher in der untersten seiner zwei Schichten von Gräberreihen genau dieselben Beigaben, nur in bedeutend vermehrter Anzahl und grösserem Reichthum auch an Goldzierden, zu Tage brachte.

Die bedeutendsten Grabdenkmale dieser Art sind jedoch jene von Wiesenthal (Amt Philippsburg, Baden)\*\*). Dreizehn Grabhügel im Walde Lusshart, in zwei Gruppen von 7 und 6 Hügeln, zum Theil von noch kaum wahrnehmbarer Wölbung, zum Theil von noch  $3\frac{1}{2}$  Fuss Höhe und einem Durchmesser von 14 bis 36 Fuss. Jeder Hügel war für einen Todten bestimmt, nur in zwei Gräbern fanden sich zwei Bestattungen über einander, und in zwei Hügeln lag auch ausserhalb des Grabes noch ein Todter in der Erdaufschüttung.

Neben den Waffen der Männer: der Spatha, dem Sax, dem Messer von verschiedenster Grösse, der Schildbuckel und dem einzelnen Sporn am linken Fusse, finden sich auch die bezeichnenden Arten des Frauenschmucks: die Zierscheibe mit Ornamenten in durchbrochener Arbeit und in einem Rahmen von Bein, das Gürtelgehänge aus Stangenkettchen, die Schnällchen und reichverzierten Beschläge von den Gürteln und sonstigen Bändern, sowie eine Menge bunter Thon- und

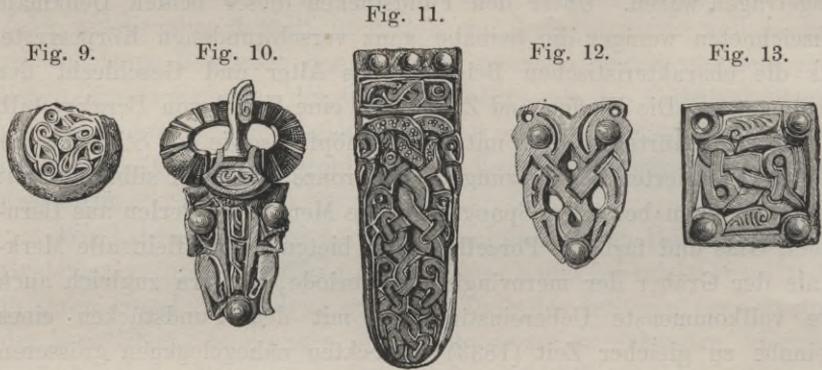
---

\*) IV. Abtheilung der Berichte von Wilhelmi, S. 232 u. ff., und Jahresbericht des königl. bayrischen historischen Vereins für Schwaben und Neuburg X und XI, 1844 u. 1845, S. 48. Die Zeichnungen der Grabhügelfunde habe ich bei Decan Wilhelmi eingesehen.

\*\*\*) Beschreibung der alten deutschen Todtenhügel bei Wiesenthal in dem grossherzogl. badischen Unterrheinkreise. Mit einer Tafel Abbildungen. 1838.

Glasperlen. Unter den gut gebrannten Gefässtrümmern überraschten Bruchstücke römischer Vasen von der feinsten Art der sogenannten terra sigillata.

Das Wichtigste dieser Entdeckung aber bleibt die Erscheinung des eigenthümlichen Verzierungsgeschmacks der Reihengräberfunde in offen-



bar heidnischen Grabhügeln. Die vorliegenden Schmuckgeräte (Fig. 9 bis 13) erhalten damit ihre sichere Beglaubigung als älteste Zeugnisse eines späterhin weitverbreiteten Ornamentstils, welcher ausser allen Beziehungen mit der classischen Verzierungsweise seinen Hauptmotiven und seiner ganzen Darstellungsweise nach auf heimischen Ursprung zurückgeführt werden muss.

Der Werth dieser Beobachtung ist um so grösser, weil dieselbe nicht etwa auf zusammengeworfenen Fundstücken unsicherer Herkunft beruht, sondern der sorgfältig geführten Untersuchung eines der bewährtesten Grabforscher seiner Zeit zu verdanken ist, dessen Schilderung des Sachverhaltes wir das grösste Vertrauen schenken, wenn wir auch nicht mit einzelnen seiner Schlussfolgerungen übereinstimmen können, und sowohl die Zeitstellung der Grabhügel in das Ende des dritten Jahrhunderts nach Chr. um nahezu zwei Jahrhunderte verfrüht halten, als auch das Grab, welches die abgebildeten Schmuckgeräte brachte, nicht einem „Helden“ zutheilen können, sondern als ein Frauengrab bezeichnen müssen.

Eine eigenthümliche, sonst nicht beobachtete Art der Hügelbestattung, eine Art von Uebergang zu den Reihengräbern, bieten die zuerst entdeckten Gräber im Parke von Schwetzingen. Ein 7 Fuss hoher, sich 300 Fuss weit erstreckender Erdhügel war seiner ganzen Länge nach mit einer Reihe von Gräbern ungewöhnlich grosser Gerippe

besetzt und jedes Grab erkennbar getrennt. In den Zwischenräumen fanden sich die Urnen, 60 an der Zahl. Die Körper waren in gleichmässiger Ordnung niedergelegt, das Haupt auf zwei Steinen erhöht, das Antlitz gegen Morgen gekehrt. Speere, Schwerter, Schilde, gläserne und irdene Gefässe sowie eine Erzvase, enthaltend eine Lanzenspitze, ein zerbrochenes Schildbeschlag, eine zusammengebogene Schwertklinge\*), Bruchstücke von Glasgefässen und einige Römermünzen bildeten hier die Beigaben der Todten, welche, wie auch jene der Reihengräber auf der anderen Seite des Parkes, in Allem vollkommen mit den Fundstücken der übrigen Friedhöfe dieser Zeit übereinstimmen.

Der Bau aller dieser Grabhügel ist sehr verschieden. Er besteht bei der Mehrzahl nur aus Erdaufschüttung, theilweise mit Lagen aschenartigen Moders, vielleicht von ehemaliger Rasenschichtung, welcher diese Hügelerde zur Aufbesserung dünnen Bodens besonders geeignet macht und damit häufig die Zerstörung dieser Denkmale veranlasst. In den Grabhügeln von Wiesenthal zeigten sich abwechselnd Schichten von rothem Mergelboden, Flusskiesel, Rheinsand und Kalkmörtel. In einem dieser Hügel fand sich bei einer solchen siebenmaligen Schichtung auch ein äusserst fester Estrich, ganz nach römischer Art aus Sand, Kiesel und Mörtel gebildet, eine Erscheinung, die übrigens nicht auffallen kann, da den Alamannen des mittleren Rheinlandes römische Bauweise nicht fremd war. Alle Häuser, welche Julian auf seinen Streifzügen zwischen Main und Rhein zerstörte, waren sorgfältiger auf römische Weise gebaut (*domicilia cuncta curatius romano ritu constructa*. Amm. Marcell. XVII).

Die Wände der eigentlichen Grabstellen waren in den Hügeln von Wiesenthal aus rothem Mergel gebildet und mit Mörtel ausgestrichen. Man findet aber auch in den Hügeln dieser Zeit Lagen von kleinen oder grösseren Steinen über und unter den Todten, wie bei jenen in dem Fürstenthum Hohenzollern, und selbst Steinkränze um die Gräber und über den Skeleten, wie in den Hügeln beim Höfelhofe in Bayern, wo sogar drei concentrische Steinringe die zu den Seiten eines vermoderten Körpers niedergelegten Waffen, seine *Spatha*, den *Scramasax* und die eiserne Schildbuckel, umgaben.

Bemerkenswerth bleibt es, dass diese Grabhügel bei Burgunden und Franken fehlen. Sie sind wenigstens bis jetzt weder in der

---

\*) Die einzige ungewöhnliche Erscheinung unter diesen Verhältnissen und in dieser Umgebung.

südwestlichen Schweiz und in Frankreich, noch in Belgien und auf dem linken Ufer des Rheines nachgewiesen. Möglich erscheint es immerhin, dass namentlich am Rhein und in Belgien, wo überhaupt nur noch wenige Grabhügel und zwar nur in Berg und Wald erhalten sind, auch die Hügel jener Zeit während des Mittelalters bereits eingeebnet wurden. Es spräche für diese Annahme der Umstand, dass bei den ersten Niederlassungen der deutschen Stämme die ergiebigsten und wohlangebautesten Theile des Landes bevorzugt wurden, in welchen seitdem auch nicht das kleinste Bodenstück unbenutzt geblieben ist. Zudem liegen alle Gräber dieser Zeit, die Grabhügel sowohl als die Friedhöfe, an den alten Heerstrassen und Verkehrswegen, wo bei dem steigenden Werthe des Bodens die Hügel, welche den Ackerbau hinderten, beseitigt werden mussten.

Aber schon durch die thatsächliche Existenz von Grabhügeln dieser Zeit in der Nähe geordneter Friedhöfe, wie bei Oberstotzingen, erhalten wir die Andeutung, dass auch anderswo vereinzelt Gräber und unregelmässige Gruppen von solchen wahrscheinlich früher mit Hügelbauten bedeckt waren, die seit lange schon dem Pfluge weichen mussten, welcher ungehindert während einer Reihe von Jahrhunderten über die tiefer liegenden Erdgräber wegging.

## II. Die Friedhöfe.

Die zweite und zwar an Zahl weitaus überwiegende Art der Grabdenkmale merovingischer Zeit bilden diese einfachen Erdgräber, welche nach der Weise, die sich bis zu den Friedhöfen unserer Tage forterhalten hat, in mehr oder minder regelmässige Reihen geordnet sind. Die Gräber, meist in einer Tiefe von 3 bis 8 Fuss, haben ihre Richtung von Abend gegen Morgen mit 4 bis 5 Fuss breiten Zwischenräumen.

Die Zahl solcher alten Friedhöfe ist im Ganzen eine ausserordentlich bedeutende, aber nicht gleichmässig über die einzelnen Länder vertheilt, so dass sie eine Andeutung über das Verhältniss der Bevölkerung der einzelnen Gegenden für diese Zeit gewährt. In manchen Landestheilen, namentlich am Mittelrhein, zeigen sich diese Todtenfelder in so überraschender Anzahl, dass nahezu alle Dörfer, die überhaupt, mit geringer Ausnahme, als sehr alte Niederlassungen nachzuweisen sind, auch ihre fränkischen Gräber haben und ein Um-

kreis mit dem Durchmesser von 2 bis 3 Wegstunden oftmals 8 bis 10 zum Theil ansehnliche Friedhöfe umfasst\*).

Umfang und Gräberzahl dieser Friedhöfe ist schwer zu bestimmen, weil kein einziger bis jetzt unberührt aufgefunden wurde, und nur sehr wenige, örtlicher Hindernisse wegen, vollständig untersucht werden konnten. Bei manchen, welche schon für erschöpft gehalten wurden, brachte der Zufall auf eine zweite, tieferliegende Schicht von Todten, theilweise mit reicheren Beigaben von Schmuck und Waffen.

Unbedingt die grössten Todtenfelder in Deutschland sind auf bayrischem und alamannischem Gebiete entdeckt worden. Jenes bei Fridolfing an der Salzach, Landgericht Tittmanning, wird auf 3000 bis 4000 Todte berechnet, welche in mehreren Schichten übereinander in dichten und regelmässigen Reihen bestattet sind. Bei der Untersuchung eines Theils dieses Friedhofes, des sogenannten Beinfeldes, fanden sich in einem Raume von 20 Fuss Länge und 50 Fuss Breite beinahe 100 Skelete\*\*).

Das alamannische Leichenfeld bei Nordendorf (sieben Stunden von Augsburg, an der Strasse von dieser Stadt nach Donauwörth, jetzt an der Eisenbahn) ergab auf dem Raume eines Vierecks von 520 Fuss Länge in der Richtung von Süd nach Nord, und von 120 Fuss Breite von West nach Ost, in 20 Reihen 362 Gräber. Vollständig wurde dieser Friedhof jedoch ebenfalls nicht untersucht.

Jener bei Ebringen, die sogenannten Hüengräber im Breisgau, zählte 106, und der von Schaffhausen 180 Gräberstellen. Auf dem Burgundischen Todtenfelde bei Bel-air unweit Lausanne wurden 162 Gräber geöffnet.

---

\*) Z. B. in der Provinz Rheinhessen: Selzen, Dexheim, Nierstein, Lörzweiler, Nackenheim, Bodenheim, Ebersheim, Mommernheim, Wahlheimer Hof, Hahnheim, Niederolm.

Eine gleiche Menge alter Friedhöfe scheint auch die romanische Schweiz aus burgundischer Zeit zu besitzen, obschon das Verzeichniss, welches F. Troyon am Schlusse seiner Abhandlung über die Gräber von Bel-air giebt, und welches allein im Waadtland 166 Todtenfelder namhaft macht, nicht maassgebend erscheint, sowohl weil die römischen Funde mitgezählt sind, als auch weil der Verfasser zur Zeit dieser Aufstellung über den Charakter der burgundischen Alterthümer selbst noch nicht im Klaren, dieselben mit Grabfunden anderer Art vereinigt und für kelto-helvetische erklärte.

\*\*\*) Wilhelmi, Alt. d. Gräber in Süddeutschland, IV, S. 346, nach dem Bericht von Sedelmaier.

Dagegen ist die Zahl der letzteren, welche in der Umgegend von Charnay untersucht wurden, von Baudot nur im Allgemeinen als eine sehr bedeutende angegeben\*).

Bestimmtere Zahlenangaben liegen über die fränkischen Grabfelder vor; für jene im alten Neustrien, namentlich in der Normandie, giebt Abbé Cochet für die einzelnen Friedhöfe die Zahl der untersuchten Gräber. Bei Euvermeu sind es 460, bei Londinières 400, bei Parfondeval 150, Douvrend 150 bis 200, zu Nesle-Hodeng nahezu 200, Lucy 30, und bei verschiedenen anderen Orten 18, 20 und 39.

Aehnlich stellt sich das Verhältniss in Belgien, zu Samson 250 Gräber, zu Spontin 162, zu Seraing ungefähr 150 u. s. w.

Im Rheinlande sind die Friedhöfe, wie bemerkt, zahlreicher, und deshalb von nicht so bedeutendem Umfange. Bei dem Gräberfelde von Selzen, unweit Nierstein, ergiebt die Zahl der untersuchten Grabstätten mit jener der in vorhergehenden Jahren zerstörten die Zahl von 56 bis 58 Gräbern. Es reichen dieselben jedoch weiter noch unter die Häuser des Fleckens und über denselben nach Norden zu hinaus.

Bedeutender war jedenfalls der Umfang der längst zerstörten Friedhöfe bei den alten rheinischen Städten. Den historischen Ueberlieferungen und theilweise erhaltenen Denkmalen gemäss bestanden in Mainz wie in Worms zwei Begräbnissplätze aus merovingischer Zeit. Bei der ersten Stadt, nicht weit von der ältesten Hauptkirche auf der Stelle des jetzigen Friedhofes, der von der ehemaligen Capelle des Heiligen Aureus seinen Namen hat, und ein anderer innerhalb der Stadt bei der Taufkirche St. Johanns, welche von der Tochter des Königs Theodebert von Austrasien, Berthoara, wie Venantius Fortunatus berichtet, 540 bis 550 erbaut wurde\*\*). Jetzt noch erinnert der Name des Platzes, Leichhof, und die nahe gelegene Gräbergasse an diesen alten Begräbnissort.

In Worms schloss sich in der Nähe des Liebfrauenstifts ein fränkischer oder burgundischer Friedhof, einer der ältesten am Rheine, unmittelbar an eine Reihe römischer Sarcophage. Die Ueberreste eines zweiten vor dem Andreasthore lieferten noch vor 30 Jahren Schmuckgeräthe und Waffen.

---

\*) Je ne puis déterminer le nombre des morts dont j'ai troublé le repos; il est considerable c'est par centaines qu'il faudrait les compter.

Baudot, Mémoire sur les sepultures de l'époque merovingienne. p. 16.

\*\*) Joh. Wetter, Geschichte und Beschreibung des Doms von Mainz.

Zur Zeit der ersten Entdeckungen dieser Friedhöfe glaubte man der zahlreichen Waffenfunde wegen dieselben für Schlachtfelder und für die Bestattungsorte der Gefallenen erklären zu müssen, und dieser Gedanke ist später noch selbst von dem verdienstvollen Baudot (*sepultures des Barbares* 1860) bezüglich der burgundischen Gräber bei Charnay festgehalten worden. Er bringt die in jener Gegend in dem Umkreise von 5 km zerstreuten Gräbergruppen und Friedhöfe in Beziehung zu den unglücklichen Kämpfen der Burgunden gegen die Franken, zu dem Siege Chlodoweichs über Gundobad (500) und jenem des Childebert und Chlotar über Godomar (532), der den Untergang des burgundischen Reichs zur Folge hatte.

Allein weder die Ausdehnung des Bereichs jener Gräber, noch die Nothwendigkeit des Flussübergangs an jener Stelle und die strategische Lage derselben überhaupt, können hier entscheiden, da sich diese Verhältnisse auch bei vielen anderen dieser Friedhöfe in Deutschland nachweisen lassen, während hier wie dort die gleichmässige Beisetzung von Männern, Frauen und Kindern, die theilweise Benutzung von Steinsarcophagen, die Ausstattung der Todten mit ihrem vollen Schmucke, und mit allen Arten Gefässen, selbst wohl-erhaltenen Glasbechern, jeden Gedanken an ein Schlachtfeld beseitigen muss, auf welchem die Sieger keine Veranlassung hatten, die Besiegten mit ihrem werthvollsten Eigenthum und einer Menge von Gegenständen, die auf einem Kampfplatze gerade am wenigsten zur Verfügung waren, ins Grab zu legen\*).

Der einzige Ort, welcher einigermaassen Grund zu solcher Annahme bietet, ist eine Stelle des Beinfeldes bei Fridolting, an welcher sich eine ganz ungewöhnliche Anhäufung theils ganz ohne Ordnung,

---

\*) Eine Berufung auf Tacitus für die Annahme, dass selbst die Frauen der Germanen in den Krieg gefolgt und an demselben Theil genommen hätten, hat um so weniger Berechtigung, als wir, ganz abgesehen von der Verschiedenheit der Zeit, welche hier in Betracht kommt, zugleich annehmen müssten, dass diese Betheiligung am Kampfe von Seiten der Frauen in festlichem Schmuck und in Begleitung aller zur weiblichen Arbeit erforderlichen Kleingeräthe stattgefunden habe. Einzelne Unregelmässigkeiten der Bestattungsweise finden sich überall, und eine sehr geringe Tiefe der Gräber ist namentlich auf den Abhängen der Anhöhen, an welchen zumeist die Todtenfelder liegen, theils durch die Wirkung des Regens, theils durch den Abbau des Bodens zu erklären. Ebenso erklärt sich der räumliche Umfang der Gräberstellen bei Charnay, aus der dichten Lage alter Niederlassungen, welche auch in Deutschland gestatten würden, sechs bis sieben solcher Friedhöfe in dem Bereiche von 5 km mit einander in Verbindung zu bringen, und als Theile eines grossen Schlachtfeldes zu betrachten.

theils kreuzweise geschichteter Körper zeigte, und auf einem □ Klafter oft 7 bis 12 Skelete gefunden wurden. Allein es ist hier nicht untersucht worden, ob diese Stelle etwa getrennt von den sorgfältiger ausgeführten Bestattungen liegt, und ob hier jedes Geschlecht und Alter vertreten ist, oder ob nur männliche Körper, und diese in Verbindung mit den übrigen Gräbern, vorliegen oder nicht. In dem ersteren Falle konnte jene ungewöhnliche Begräbnissart als Folge einer herrschenden Seuche betrachtet werden, in dem anderen jedoch allerdings als eine durch Verhältnisse gebotene rasche Bestattung einer grösseren Menge im Kampfe gefallener Vertheidiger und Angreifer der alten Ansiedlung. Diese Annahme würde jedoch nicht das Geringste an dem Charakter der übrigen Abtheilungen des Gräberfeldes zu ändern vermögen, ob schon hier, wie überall auf den grösseren Friedhöfen, hier und da Zeichen tödtlicher Verletzung an den Körpern der Männer, gespaltene und mit Pfeilen durchschossene Schädel, wahrgenommen wurden, eine Thatsache, die nach dem ganzen Charakter jener Zeit noch keineswegs auf ein grösseres kriegerisches Ereigniss zu schliessen erlaubt.

Wenn auch einzelne untergeordnete Erscheinungen bei diesen Todtenfeldern bis jetzt unerklärt sind, wie z. B. das entschiedene Vorwiegen der Zahl von Weiber- und Kindergräbern an manchen Orten (wie z. B. zu Oberolm bei Mainz) im Vergleich zu jenen der Männer, so kann doch darüber längst kein Zweifel sein, dass wir in denselben nur geordnete Friedhöfe kleinerer oder grösserer Gemeinden zu erkennen haben.

**Aeusserere Merkmale der Gräber.** Bevor wir aber zu dem inneren Bau der Gräber selbst übergehen, haben wir ihre äusseren Merkmale zu beachten, welche ihnen durch die Art ihrer Einfriedigung und mancherlei Schmuck- und Erinnerungszeichen verliehen wurden. Von dieser Ausstattung der Gräber blieben zwar nur wenige Ueberreste bis zu unseren Tagen erhalten, zu deren Ergänzung wir jedoch die mannigfachen Andeutungen und Bezeichnungen heranziehen können, welche die alten Volksrechte in ihren Bestimmungen zum Schutze der Gräber erwähnen.

Das salische noch zu heidnischer Zeit verfasste Gesetz der Franken und die ihm beigefügten malbergischen Glossen geben verschiedene Namen von Säulen, Gedenkzeichen und Rüstwerk zu Schutz und Zierde, welche um so grössere Beachtung fordern, als ihnen zu carolingischer Zeit ausdrücklich der Charakter alter Ueberlieferung beigelegt wird\*)

\*) Sicut mos antiquorum faciendum fuit. Lex Sal. emendat.

und heute noch einzelne Spuren dieses eigenthümlichen Theils der Todtenbestattung in einigen Gegenden Deutschlands erhalten sind.

Jakob Grimm hat in seiner Abhandlung über das Verbrennen der Leichen diesen bisher vollkommen dunklen Bezeichnungen und Ausdrücken eine Untersuchung gewidmet, und die in dem verdorbenen Latein des alten Gesetzes unverlässig genug wiedergegebenen und erläuterten Worte damaliger Landessprache grossentheils zum Verständniss gebracht. Bei den Strafbestimmungen über die Verletzung der Gräber und Beraubung der Todten (tit. 55 de corporibus exspoliatis) erscheint in einer Glosse der Ausdruck *thornechale, tornechallis sive odocarina*. Das erste Wort erklärt Grimm überzeugend für Dorngezweig, Dornengeflecht; das zweite, welches er in *chréo targina* berichtet, für die Umzäunung des Körpers oder Grabes, *corporis sepimentum*. Er legt weiterhin dar, dass der geheiligte Dornstrauch, welcher zu dem Verbrennen der Leichen verwendet wurde, auch bei dem Begraben derselben auf den Hügel des Todten gepflanzt wurde, wie aus der Bezeichnung alter Gräber als Dornhügel, *tumuli, qui vocantur hagenhougi*, hervorgeht und seine Bestätigung in vielen andern Andeutungen der Sprache wie der Sage findet. Mit dieser treffenden Erklärung Grimm's stimmt zugleich die Beobachtung überein, dass jetzt noch manche der Gräbhügel namentlich in Norddeutschland mit Dornesträuch bewachsen sind\*). Es ist jedoch dabei nicht bloss an ein Anpflanzen von Dorngebüsch, sondern an die Bildung eines förmlich geschlossenen und geflochtenen Zaunes aus Dorngebüsch zu denken. Nur in dieser Weise erklärt sich sowohl die Strafbestimmung für Verletzung der Einfriedigung, als auch jene auffallende, offenbar einer Aeusserung von Germanen entnommenen Bezeichnung der Gräber als *circumdata retibus busta* bei Ammianus Marcellinus\*\*). Diese Vergleichung der Städte mit Gräbern hat nur dann einen zutreffenden Sinn, wenn für die letzteren ein annähernd undurchdringlicher Verschluss, wie für die Städte durch ihre Mauern anzunehmen ist, und wir können zu einem Verständniss der gewählten Bezeichnung nur gelangen, wenn wir die Bedeutung von *rete, reticulum* als Flechtwerk beachten, hier aber nicht als eine Art von Netz aus zerschneidbaren Fäden, das nur Thiere abhält, sondern als ein Geflecht von einer Stärke und Festigkeit, das selbst für den Menschen schwer

\*) Siehe die Nachricht von Johannsen (30. Bericht der Schlesw. Holst. Lauenb. Gesellsch. 1869) über die Hügel von Ohlhau auf der Mildstetter Geest.

\*\*\*) Die Bemerkung Ammians lautet: *nam (barbari) ipsa oppida ut circumdata retibus busta declinant*. XVI, 2.

zu bewältigen ist, wie es nur die geschickt zusammengeflochtene Verzweigung eines Grünhags zu gewähren vermag. Die angeführten Worte sind nur erklärbar aus einer solchen, zu jener Zeit allgemein üblichen eigenthümlichen Art von fester Einfriedigung der Gräber, die nach der Bezeichnung des alten Gesetzes vorzugsweise wohl aus Weissdorn bestand, der in vielseitiger Beziehung zu dem Todtencultus auch als geflochtener Zaun den Ruhestätten der Todten sichersten Schutz bot.

Die Verwendung des Grünhags zum Verschluss und zur Abwehr reicht bei den germanischen Völkern in die älteste Zeit. Cäsar, welcher denselben bei den Nerviern fand, vergleicht ihn mit einer Mauer in Hinsicht seiner Stärke und Verlässigkeit\*). Noch im späteren Mittelalter bestanden ausgedehnte Landwehren, wie jene des Rheingaaues von Walluf bis Lorch, aus solchem dichtgeflochtenen Buschwerk von Weissdorn und Hainbuchen, dem sogenannten Gebück.

Aber auch andere Bestandtheile der äusseren Grabausstattung nennt das salische Gesetz. Die merkwürdige Stelle lautet: „Si quis charistadonem super hominem mortuum capulaverit (malb. glosse mandoalle, mandoado) aut silave, quod est ponticulus super hominem mortuum dejecerit, de unoquoque 600 Denarios culpabilis judicetur“ und weiter: „Si quis basilicam super hominem mortuum expoliaverit: 1200 Denarios culpabilis judicetur. Dazu giebt die spätere Emendatio die weiteren Erläuterungen: Si quis aristatonem hoc est stapplus super mortuum missus, capulaverit, aut mandua-lem, quod est structura sive selave qui est ponticulus, sicut mos antiquorum faciendum fuit, qui hoc destruxerit, aut mortuum exinde expoliaverit de unamquamque de his 600 Denarios culpabilis judicetur; und: si quis domum in modum Basilicae factum super hominem mortuum expoliaverit 1200 Denarios culp. judicetur. Den „charistado“ erklärt Grimm als eine auf dem Grabhügel am offenen Wege, wohin die heidnischen Gräber gelegt zu werden pflegten, errichtete Heersäule oder Irmensäule. Er erinnert an die Nachricht des Paulus Diaconus über den Gräberplatz bei Pavia, welcher zu den Stangen genannt wurde (ad perticas id est trabes). Diese Stangen wurden von den Langobarden auf ihren Grabstätten für Blutsverwandte errichtet, welche an entfernten Orten im Kriege oder sonstwie umgekommen waren.

---

\*) Die sehr bezeichnende Stelle „Caesar Bell. gall. II, 17.“ (Nervii) quo facilius finitimarum gentium equitatum, si praedandi causa ad eos venisset, impedirent, teneris arborum incisus atque inflexis crebrisque in latitudinem ramis enatis, et rubis sentibusque interjectis, effecerant, ut instar muri, hae sepes munimenta praebent: quo non intrari, sed ne perspicere quidem posset.

Auf der Spitze derselben wurden hölzerne Tauben befestigt, mit der Richtung nach der Gegend, wo der Verstorbene den Tod gefunden hatte.

Auch der Charistado wird als eine Art Säule erklärt, „hoc est stappus“, welchem Worte, wie Grimm nachweist, auch im Angelsächsischen, Altnordischen und Althochdeutschen die Bedeutung von *columna*, *fulcrum*, Säule, Stütze, zukommt, und jetzt noch wird mit dem Worte Stöppel, Stüppel, am Rhein ein unbehauener Tragposten für Rebengeländer und dergleichen bezeichnet.

Die malbergische Glosse *mandoalle* kann sich nicht wohl auf den *charistado* beziehen, da in der späteren Fassung des Gesetzes, der Gegenstand, welchen sie bezeichnet, getrennt und im Gegensatz zu jener Säule als eine *structura*, ein Werk aus zusammengefügteten Theilen, erläutert ist.

Grimm erklärt das Wort als ein geflochtenes Gitter aus dem Angelsächsischen, *mond*, engl. *mound*, Korb, und *mandalus* = *clausura*\*). Diese Annahme findet auch eine Begründung darin, dass noch in der Kriegsbaukunst des Mittelalters *mandalus* die umfassende Schutzwand, die Ringmauer der Burgfeste bezeichnet, welche nach Darstellungen des zehnten Jahrhunderts damals noch in einer Reihe starker, mit Flechtwerk verbundener Pfähle bestand.

Das Wort scheint demnach den Begriff einer zusammengefügteten oder geflochtenen gitterartigen Umzäunung des Grabes zu geben, und damit stimmt die Thatsache überein, dass zu Gregor's Zeiten gitterartige Schranken die Gräber umgaben. Die Kirche von St. Martin zu Tours wurde im Jahre 581 beraubt durch Leute, welche ein Gitter, das auf dem Grabe eines Verstorbenen sich befand, an die Fenster des Altarraumes lehnten, auf demselben empor und durch die eingeschlagenen Fenster in die Kirche stiegen (*ponentes cancellum, qui supra tumulum cujusdam defuncti erat, ad fenestras absidae etc.*) Greg. VI, 10.

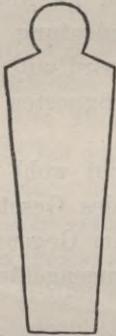
Für *selave*, welches Grimm nicht zu deuten versucht, glauben wir eine Erklärung ebenfalls aus dem Zusatze: *qui est ponticulus* (Brückchen), im Zusammenhang mit einem zweifellos von ältester Zeit in Süddeutschland noch erhaltenen Brauche zu finden.

Im Salzburgischen, in dem Oberammergau, an der Regnitz und Aisch im oberen Franken, in dem Bayer- und Böhmerwalde werden die Verstorbenen bis zum völligen Erkalten auf die sogenannten

\*) *Mandalus. genus clausurae horti.* Du Cange.

Todtenbretter oder Rêbretter\*) gelegt, welche nach der Beerdigung im Freien aufgestellt werden, nachdem sie theilweise im rohen Umriss einer menschlichen Gestalt ausgeschnitten\*\*), bunt bemalt, mit dem

Fig. 14.



Namen und Todestag des Verstorbenen bezeichnet und mit gereimten Inschriften versehen wurden, in der Weise wie z. B.: „Auf diesem Brette bin ich gelegen, Was ihr seid, bin auch ich gewesen, und was ich bin das werdt auch ihr, geht nicht ohne Fürbitte von mir,“ und auf dem Brette eines Kindes: „Lieber Christ geh nicht vorbei, Bet' ein Vaterunser oder zwei, Bete sie mit heller Stimm, weil ich so früh verstorben bin.“

Man hat in diesen Todtenbrettern jenes Holzwerk (Balken oder Holztafel), jenes *lignum insuper positum* erkennen wollen, welches nach den bayerischen Volksgesetzen zum Schutze über den todten Körper vor dem eingeworfenen Erdreich in das Grab gelegt wurde, und Graf Hundt hat in seiner Abhandlung über die Reihengräber bei Gauting, in welchen Holzschichten oberhalb der Todten beobachtet wurden, die Ansicht geäußert, dass jenes zu heidnischer Zeit in das Grab mitgegebene Brett, jetzt in christlicher Zeit, wo die Bestattung in vollständigen Särgen erfolgt, aus frommer Sorge für das Seelenheil des Verstorbenen an vielbetretenen Fusspfaden ausgestellt werde.

Allerdings scheint auch hier christliche Sitte aus heidnischem Brauch erwachsen. Allein diese Rêbretter werden nicht einzig nur in den Strassen an Zäunen und Scheunen aufgestellt, sondern auch als Brücken über kleine Bäche, Gräben und feuchte Wiesenstellen auf die Fusspfade gelegt, namentlich in Oberfranken, im Bayer- und Böhmerwalde.

Diese ganz eigenthümliche Verwendung bringt sie in unmittelbare Beziehung mit dem *Selave qui est ponticulus*, jenem Theil der alten Grabausstattung, welcher auffallend genug als Brückchen be-

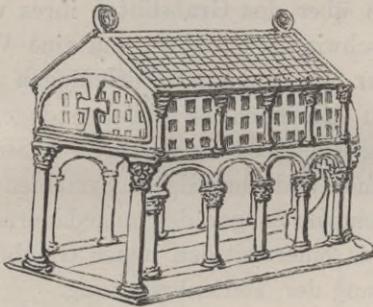
\*) Von dem Körper des erschlagenen Sifrit (Nibel. 1058.) „Man zôch ûz den Kleidern sînen schönen lip und wuosch im sîne wunden; man leite in uf den rê.“ Offenbar erscheint hier der rê nicht als eigentliche Bahre, auf welcher der Todte zur Kirche gebracht wird. 1075 Nibel.: „Kriemhild begunde jehen: „swelher sî unschuldec, der lâze daz besehen, der sol zuo der bâre vor den liuten gân, da mac man die warheit harte schiere bi verstân.

\*\*) Die Form entspricht dem vertieft ausgehauenen Lagerraum der Todten in manchen alten Steinsarkophagen.

zeichnet wird, und zwar in einer Zeit, welche weit über die allgemeine Einführung vollständiger Särge in den bayerischen Gräbern und die christliche Fürbitte für die Verstorbenen hinaufreicht. Es ist hier, wie uns scheint, offenbar nicht an jenes in den Gräbern verbleibende Holz, jenes lignum insuper positum der bajuvarischen Gesetze, wohl aber an eine Erinnerungstafel zu denken, welche im Alterthum wie heute noch eine zweifache Verwendung fand; entweder eine Aufstellung am Wege in der Vorzeit, also auf dem Grabe, das am Wege lag, oder eine Niederlegung an einer Stelle, auf welcher der Blick sich nothwendig ihr zuwenden musste, wie der Brücke beim Uebergang über Wasser oder Sumpf\*).

Die basilica super hominem mortuum ist schon nach dem Betrag der Busse von 1200 Denaren für ihre Beraubung und Schädigung als ein sorgfältig ausgeführter, wahrscheinlich mit Schnitzwerk verzierter

Fig. 15.



Holzbau zu betrachten. Die Bezeichnung der Form dieses Hauses über dem Grabe, domus in modum Basilicae factum, deutet auf eine Gleichartigkeit oder Aehnlichkeit mit der Anlage dieser römischen Gebäude, von welchen uns eine charakteristische und gleichzeitige Darstellung auf einem Lampen-träger in Erz erhalten ist, der auf einem römischen Mosaikboden mit gleichzeitigen christlichen

Grabinschriften aus dem fünften Jahrhundert in der Provinz Algier gefunden wurde\*\*).

Dass aber bei den entsprechenden Holzbauten des heidnischen und halbchristlichen Nordens nicht an eine stricte Nachahmung der

\*) Ueber die Todtenbretter siehe Alex. Pezold. Beitrag zur Geognosie in Tirol, S. 60. Aus dem Lechrain, von Freiherrn von Leoprechting. Die alten Grabhügel bei Scheslitz, von Dr. H. Haas, S. 31. Sitten und Gebräuche der Bewohner des Bayer- und Böhmerwaldes. Sonntagsfreude, elfter Jahrgang 1866, Nr. 45, S. 359. Graf Hundt, Der Fund von Reihengräbern bei Gauting in seiner Beziehung zu Tit. XIX, c. 8 der Leges Bajuvariorum. Sitzungsberichte der k. bayer. Akad. d. Wissenschaften 1866, II, Heft III, S. 409.

\*\*) Porte-lampes du V siècle de l'Ere chrétienne, représentant une Basilique par Peigné Delacourt, extrait de la Revue de l'art chrétien.

römischen Basiliken in allen Einzelheiten zu denken ist, ergiebt sich schon aus ihrer durch die Verschiedenheit des Materials bedingten Construction, ohne Zweifel in der Weise der norwegischen Holzkirchen, auf welche wir, sowie auf die heidnischen Holztempel, später zurückkommen müssen.

Aber es liegen noch andere Andeutungen vor, welche den Gebrauch von Holzbauten mit oder ohne Bedachung über den Gräbern selbst für die altheidnische Zeit nicht unbedingt auszuschliessen erlauben. Grimm (Die Verbrennung der Leichen, S. 48) erinnert an das hohe, von Balken aufgerichtete Gerüst, unter welchem nach der Vilkinasaga Dietrich von Bern den Iron bestatten liess. Dass auf diesem Gebälke das Pferd, die Hunde und Habichte des Todten standen, zeigt eine nächste Beziehung zu der hochalterthümlichen Bestattungsweise der skythischen Könige und dem Holzgerüste mit ihren getödteten Dienern und Pferden.

Während aber alle dieser ursprünglich heidnischer Sitte angehörenden Zierden und Schutzbauten über den Grabstätten ihres vergänglichen Stoffes wegen längst verschwinden mussten, und eine Vorstellung von ihrer Art und Form nur aus dunklen Bezeichnungen und altüberlieferten Volksgebräuchen zu gewinnen ist, blieben dagegen andere Grabdenkmale der merovingischen Zeit in Gestalt von Steintafeln mit Inschriften deutscher Namen und christlichen Symbolen bis zu unseren Tagen erhalten, als sprechende Zeugen des langedauernden Ueberganges der deutschen Völker zu einer mit den neuen Glaubensbegriffen innig verbundenen Auffassung der Todtenbestattung.

Die Thatsache, dass eine Anzahl dieser meistens mit dem Monogramme Christi, dem Labarum oder einem einfachen Kreuzbilde bezeichneten Steintafeln unmittelbar bei Gräbern entdeckt wurde, in welchen die Verstorbenen mit Waffen und Schmuck, Geräthen und Gefässen niedergelegt waren, gewährt einen sicheren Schluss auf gleiche Fundverhältnisse auch derjenigen Inschriftsteine des Rheinlandes, über welche bestimmte Nachrichten nicht vorliegen.

Ohne Zweifel waren alle diese Denksteine (Tituli), selbst die kleinsten, nicht den Todten beigelegt, sondern über ihren Bestattungsorten aufgestellt und bildeten, wahrscheinlich in einem Holzrahmen, ursprünglich einen Theil der Grabeinfassung, mit deren Verfall sie zuerst von der Vegetation und dann von der Erde bedeckt wurden.

Die Grösse dieser Steindenkmale, von denen jedoch hier nur die mit deutschen Namen bezeichneten in Betracht kommen, ist eine sehr verschiedene. Bei den kleinsten Tafeln wechselt sie zwischen 15 cm

Höhe auf 17 cm Breite bis 25 cm Höhe und 37 cm Breite. Die grösste Inschriftplatte, welche in den Rheinlanden gefunden wurde, erreicht die Höhe von 1 m 7 cm und die Breite von 50 cm. Sie besteht aus grauem Sandstein, der mit dem Kalktuff, dem Kalkstein des Mainzer Beckens und dem rothen Sandstein das Material der übrigen Denkmale bildet.

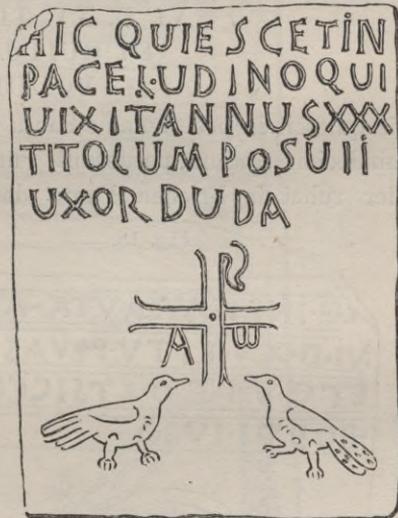
Die Inschriften selbst stimmen in Sprache und Buchstabenform mit den römisch-christlichen Epitaphien jener Zeit bis auf alle Mängel und Eigenthümlichkeiten überein. Unterhalb der Schrift erscheint das Labarum oft in einem Ringe mit dem Andreaskreuze vereinigt in der Form eines sechsspeichigen Rades, zu dessen Seiten zwei Tauben oder Pfauen auf Oelzweigen, und die Buchstaben Alpha und Omega angebracht sind.

Wir geben unter Fig. 16, 17, 18 die verschiedenen Arten und Grössen dieser Denkmale.

Fig. 16.



Fig. 17.



Das kleinste (Fig. 16), eine Kalktafel, 31 cm hoch und 30 cm breit, zeigt die Inschrift:

HIC IN PACE  
QUIESCET G  
RUTILO

hic in pace quiescit Grutilo: Hier in Frieden ruhet Grutilo. Sie stammt aus dem alten Friedhof bei dem Liebfrauenstifte in Worms. Ebendasselbst wurde auch die Inschrift Fig. 17 auf einer Platte von 57 cm Höhe und 40 cm Breite gefunden:

HIC QUIESCET IN  
PACE LUDINO QUI  
VIXIT ANNUS XXX  
TITOLUM POSUIT  
UXOR DUDA.

Hic quiescit in pace Ludino qui vixit annos triginta, titulum posuit uxor Duda. Hier ruht in Frieden Ludino, welcher 30 Jahre lebte, den Gedenkstein setzte seine Gattin Duda.

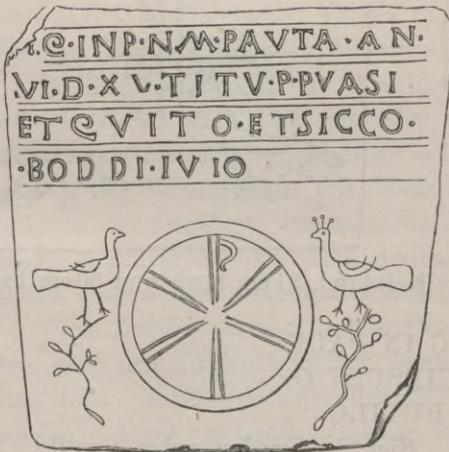
Das Grab, an dessen Kopfende der Stein entdeckt wurde, enthielt bei einem männlichen Skelet ein Becken von Erz mit Haselnüssen gefüllt, einen scramasax, ein kleines Eisenmesser, zwei Pfeilspitzen und verschiedene eiserne Riemenbeschläge.

Auf demselben Friedhofe kam auch ein anderer Denkstein (Fig. 18) von 48 cm Höhe und 45 cm Breite zu Tage, der über dem Labarum und zwei Pfauen folgende Inschrift zeigt:

HQ. INP. NM. PAVTA. AN. L  
VI. D. XV. TITV. P. PVASI  
ET QUITO. ET SICCO.  
BODDI IVIO.

Hic quiescit in pace nomine Pauta annorum (quinquaginta) sex. dierum quindecim: titulum posuerunt Puasi et Quito et Sicco, Boddi, Ivio. Hier ruhet in Frieden Panta des Namens, alt 56 Jahre 15 Tage, den Denkstein setzten Puasi und Quito, und Sicco, Boddi, Ivio.

Fig. 18.

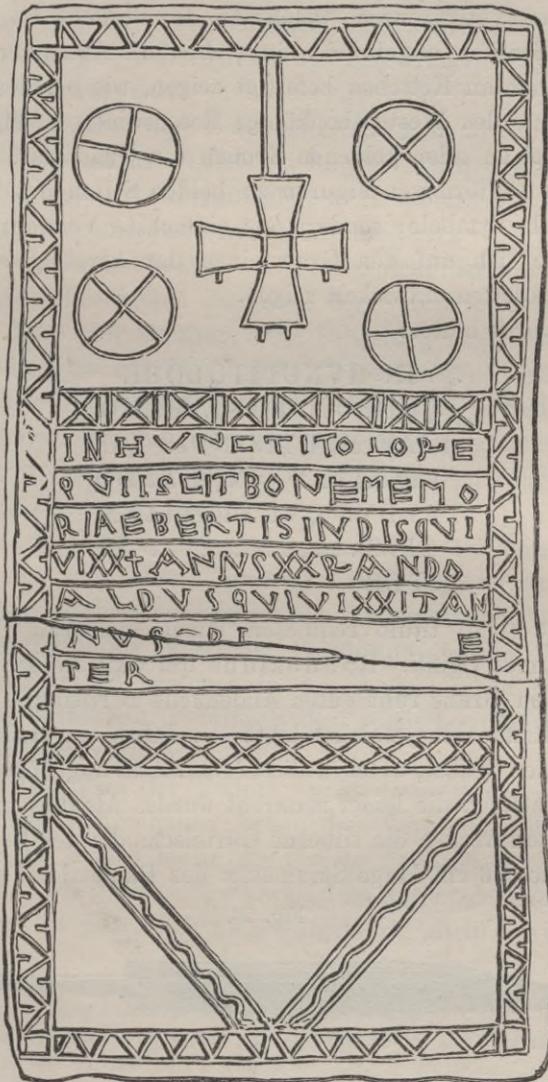


Unter demselben lag ein weibliches Skelet mit einem Ringe von Erzdraht an dem Armknochen, einem Halsbande von Perlen aus farbigem Thon und Glasfluss, zwei Riemenzungen und einem zerbrochenen Thon- und Glasgefäße. Alles in derselben Form wie bei den übrigen fränkischen Gräbern der Rheinprovinz.

Der Stein Fig. 19 von dem alten Friedhofe bei der Capelle des heiligen Aureus in Mainz, eine rohgespaltene Sandsteinplatte von un-

gleicher Oberfläche, bietet in den eingeritzten primitiven Ornamentversuchen einen hochalterthümlichen Charakter. Er hat eine Höhe

Fig. 19.



von 1 m 12 cm und eine Breite von 0,52, und ist durch zwei quer laufende Streifen in drei Felder getheilt, die durch einen Rahmen von Zickzackverzierungen abgeschlossen sind. In der Mitte des oberen Feldes ist ein hängendes, gleicharmiges Kreuz dargestellt. An dem unteren Theile seines Längsbalkens und an beiden Seiten des

Querbalkens zeigen sich Streifen, welche entweder als Strahlen oder als Andeutungen der Wundenmale Christi zu betrachten sind.

Das Kreuz bietet schon als ein hängendes die grösste Aehnlichkeit mit jenen Votivkreuzen, welche an den Stellen, wo auf unserem Steine jene Streifen angebracht sind, ebenfalls Anhenker von Perlen und Edelsteinen an Kettchen befestigt zeigen, wie bei dem Kreuze an der Votivkrone des Westgothenkönigs Recceswinth (s. Fig. 8, S. 81), und überhaupt an allen goldenen Kronen von Guarrazar.

Die vier radförmigen Figuren zu beiden Seiten des Kreuzes sind nicht wohl als Symbole, sondern als einfachste Verzierungen zu betrachten, die sich auf den Grabsteinen der karolingischen Zeit zu förmlichen Rosetten entwickelt zeigen.

Die Inschrift lautet:

IN HVNCTITOLORE  
 QUIISCIT BONE MEMO  
 RIAE BERTISINDIS QUI  
 VIXXITAN VSXXRANO  
 ALDVS QVI VIXXITAN  
 NVS . . . . . E  
 TER

In hunc (hoc) titulo requiescit bonae memoriae Bertisindis quae vixit annos viginti. Randoaldus qui vixit annos . . feliciter.

In diesem Grabe ruht guten Andenkens Bertisindis, welche lebte 20 Jahre. Randoaldus, welcher lebte . . . Jahre . . . Heil euch.

Die beiden Gräber, welchen dieser Denkstein angehörte, hatten eine reiche Ausstattung, die leider zerstreut wurde. Als die einzigen Ueberreste derselben werden die silberne Gürtelschnalle der Bertisindis, und der stattliche, 76 cm lange Scramasax des Randoald (Fig. 20) in der

Fig. 20.



Gräflisch Erbach'schen Sammlung auf Schloss Erbach im Odenwalde aufbewahrt.

Die meisten Denksteine dieser Art mit deutschen Namen fanden sich bis jetzt in der Gegend zwischen Worms und Cöln. Weiter westlich vom Rheine, und schon in Trier, überwiegen römische Namen, unter welchen der germanische HUGDULFUS (auf einem kleinen

dreieckigen Bruchstück einer Kalksteintafel jetzt in dem Museum von Mannheim) als eine Seltenheit zu bezeichnen ist.

Auf diesen rheinischen Grabsteinen begegnen wir ausser den bereits genannten, den Mannsnamen Velandus Aldvaluh, Berancio, Anserico, Unfachlas und den Frauennamen Lindis, Thudelindis, Audolendis und Alberga, u. a.

Bei dem Denksteine der Letzteren, auf dem alten, theilweise römischen Friedhofe an der Fidels zu Bingen, wurden eine goldene, mit blauem Glase besetzte Gewandnadel, zwei silberne Schnallen und Gürtelbeschläge, und eine Bulla von Erz gefunden \*).

Dies führt uns zu den Gräbern selbst und dem hier niedergelegten Schatze der mannichfaltigsten Zeugnisse der Cultur jener Zeit.

**Art und Bau der Gräber.** Die Erhaltung des gesammten Inhaltes der Gräber bis auf die kleinsten Einzelheiten verdanken wir zunächst der Art der Bestattung, nach welcher die Todten mit ihren Beigaben nicht dem zerstörenden Leichenbrande ausgesetzt, sondern grösstentheils mit besonderer Rücksicht auf die Sicherung der Körper, Waffen und Geräte beigesetzt waren.

Es ist versucht worden, diese Bestattungsweise aus dem Einflusse des Christenthums zu erklären, und allerdings bildete sie mit dem christlichen Brauche übereinstimmend für die deutschen Stämme einen nicht zu unterschätzenden Punkt der Berührung und des Uebergangs zu dem neuen Glauben, welcher in den germanischen, rhätischen, gallischen, und britischen Provinzen des römischen Reichs bereits längst allgemein verbreitet war.

Allein das Begraben der Todten reicht diesseits der Alpen weit über die christliche Zeitrechnung, neben dem Verbrennen der Leichen und über dasselbe hinaus bis in die fernste Frühzeit der Bewohner unseres Landes. Das gegenseitige Verhältniss der beiden Bestattungsweisen ist zwar bis jetzt noch nicht aufgeklärt, allein soviel gewiss,

---

\*) Diese Gegenstände befinden sich in dem Museum zu Cassel.

Ueber die rheinischen Grabsteine dieser Zeit siehe: „Die ältesten Spuren des Christenthums am Mittelrhein“, von Prof. Dr. J. Becker. Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde, VII. Bd., II. Heft, Wiesbaden 1864, S. 1 bis 72.

Die ältesten Grabsteine der merovingischen Zeit in Frankreich siehe: Incriptions chrétiennes de la Gaule, antérieures au VIII siècle par Edouard Le Blant, Paris 1856.

Ein westgothischer Grabstein, leider mit beschädigtem Namen, giebt ausnahmsweise eine bestimmte Jahresangabe, anno XIII regno domini nostri Leovigildi regis, also das Jahr 583.

dass der Leichenbrand nur zeitweise und theilweise bei einzelnen Stämmen vorherrschen konnte.

Es ergibt sich nicht allein aus zahllosen monumentalen Zeugnissen, welche das Begraben der Körper, früher und später als die römischen Nachrichten über den Leichenbrand bei den Germanen, nachweisen, sondern auch aus der Thatsache, dass dieser Brauch selbst bei den westlichen Deutschen bereits vor dem fünften Jahrhundert erloschen war, also gerade da, wo ihn die Römer im ersten Jahrhundert noch fanden, und mit Grund oder Ungrund als eine allgemeine Sitte der Germanen zu bezeichnen veranlasst wurden.

Bei den Franken, welche aus den Sigambem, Ubiern, Chamaven und Bructerern jener alten Zeit hervorgingen, giebt weder das ripuarische, noch das salische Volksrecht eine Andeutung des Leichenbrandes; im Gegentheil gewähren ihre Strafansätze gegen Verletzung der Gräber ganz bestimmte Angaben über das Begraben der Todten. Diese Strafbestimmungen erscheinen in den Landrechten aller deutschen Stämme, und sind hauptsächlich gegen die Beraubung der Todten gerichtet, ein Frevel, welcher zur Zeit, als der Leichenbrand die Grabesbeigaben zerstörte, nicht zu besorgen war, und nur bei dem Begraben der Leichen in der reichen Ausstattung derselben eine Veranlassung finden konnte.

Wie aber die Aufzeichnung jener Volksrechte nicht als eine neue Gesetzgebung, sondern nur als eine bestimmte Zusammenfassung seit langer Zeit gültiger Rechtsbräuche zu betrachten ist, so bleibt es für die Beurtheilung der beiden Arten der Bestattungsweise von grosser Bedeutung, dass das salische Gesetz noch zu heidnischen Zeiten seine Fassung erhielt, und hier gerade von einer unmittelbaren Einwirkung christlicher Sitte auf das Begraben der Todten keine Rede sein kann.

Ebensowenig wie bei den Franken ist der Leichenbrand in irgend einer geschichtlichen Ueberlieferung oder in den Volksrechten bei Burgunden und Langobarden zu finden. Das bayerische Gesetz spricht deutlich von dem Begraben der Todten, und alamannische Grabhügel ganz nach altheidnischer Sitte errichtet ergeben dieselbe Bestattungsweise und denselben Inhalt der Gräber, wie die Friedhöfe und flachen Erdgräber des Landes.

Von den norddeutschen Stämmen müssen Sachsen, Angeln und Jüten schon die Sitte des Begrabens mit nach Britannien gebracht haben, denn nur in einzelnen Bezirken von Suffolk, Norfolk und Derbyshire zeigt sich der Leichenbrand vorherrschend, überall sonst erscheint die Todtenbestattung gleichzeitig und gleich allgemein, in

Kent und Suffolk entschieden vorwiegend in den heidnischen Grabhügeln \*).

Begraben und Brennen konnten zu karolingischer Zeit erst als gegensätzliche Merkmale von Christenthum und Heidenthum hervortreten, da auf dem einzig übrigen Gebiete des alten Glaubens bei Friesen und Sachsen zwischen Ems und Elbe der Leichenbrand zugleich mit der Gesammtheit der altüberlieferten Sitten festgehalten wurde. Der Brauch des Leichenbrands, dort vorzugsweise heimisch, erhielt damit eine Bedeutung, die ihm bei den übrigen deutschen Stämmen fehlt, weil er hier nicht als unbedingt wesentlicher Bestandtheil des heidnischen Glaubens erscheinen konnte, und die Bekenner desselben ihre Todten von Altersher ebensowohl begraben als verbrannt haben.

Wäre das Verbrennen der Leichen, wenn auch nur der edlen und Königsgeschlechter, bei allen deutschen Stämmen, wie bei jenen der Nord- und Ostsee, gemeinsamer Brauch gewesen, so müsste die Sage mindestens eine Erinnerung dieser Sitte in irgend einer Weise an die Bestattung besonders gefeierter Helden geknüpft haben. Bei Gothen, Langobarden und Franken fehlt jede Ueberlieferung, obschon gerade hier ihre Quelle am reichsten fließt und bei tragischen und epischen Zügen gern verweilt. Wir finden so wenig eine Andeutung bei dem wunderbaren Grabbau Alarich's im Flussbette des Busento \*\*), wie bei der feierlichen Bestattung des greisen Theoderich auf dem catalaunischen Schlachtfelde \*\*\*). Hier würde der flammende Holzstoss mit

\*) *Remains of Pagan Saxondom* by John Yonge Ackerman. London 1855.

\*\*\*) *Alaricus subito immatura morte praeventus, rebus excessit humanis. Quem nimia sui dilectione lugentes, Basento amne justa Consentinam civitatem de alveo suo derivato — hujus ergo in medio alveo collecto captivorum agmine sepulturae locum effodiunt, in cujus foveae gremio Alaricum cum multis opibus obrunt, rursusque aquas in suum alveum reducentes, ne a quoquam quandoque locus cognosceretur, fossores omnes interemerunt.*

Jordanis de Getarum sive Gothorum origine et rebus gestis XXX.

\*\*\*\*) *Verum inter has moras Vesegothae regem, filii patrem requirunt. Quamque diutius exploratum, ut viris fortibus mos est, inter densissima cadavera reperissent, cantibus honoratum inimicis spectantibus abstulerunt. Videres Gothorum globos dissonis vocibus confragosos adhuc inter bella furentia funeri reddidisse culturam. Fundebantur lacrimae, sed quae viris fortibus impendi solent. Nostra mors erat, sed Hunno teste gloriosa, unde hostium putaretur inclinata fore superbia, quando tanti regis efferre cadaver cum suis insignibus inspiciebant. At Gothi Theodorico adhuc justa solventes armis insonantibus regiam deferunt majestatem, fortissimusque Thorismund bene gloriosus ad manes carissimi patris, ut decebat filium, exsequias est prosecutus. Idem XLI.*

der geschmückten Königsleiche vor der Wagenburg des feindlichen Heeres dem ganzen Vorgange einen viel zu ergreifenden Eindruck verliehen haben, als dass sie der Tradition entgehen konnte, welcher wir doch die bezeichnende Mittheilung verdanken, dass Attila zu derselben Stunde, an Sieg und Leben verzweifelnd, sich ein Brandgerüst aus Sätteln errichten liess, für seinen freiwilligen Feuertod beim erwarteten Einbruch der Feinde.

Für die Vandalen wurde die Bestattung eines gefallenen Helden auf dem Schlachtfelde verhängnissvoll. Die Leichenfeier des kühnen Ammatas, mit welcher König Gelimer die Verfolgung von Belisar's Heere unterbrach, entschied das Schicksal seines Reichs und Volks.

Nicht auf die pyra, auf den eít, sondern in ein Grab in dem Palaste zu Verona, wo er seinen Tod fand, wurde der Körper Albuins mit seinen Waffen und seinem Schmucke niedergelegt\*), und es ist am wenigsten anzunehmen, dass die noch heidnischen Langobarden die Leichenfeier ihres Heldenkönigs, dessen Ruhm in den Liedern aller Völker deutscher Zunge verbreitet war, anders als nach altüberliefertem Brauche vollzogen hätten.

Auch Childerich, der Sohn Merovech's, wurde als Heide nach heidnischer Sitte mit seinen Waffen, seinem Streitross und königlichem Schmuck in sein Grab an dem Heerweg auf dem östlichen Ufer der Schelde zu Tornacum beigesetzt, und wir erhalten aus dieser UeberEinstimmung der Ueberlieferung mit den thatsächlichen Funden die bestimmte Hinweisung, dass bei vielen der deutschen Stämme das Begraben der Todten sich auch auf die vornehmsten Geschlechter (*corpora clarorum virorum Tac*) erstreckte und die Bestattung der Könige mit den Zeichen ihrer Würde (*cum suis insignibus*) über die Zeit der Aufnahme des Christenthums hinausreicht. Eher erscheint dasselbe in den christlichen Brauch herüber genommen, als von daher bei den deutschen Stämmen zur Aufnahme gelangt, da wir selbst noch in dem Grabe Karl's des Grossen das Zeugniß altheidnisch nationaler Sitte finden und in den Beigaben, der Krone, des Scepters, Schwerts und des goldenen Evangelienbuches, die Zeichen der Richter- und Priesterwürde, die *regalia* und *pontificalia* der alten Könige erkennen müssen. Da die goldene Tasche sich auch an der Seite des Heiden Childerich findet, so sind jenes goldene Evangelienbuch und das Stück von dem heiligen Kreuze die allerdings bedeutungsvollen aber einzigen christlichen Bestandtheile der Grabesausstattung, deren ganze Anordnung,

\*) Paulus Diaconus lib. II, c. 28.

wie es scheint, von dem Kaiser selbst bestimmt war, welcher ungleich seinen schwachen Nachfolgern die Sitten des Volkes und die Ueberlieferung der Vorzeit kannte und in Ehren hielt.

**Verschiedene Arten der Bestattung.** Die Art der Bestattung bedingte auch die innere Form des Grabes. Im Gegensatz zu dem beschränkten Raum, welchen der Leichenbrand zur Bergung der Aschenurne forderte, musste die Beerdigung einen umfangreicheren Grabbau in Anspruch nehmen, und für den Schutz des Körpers wie seiner Beigaben die verschiedenste Gestaltung seiner Lagerstelle veranlassen. Zu den mannichfachen von Alters her gebräuchlichen Arten der Beisetzung, welche wir auf den Friedhöfen merovingischer Zeit oft neben einander ausgeführt finden, treten hier auch neue, offenbar von den Römern übernommene Formen. Wir begegnen der Verwendung sowohl von Stein als von Holz zu den Todtenbehältern, für welche die alten Gesetze und kirchlichen Statuten die Worte *petra* und *nauffus* \*) (*navis*) *truncus* gebrauchen und damit diese beiden an Stoff und Form verschiedenen Arten von Särgen bezeichnen.

Die Steingräber umfassen sowohl die in Felsen gehauenen Grabstellen, wie alle Arten der Sarkophage, Plattenhäuser und Steinsetzungen.

In Felsen gehauene Gräber sind bis jetzt wenigstens nur bei Burgunden, Franken und Alamannen beobachtet. Auf dem Friedhofe von Belair bei Lausanne bilden sie ungefähr den fünften Theil der eröffneten Grabstellen (34 unter 126). Jene in Sigmaringen konnten nur, so weit der Bau des Ständehauses reichte, untersucht werden.

Dagegen zeigen sie sich häufiger in den Schieferlagern Belgiens, zu Frandeux, bei Montgauthier, zu Ave \*\*) etc., und auf dem grossen Friedhofe zu Samson finden sich einige Gräber in künstlich erweiterten Felsenspalten \*\*\*).

Ob die Gräberfelder der Normandie in Schichten von Mergelkreide hierher zu zählen sind, ist mehr eine geologische als antiquarische Frage.

Monolithische Sarkophage als unmittelbare Ueberlieferung römischen Brauches, vorzugsweise den Franken und Burgunden eigenthümlich, bei Allemannen seltener, scheinen Bayern und Angelsachsen

---

\*) *Lex salica; si quis hominem mortuum super alterum in petra aut in nauffo miserit . . .*

\*\*) M. Hauzier, *Antiquités gallo-germaniques etc.* Namur 1862.

\*\*\*) *Fouilles dans un cimetière de l'époque franque a Samson par Eugène de Marmol.*

zu fehlen. Unter diesen Steinsärgen aber sind die ursprünglich römischen Sarkophage, welche aus bereits bearbeitetem römischem Materiale gebildet sind, von jenen zu unterscheiden, welche als eigenthümliches Erzeugniß merovingischer Zeit betrachtet werden müssen.

Der römische Steinsarg zeigt zwei Formen, die ältere bildet ein

Fig. 21.

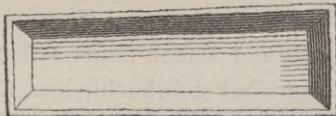


Fig. 22.



regelmässiges, oblonges Viereck mit dachförmigem Deckel (Fig. 21), bei der jüngeren (Fig. 22) ist die eine Schmalseite des Vierecks kleiner, als die andere, so dass der Raum, der die Füße des Todten aufnahm, nicht so breit ist, als der Obertheil, wo das Haupt desselben lag. Unten befindet sich eine kleine runde Oeffnung. Der Deckel ist flach oder nur wenig gewölbt, und

diese Sargform blieb in der merovingischen Zeit bis tief ins Mittelalter hin vorherrschend\*).

Andere Formen zeigen die aus römischen Säulenschäften und Meilenzeigern zugerichteten Sarkophage, wie sie in Frankreich\*\*) namentlich nicht selten gefunden werden, und den Särgen aus gespaltenen Baumstämmen gleichen, die wir sogleich näher zu betrachten haben.

\*) Die ältere Form der Sarkophage ist auch die geräumigere und von einem solchen „grossen“ Grabmal aus parischem Marmor in einer Crypta der Kirche St. Cassius zu Clermont erzählt Gregor (IV, 12) einen eigenthümlichen, die Zustände der Zeit bezeichnenden Vorgang. Der Bischof Cautinus, welcher von dem Priester Anastasius die Herausgabe eines Landgutes, das er zu besitzen wünschte, nicht erzwingen konnte, wollte denselben dem Hungertode überliefern. Er liess ihn in jenes Grabmal auf den halbvermoderten Leichnam legen, und die Deckplatte schliessen. Die Wächter bereiten sich Glühwein, da es Winter ist, und entschlafen berauscht. Der Eingeschlossene aber, der von dem Verwesungsgeruche schreckliche Qualen duldet, streckt seine Hände (quia spaciosum erat sarcophagum) nach dem Rande des Steinsarges und ergreift den Hebebaum, der zwischen dem Deckel liegen geblieben war; damit macht er sich mühevoll Raum zum Aussteigen, und findet die Hinterthür der Gruft, durch deren Spalten er einen Vorübergehenden anruft, welcher mit der Axt, die er in Händen hatte, ihm Ausgang verschafft. Der Priester eilt sofort zum Könige Chlotar. Alles ist entsetzt über diesen Frevel, der die Gräuel des Nero und Herodes übertreffe. Der Bischof, der auch erscheint, wird überführt und — geht beschämt von dannen.

\*\*) Poitiers, Metz, Bayeux und Bourges. Abbé Cochet, Le tombeau de Childerich I, p. 44.

Offenbar aus dem Bruchstück eines reichverzierten Frieses, von den Resten eines grossen römischen Denkmals, ist ein Sarkophag (Fig. 23)

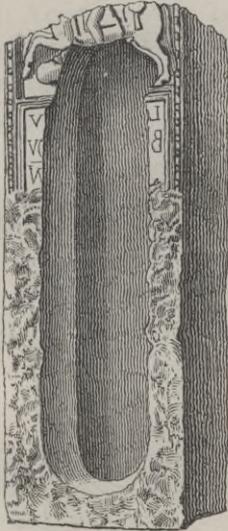
Fig. 23.



gebildet, welcher bei Emmerangen im Luxemburgischen gefunden, von Namur beschrieben und veröffentlicht wurde\*).

Eine besonders eigenthümliche Erscheinung aber bietet ein Sarkophag des Mainzer Museums (Fig. 24) von den fränkischen Gräbern bei

Fig. 24.



Kleinwinternheim, bei welchem die Vertiefung zur Aufnahme des Todten aus dem Grabsteine eines römischen Reiters herausgemeisselt ist. Den Deckel bildete ein anderer römischer Grabstein, nach innen zu gewendet, und zwar eines Soldaten der XIV. Legion, dessen Bildwerk damit glücklich vor Zerstörung geschützt blieb\*\*).

Von diesen römischen oder aus römischem Materiale gebildeten Sarkophagen unterscheiden sich die Steinsärge einheimischer Arbeit durch eine besondere Verzierungsweise, welche weniger in dem Charakter der Steinsculptur, als der Holzschnitzerei, aus einer Art von Fachwerk oder Täfelung und Compositionen von Stabwerk, Gittern und Kreisornamenten gebildet sind, welche in die Oberfläche des Steins eingeschnitten und durch eine seichte Vertiefung ihrer Zwischenräume, oder nach Bedarf auch des ganzen Feldes, das sie verziern sollen, hervorgehoben werden.

\*) Notice sur les tombes gallo frankes du grand Duché de Luxembourg, p. 22, pl. III, Fig. 18. Dort wie hier ist die Darstellung zu besserer Ansicht der Sculptur so gegeben, dass die ausgehöhlte Seite des Steins nach unten gerichtet und deshalb nicht sichtbar ist.

\*\*\*) Abgebildet ist diese Darstellung eines Legionaren mit der hasta amenata, in den Alterthümern der heidn. Vorzeit Bd. I, Heft IX, Taf. 4.

In den Figg. 25 bis 29 geben wir hier Abbildungen solcher sculptirter Sarkophage und Deckplatten. Fig. 25 ist den Gräbern von Fig. 25.

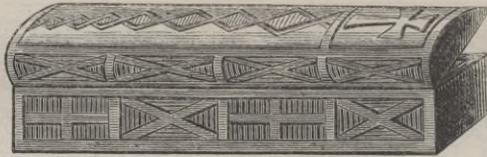


Fig. 26.

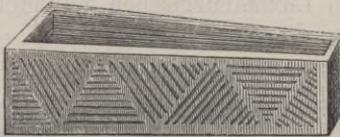


Fig. 27.

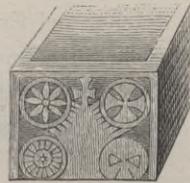


Fig. 28.

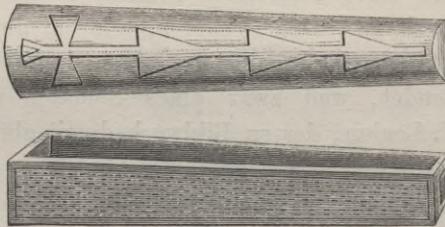
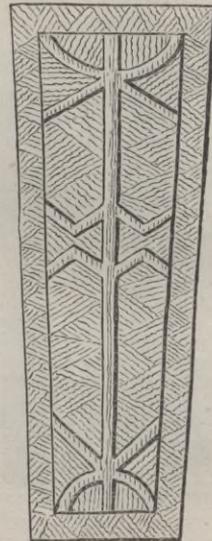


Fig. 29.



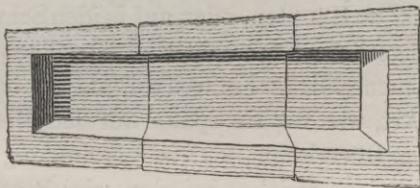
Molesmes, Fig. 26 und 27 jenen bei St. Sabine, und Fig. 28 dem Friedhofe von Collonges aus dem Gebiete des alten Burgundiens entnommen, und nach den Darstellungen Baudot's S. 161, 150 u. f., und S. 122, Sepult. des barbares etc., wiedergegeben.

Fig. 29 giebt einen flachen Sargdeckel aus den alten Gräbern bei St. Alban bei Mainz, welcher, obgleich bereits der karolingischen Periode angehörend, doch in seiner ganzen Technik die nächste Verwandtschaft mit jenen von Civaux (Poitou)\*) und manchen der burgundischen Sarkophage zeigt, in welchen, wie namentlich zu St. Sabine, eine grosse Anzahl Waffen und des kostbarsten Schmuckgeräthes merovingischer Zeit gefunden wurde.

\*) Caumont: Abécédaire d'archéologie 1870, p. 101.

Neben solchen aus einem grösseren Steinblock gefertigten Sarkophagen finden sich solche von derselben Form aus zwei oder mehreren

Fig. 30.



Steinen zusammengesetzt, wie bei den alamannischen Gräbern bei Kaiseraugst unweit Basel\*) (Fig. 30). Die Deckplatten derselben bestehen aus einer oder mehreren Steintafeln, zum Theile aus älteren römischen Grabsteinen.

Ausschliesslich nur Frankreich eigenthümlich sind reich verzierte Sarkophage aus Gyps, die aus römischer Zeit noch nicht nachgewiesen, zuerst in der merovingischen Periode bemerkbar, bis in das sechzehnte Jahrhundert herabreichen, und sich aus der Menge und den Vorzügen des betreffenden Materials erklären, welches in den Gegenden, wo sie auftreten, so leicht zu gewinnen ist. Keineswegs vorherrschend häufig sind sie doch bereits an sieben Orten in grösseren und kleineren Gruppen beobachtet; zuletzt in Paris selbst, sowohl auf dem Montmartre bei Fundamentirung der Kirche des Sacré-coeur, als auch bei der Kirche von St. Germain des Prés\*\*), wo sie unter 150 Gräbern die Mehrzahl bilden, und durch Inhalt sowohl als Verzierungsweise ihre Zeitstellung kundgeben.

Wie es sich aus eingehender Untersuchung ergab, müssen diese Sarkophage an Ort und Stelle aus bereits fertigen, zwei längeren und

Fig. 31.

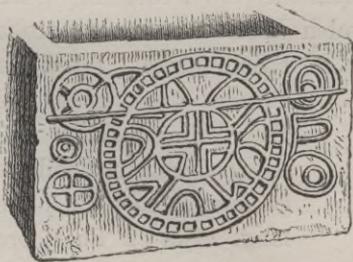


Fig. 32.

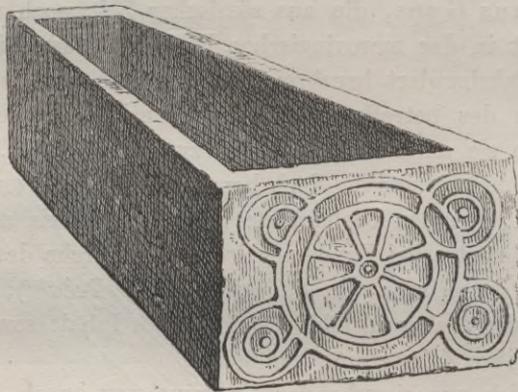


\*) Alamannische Denkmäler in der Schweiz, von G. Meyer v. Knonau. 1876. Taf. III, 2. Abbildung.

\*\*) Robert de Lasteyrie: Note sur un cimetière mérovingien, decouvert a Paris, Place Gozlin. Revue archéologique XXXI, Mai 1876.

zwei kürzeren Gypstafeln zusammengesetzt worden sein, da an dem verhältnissmässig weichen Material, ungeachtet des grossen Gewichts der Särge, keine Spuren des Transports und der Versenkung in die Gräber wahrzunehmen ist. Unter den Verzierungen aus Rosetten, Rädern und Kreuzen, welche meist zu Häupten, oder auf beiden Schmalseiten, seltener auch auf den Langseiten angebracht sind, begegnen wir auch barbarischen Darstellungen menschlicher Figuren mit aufgehobenen Händen, genau von derselben Art, wie wir sie später auf den Metallarbeiten, namentlich den breiten Gürtelschnallen, in Vereinigung mit christlichen Symbolen finden werden, welche bei den gleichartigen Beigaben der Todten in diesen Gypssärgen durchaus fehlen.

Fig. 33.



Ungewöhnlicher noch nach Stoff und Form, ja bis jetzt eine ganz vereinzelte Erscheinung, bleibt ein Sarkophag aus gebranntem Thon, welcher von Sedlmaier auf dem Beinfeld von Fridolfing gefunden wurde\*). Er bestand in einer ovalen Mulde aus einem groben,

Fig. 34.



1 Zoll starken, mit Quarzkörnern stark gemischtem Thon, die obgleich beim Kiesgraben zum Theil weggehauen, noch  $2\frac{1}{2}$  Fuss lang, etwa 2 Fuss breit, und mit ihrem ovalen, gewölbten, aussen roth angestrichenen Deckel  $1\frac{1}{2}$  Fuss hoch, die Reste des Oberkörpers eines Kindes von 9 bis 12 Jah-

\*) Abgebildet nach der Zeichnung Sedlmaiers, und nach dessen Berichte beschrieben von Wilhelmi: Vergleichende Darstellung etc. S. 348.

ren enthielt. Eine ähnliche Bestattungsweise ergaben einzig nur jene Gräber bei Hallstadt, in welchen die Todten auf 6 bis 7 Fuss grosse Mulden von gebranntem Thon gelegt waren. Dass der Fridolfinger Thonsarg jedoch nicht dieser älteren Zeit angehören kann, ergibt sich aus dem Umstand, dass zwei Fuss unter ihm andere Skelette mit Waffen (Scramasaxen) gefunden wurden, welche wie alle dieses Grabfeldes unverkennbar der merovingischen Periode angehören.

Zahlreicher als die monolithischen und scheinbar monolithischen Sarkophage sind jene, welche nach altnationaler Weise aus mehr oder minder grossen Steintafeln zusammengesetzt sind. Die Verschiedenheit ihrer Construction innerhalb der merovingischen Periode ist, wie eine Uebersicht der Thatsachen zeigt, jedoch weniger auf eine Verschiedenheit zeitlicher, als vielmehr örtlicher Verhältnisse zurückzuführen, welche sowohl die Ungleichartigkeit des verwendeten Materials, als sogar die Benutzung nahe liegender römischer Baureste erklären.

Es unterscheiden sich die Steinsarkophage dieser Art also nur in Bezug des Baumaterials in Plattengräber, welche vollständig aus grossen Steintafeln gebildet sind, und in Grabkammern aus Steinen der verschiedensten Grösse.

Vollständige Plattenkammern finden sich gleich den monolithischen Sarkophagen vorzugsweise in dem Gebiete der Burgunden und Franken, doch auch bei den Alamannen. Jene bei Puligny, Chauvigny und Mont Afrique bei Dijon \*) sind in Reihen geordnet. Mehr oder minder regelmässig liegen die aus Sandsteinblöcken errichteten Grabkammern der Friedhöfe im Elsass und Deutsch-Lothringen, zu Lorentzen, Molsheim, Sulz, Odratzheim, Marlenheim\*\*), die aus Keupergipsplatten zu Rottweil in Württemberg\*\*\*), wie jene aus Kalk und Schieferplatten zu Varenne und Falmagne in der Provinz Namur in Belgien †). Die Plattenhäuser der Grabfelder im Luxemburgischen bei Weilbach, Dudelsdorf und Speicher, zu Schwebsingen im Surthal, bei Sirk und Remich bestehen theils aus Kalk und theils

\*) Baudot sepult. barb. S. 114, 117 und 133.

\*\*) „Les tombes sont formées, par de grosses pierres, jointives posées sur le champ.“ Notice du colonel de Morlet. Bulletin de la société pour la conserv. de Monuments hist. de l'Alsace 1863.

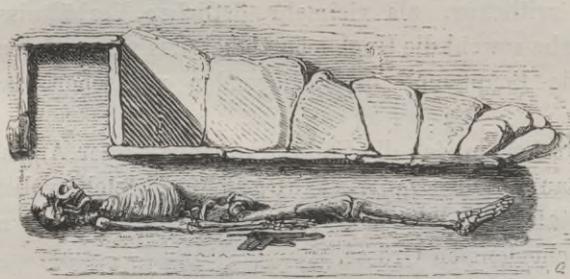
\*\*\*)) Memminger, Württemb. Jahrb. 1838.

†) Hauzeur, Antiquités gallo-germaniques et franques de la rive droite de la Meuse 1862.

aus Sandsteinblöcken\*) und jene am Niederrhein bei Dransdorf\*\*) und Trechtinshausen aus Tuffsteinquadern. Die Sargkammern bei Bertzdorf sind aus Trachyt und Tuff, jene bei Mayen unweit des Weisenthurms, die von Niederlützingen bei Brohl und jene bei Andernach aus Schieferplatten, Tuff und Lavablöcken gebildet\*\*\*).

Auf allen diesen Friedhöfen bilden die Plattenkammern die einzige Gräberform, dagegen finden sie sich anderwärts, wie bei Bel Air †), unter den übrigen Arten von Grabbauten zerstreut, oder wie bei Selzen (Rheinessen) von den Erdgräbern völlig getrennt, auf dem nahegelegenen Heuerfelde (Fig. 35). Die Eigenthümlichkeit, dass hier die Skelette erst unterhalb des leeren sargartigen Steinbaues aus Kalk-

Fig. 35.



platten und eines mit Mörtel ausgestrichenen Bodens zum Vorschein kamen, ist seitdem noch nirgend anderswo beobachtet worden, und es liegt deshalb der Gedanke nahe, dass ungeachtet des gleichartigen Fundbestandes in mehreren jener Gräber von Selzen, dennoch die Annahme einer früheren Benutzung des oberen Plattenbaues zur Beisetzung eines jetzt verschwundenen Körpers nicht auszuschließen ist.

Die Steine dieser Plattenhäuser sind entweder Findlinge, oder rohe, aus den Felsen gespaltene Tafeln. Selten erscheint eine Spur von Bearbeitung in Gestalt eines Falzes an den Seitenplatten, in welchen die Deckplatten eingreifen, wie theilweise auf dem Friedhofe von Spontin in Belgien und an den Sandsteinplatten der Gräber in der Umgebung von Strassburg.

\*) Berichte von Namur in den Publications de la Société archéologique du Grand-Duché de Luxembourg.

\*\*) Bericht von Freudenberg in den Bonner Jahrbüchern.

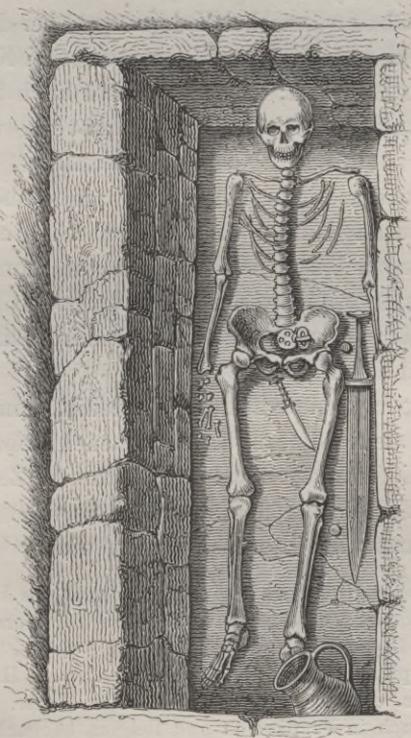
\*\*\*) Schaaffhausen; Ueber germanische Grabstätten am Rhein. Bonner Jahrbücher XLIV, 1868.

†) Fred. Troyon, Les tombeaux de Bel-Air.

Auch bei den Steinkammern zeigt sich die Verwendung grosser Steinplatten, wenn auch meistentheils nur zur Bedeckung. Auf dem Friedhofe von Ebringen im Breisgau fanden sich dieselben auch als Unterlage der Todten, entweder in einer einzigen oder mehreren grösseren Tafeln. Die Wände sind hier aus kleineren Platten, nach innen zu in linienscharfer Aufstellung oder Schichtung construiert. Nur die Kindergräber bestehen aus einer Zusammenstellung von vier Steinen mit ihrer Deckplatte. Gewöhnlich finden sich an den vier Ecken etwas grössere Steine, als eine Art Strebepfeiler, bisweilen so hoch, dass sie früher aus der Erde hervorragen konnten\*).

Gleichen Bau mit grossen Deckplatten auf einer Umfassung aus Trockenmauern zeigten die Gräber von Wehingen, Rosswangen, Dot-

Fig. 36.



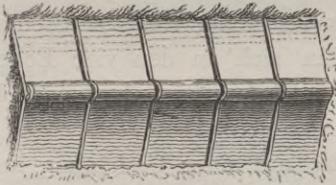
ternhausen und vielen anderen Orten in Württemberg und Baden, sowie auch manche des Friedhofes von Bel-Air in der Schweiz (Fig. 36) und

\*) Nur in einem einzigen Grabe waren die Wände am Boden mit Mörtel beschlagen.

die belgischen Gräberfelder bei dem chemin des morts unweit Revaux, bei Dion-le-mont, und bei Fillée in der Provinz Namur \*).

Beim Bau der Grabwände hauptsächlich findet sich hier und da die Benutzung römischen Materials, entweder Architecturfragmente,

Fig. 37.



wie namentlich in Wiesbaden und Schaffhausen, oder Leistenziegeln, die nicht nur in dieser Weise, sondern auch wie bei Kaiseraugst, zur Bedachung der Gräber verwendet wurden, welche bei Schaffhausen zum Theil selbst durch Stücke römischen Cementbodens gebildet ist \*\*).

Es finden sich aber auch Steinplatten ohne jeden Unterbau über Erdgräbern, wie bei Kaiseraugst, bei dem Orte op Hólz, im Luxemburgischen, und die gewaltigen Steine bei Norsingen, Biengen und Scherzingen im Breisgau; umgekehrt aber auch Steinkammern und Steinsetzungen ohne Deckplatten, wie bei Bel-air, Schaffhausen und vielen Friedhöfen Deutschlands.

Solche unbedeckten Einfassungen der Gräber bestehen entweder in einer ihren ganzen Raum umgebenden niederen Trockenmauer, wie auf den belgischen Friedhöfen von Samson und Spontin, jenen von Schaffhausen und vielen Anderen, oder in einzelnen nur seitwärts aufgestellten grösseren Steinen, wie in manchen Gräbern zu Bel-Air \*\*\*) und Bühligen †).

Wie schon bemerkt, sind alle diese Steinbauten der Gräber mit Ausnahme der von den Römern überkommenen monolithischen Sarkophage als Ueberlieferungen einer weit früheren Zeit zu betrachten, und wir werden jeder einzelnen dieser Constructionen unter den verschiedenen Grabformen der älteren Perioden wieder begegnen.

Ein bestimmtes Zeugniß jedoch für die Fortdauer des hochalterthümlichen Baues unterirdischer Steinkammern bis in die Zeit der merovingischen Könige

\*) „Construits en pierres et recouvert de dalles.“ M. Hauzeur: Antiquit. gallo germaniques etc. etc. de la rive droite de la Meuse. Namur 1862.

\*\*\*) Dasselbe ist auch in Frankreich und Belgien beobachtet. Zu Envermeu fand Abbé Cochet Leistenziegeln und Gesimsbruchstücke in einem Grabe, und auf dem Friedhofe von Haulchin im Hennegau war der Boden der Gräber mit Leistenziegeln und Mörtel ausgelegt. Die Seitenwände bestanden aus Bruchstücken eines grossen römischen Bauwerkes.

\*\*\*\*) Quelques pierres informes occupent les côtés. Fred. Troyon: Les tombeaux de Bel-Air.

†) Erster Jahresbericht des Rotweiler Alterthumsvereins.

gewährt eine Erzählung Gregor's von Tours. IV. 4. „Zu den Zeiten Chlotar's (zwischen den Jahren 546 und 552) verfolgte Chanao, ein Graf der Britannen, seinen Bruder Macliav, welcher deshalb zu einem anderen Grafen des Landes Namens Chonomor flüchtete. Dieser, als er merkte, dass die Verfolger nahten, verbarg ihn unter der Erde in eine Grabkammer und schüttete einen Grabhügel in der gebräuchlichen Weise auf (sub terra eum in loculo abscondit, componens desuper ex more tumulum), nur ein kleines Luftloch liess er ihm, wodurch er Athem schöpfen konnte. Als aber seine Verfolger ankamen, sagte man ihnen: Sehet, hier liegt Macliav todt und begraben. Jene aber freuten sich bei dieser Nachricht, tranken auf dem Grabhügel und brachten die Botschaft zurück.“

Neben jener mannichfachen Benutzung von Steinmaterial, von dem Sarkophag und der Steinkammer bis zu einfachster Umgrenzung des Grabes erscheint auch die Verwendung von Holz in dem Bestattungsbrauche dieser Zeit von weitester Verbreitung.

Förmliche Holzsäрге mit verschiedenartigem Eisenbeschlage finden wir vorzugsweise in den Ländern, welche früher der römischen Herrschaft untergeben waren.

Wenn diese keineswegs nationale Art der Beisetzung bei den Römern, wie es scheint, nur in den nördlichen Provinzen ihres Reiches in Aufnahme kam, wo der Gebrauch des Holzes zu Bauten und Geräthen aller Art von Alters her vorherrschte, so ist es doch gewiss, dass besonders in römischen Gräbern die meisten Aufschlüsse über diese Bestattungsweise gewonnen wurden.

Wie in den Rheinlanden, so sind auch in Frankreich solche wenigstens theilweise noch erkennbare Holzkisten nicht allein als Todtenbehälter selbst, sondern auch als äussere Verschläge von Bleisärgen aufgefunden worden. Es sind Kisten aus sehr starken Holzbohlen, welche durch eine Leiste zusammengehalten und mit breitköpfigen, vierkantigen langen Nägeln geheftet sind.

Sie erscheinen manchmal mit eisernen Handhaben und Bandhaken, welche auf einen beweglichen Deckel und eine unseren Koffern ähnliche Form schliessen lassen.

Den wohlhaltensten, lehrreichsten Fund ergab das Grab einer römischen Frau bei Sainte Medarde-des-Prés (Vendée). Der Sarg, aus starken Brettern von Nussholz, war mit eisernen Bändern beschlagen, wie auch mehrere beigesetzte verschliessbare Kisten, in welchen sich ausser zahlreichen Gefässen auch ein vollständiger Malerapparat befand\*).

---

\*) B. Fillon, Description de la villa et du tombeau d'une femme artiste gallo-romaine, und nach ihm abgebildet von Cochet: Le tombeau de Childeric I, p. 39.

Dagegen möchte es schwer zu erweisen sein, dass der Reliquien-schrein der heiligen Columba, welchen Cochet zur Erläuterung jener römischen und fränkischen Holzsäрге heranzieht, hierfür ein ausreichendes Alter besitzt, und dass dieser mit Leder bezogene und mit Eisenbändern beschlagene Holzkasten der Kathedrale von Sens, welchen man für ein Werk des heiligen Eligius hält\*), überhaupt der merovingischen Zeit angehört.

Keinesfalls aber kann er als ein Denkmal der berühmten Kunstfertigkeit jenes Heiligen betrachtet werden, da in dessen Lebensbeschreibung gerade die Theca der heiligen Columba unter jenen Arbeiten genannt wird, die er aus Gold, Silber und Edelsteinen zur Bewunderung seiner Zeit ausführte\*\*).

Jener Holzсарг ist allem Anschein nach nur der Ersatz dieser älteren, ihres Metallwerthes wegen verschwundenen Tumba.

Das früheste Zeugnis für den Gebrauch ähnlicher, mit Eisen beschlagener Holzsäрге bei den Franken gewährt das Grab Childerich's I. nach der Versicherung des Berichterstatters Chiflet, welcher auf die ihm vorliegenden Reste hin mit Bestimmtheit erklären konnte, „der Sarg des Königs muss von Holz und mit Eisen beschlagen gewesen sein, Stücke von beiden wurden noch fest zusammenhängend gefunden“\*\*\*).

Aber auch auf dem fränkischen Friedhofe bei Euvermeu fand Cochet in drei verschiedenen Gräbern Eisenkrampen mit starken Resten von Holz, und in den angelsächsischen Todtenfeldern von Little Wilbraham †) und von Kingston Down ††) kamen grosse Holzsäрге mit Eckbeschlägen, Bändern und Nägeln aus Eisen zu Tage, während solche bei den austraischen Franken und Bayern noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen sind, und jene der Alamannen ohne alle Eisenbeschläge einen wesentlich verschiedenen Charakter zeigen.

\*) Abgebildet und beschrieben von Abbeé Cochet. Le tombeau de Childeric I, p. 41.

\*\*\*) Inter alia bonorum operum insignia, multas Sanctorum ex auro, argento atque gemmis fabricavit thecas sive tumbas: puta Germani Parisiensis episcopi, Severini abbatis, Genofevae, Columbae, Maximiani, Juliani multorumque aliorum. Vita St. Eligii, Noviomensis episcopi a beato Audoeno ejus aequali conscripta 32. I.

\*\*\*) Chiflet, Anastasis Childerici regis, p. 80.

„Lignum igitur Childerici conditorium fuisse oportet atque obductum ferro, cujus repertae sunt reliquiae, ligno sic adhaerentes, ut alterum ab altero vix posset separari.“

†) Saxons obsequies by Reverend C. Neville, plate 40.

††) Roach. Smith, Inventorium sepulchrale, p. 77, 94.

Der Gebrauch der Holzsärgе muss zu Gregor's Zeiten in Neustrien bei Romanen wie Franken allgemein gewesen sein, da er bei seiner Schilderung der Pest in Clermont hervorhebt, dass es an Särgen und Brettern zu fehlen anfang, und in einer Grube zehn und selbst mehrere bei einander begraben wurden (IV, 31).

Von ungleich höherem Alter ist die Beisetzung in ausgehöhlten Baumstämmen. Wie sie tief in die vorhistorische Zeit hineinreicht, so erhielt sie sich andererseits bis in das Mittelalter, in England bis zum zehnten und elften Jahrhundert, und in Deutschland theilweise noch in weit spätere Zeiten.

Diese einfachste und älteste Form des Holzсарges besteht aus einem in zwei Theile gespaltenen, trogartig ausgehöhlten Stücke eines Baumstammes, welcher mit seiner Rinde noch in den Boden versenkt und zum Theil mit Steinen festgestützt und bedeckt wurde, vermuthlich zur Sicherung der Lage des Deckels beim Aufschütten des Grabhügels.

Auf der cimbrischen Halbinsel, in Mecklenburg\*) und in England sind solche Todtenbäume mit eingelegten Beigaben aus Knochen, Feuerstein und Bronze beobachtet worden. Zu den ältesten dieser Art von Baumsärgen und zugleich zu den merkwürdigsten zählen jene, welche in den grossen Grabhügeln, dem Konghöi und Treenhöi im Kirchspiel Vandrup bei Kolding gefunden wurden. Ihr gesammter Inhalt von wohlerhaltenen Kleidungsstücken der Bestatteten, ihren Erzschertern in Holzscheiden, ihren Schmuckgeräthen in Gold und Erz, sowie ihren Holzgefässen ist beschrieben und vortrefflich abgebildet von A. P. Madsen\*\*). In spätere Zeit stellt ein englischer Forscher\*\*\*) den bei Gristorpe (Yorkshire) gefundenen, 7 Fuss langen und 3 Fuss breiten Baumsarg (Fig. 38) mit einem 6 Fuss grossen in die kurze Höhlung zusammengebogenen Skelette, dessen Beigaben der ersten Zeit der römischen Eroberung des Landes angehören sollen. Ein anderer bei Great Driffield gefundener Hohlbaum enthielt drei Skelette, von welchen zwei nach gleicher Seite, das dritte nach der entgegengesetzten gelegt waren. Dieser 6 Fuss lange und 4 Fuss breite Sarg (Fig. 39) wird ebenfalls noch der römischen Zeit überwiesen, dagegen eine Gruppe von 13 anderen, bei Solby entdeckten

\*) Namentlich in dem Kegelgrabe bei Rüchow. Jahrbücher des Vereins für Mecklenb. Gesch. und Alterth., von Bartsch. V. Jahrgang 1840, S. 31 u. f.

\*\*) Afbildninger of Danske oldsager og Mindesmaerker red. A. P. Madsen, Treenhöi og Kongehöi Fund. Kjobenh. 1863.

\*\*\*) Th. Wright, The Celt, the Roman and the Saxon, p. 371.

Särge dieser Art, der letzten angelsächsischen Periode, dem IX. und X. Jahrhundert zugetheilt.

Die anschaulichste Vorstellung dieser hochalterthümlichen Bestattungsweise bieten jedoch die Holzsäрге alamannischer Gräber

Fig. 38.

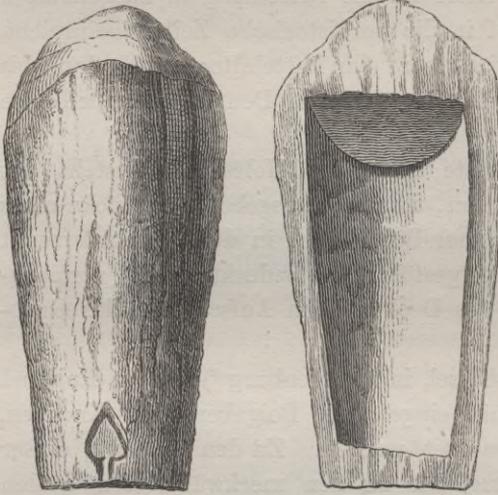
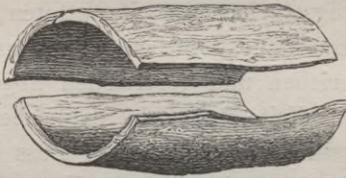


Fig. 39.



durch ihre gute Erhaltung und reiche Ausstattung, obwohl die letztere nur in ihren ältesten Theilen noch den Charakter der merovingischen Zeit kundgiebt, der Mehrzahl nach der karolingischen Periode, und theilweise auf das Zeugniß beiliegender Münzen sogar dem Mittelalter zu überweisen sind.

Der Gebrauch von Baumstämmen zur Beisetzung der Leichen war in manchen Theilen des alten Schwabens nahezu allgemein, und jetzt noch wird in diesen Gegenden der Sarg mit dem Namen Todtenbaum bezeichnet. Die Kenntniß seiner früheren Formen verdanken

wir der Untersuchung, welche die Herren Dr. Wolfgang Menzel und Hauptmann v. Dürrieh im Jahre 1846 einem Gräberfelde an dem Berge Lupfen in der Landschaft Baar gewidmet haben\*). Die Gräber lagen von West nach Ost in Gruppen auf der rechten Seite der Strasse,

\*) Der Bericht der Herren Dr. Menzel und v. Dürrieh ist mit zahlreichen Abbildungen durch den Württembergischen Alterthumsverein veröffentlicht worden unter dem Titel: „Die Heidengräber am Lupfen bei Oberflacht.“ Wenn auch die Ansicht der Herren Verfasser von dem hohen Alter der Gräber seitdem durch eine grössere Fülle damals nicht vorhandener Vergleichungsmittel ihre Berichtigung fand, so vermag dieser vor 31 Jahren noch sehr begreifliche Irrthum das hohe Verdienst sorgfältiger Erhebung wichtiger, bis dahin unbekannter archäologischer Thatsachen in keiner Weise zu schmälern.

welche von dem Dorfe Oberflacht nach Norden führt in einem Wiesenlande unter einer niederen Anhebung des Bodens, die von Alters her mit einem Kreuz bezeichnet war.

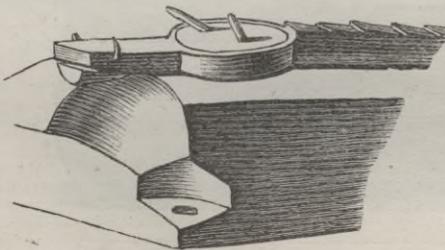
Fig. 40.



Die Beschreibung der Gräber giebt Dr. W. Menzel kurz und bezeichnend in folgenden Worten:

„Bei weitem die meisten Särge waren sogenannte Todtenbäume von Eichen-, einige wenige auch von Birnbaumholz. Die letzteren waren meist zerfallen. Wir fanden sie insgemein von 9 Fuss Länge, die der Weiber und Kinder waren kürzer. Es sind natürliche Baumstämme, der Länge nach von einander gespalten, inwendig in Tröge ausgehöhlt und beide Hälften wieder über einander gelegt, so dass eine den Deckel bildet. Sie sind alle mit der Axt bearbeitet, von Säge findet sich keine Spur, daher auch die Spaltung öfters unregelmässig ist. Die meisten sind nur der Rinde entkleidet, und abgerundet, nur an einigen sind Flächen angedeutet. Auf dem Deckel der meisten Särge, welche Männer enthielten, sind zwei Thierbilder in erhabener Arbeit ausgehauen, so dass ihre Leiber auf dem Rücken des Sarges zusammenlaufen, ihre Köpfe aber an beiden Enden des Deckels hervorstehen und als Handhaben dienen. An den besser erhaltenen Thierköpfen sind vorn im Maule, zu beiden Seiten desselben, zwei Zähne, an den dicken Köpfen aber zwei Hörner (?) oder Ohren angebracht, wo diese letzten fehlen, sehen

Fig. 41.



die leeren Löcher wie Augen aus“ (Fig. 41). Dr. Menzel hält diese Thiere für Darstellungen von Schlangen, allein die weit hervorstehenden Hautzähne, wie die aufstehenden Rückenborsten dieser rohen Darstellungen eines Thieres scheinen eher auf den Eber als die Schlange hinzuweisen. Wenn hier eine altheidnische Ueberlieferung anzunehmen ist, so liegt der Gedanke an den Eber des Fro, an die formae aprorum

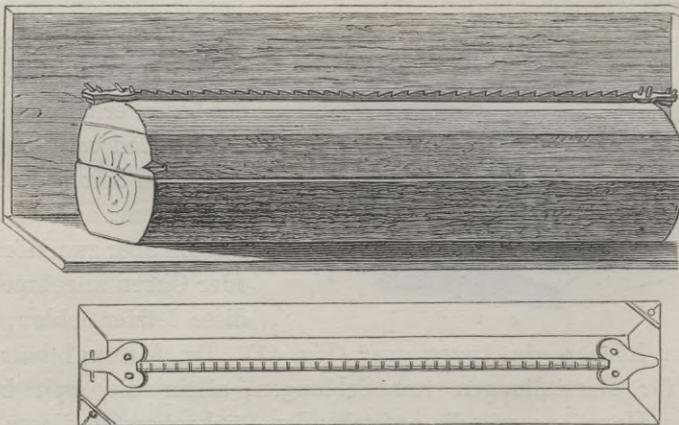
die leeren Löcher wie Augen aus“ (Fig. 41). Dr. Menzel hält diese Thiere für Darstellungen von Schlangen, allein die weit hervorstehenden Hautzähne, wie die aufstehenden Rückenborsten dieser rohen Darstellungen eines Thieres scheinen eher auf den Eber als die Schlange hinzuweisen. Wenn hier eine altheidnische Ueberlieferung anzunehmen ist, so liegt der Gedanke an den Eber des Fro, an die formae aprorum

(Tac. Germania 45) der Sueven nahe genug, welche wie das Eberbild, eoforcumbul, bei den Angelsachsen als heilbringendes schützendes Symbol galten (Grimm, Deutsche Mythologie, S. 194 bis 195). Auch die Einkerbungen auf dem Rücken der Thiere scheinen eher den Borsten des Ebers als den Schuppen der Schlange zu entsprechen.

„Auf den Särgen, worin Weiber lagen, fehlten diese Thiere gänzlich, eines ausgenommen. Einige Säрге waren keine Todtenbäume, sondern Todtenbettstätten, und zeigten zwischen vier Pfosten zierlich gedrechselte Geländer\*). Der eine war von oben nach unten in zwei Stockwerke getheilt. Ein anderer von 11 $\frac{1}{2}$  Fuss Länge hatte drei Abtheilungen der Länge nach. Einer hatte ein Giebeldach, auf dessen Firste die beiden Schlangen, eine am Deckel der Todtenbäume, angebracht waren.

Die geringeren Säрге lagen frei in der Lette, waren daher insgemein schlecht beschaffen und zerfallen. Die besseren lagen geschützt unter einer Bedachung von langen oder Querbrettern, die letzteren lagen zuweilen doppelt, so dass durch die oberen die Fugen der unteren gedeckt wurden. In vielen Gräbern erhob sich die Bedachung am Kopf und Fuss zum Schutze der Thierköpfe und Hörner, während die Mitte tiefer lag. Die besten Säрге waren noch überdies zur Seite mit dicken Eichenbohlen umwandet, und wie in einem Kasten von allen Seiten eingeschlossen.“

Wir geben unter Fig. 40 und Fig. 42 Abbildungen von zweien  
Fig. 42.



\*) Diese Art von Särgen, über deren Lage im Verhältniss zu den übrigen von einfacherer Construction, dem Berichte nichts Bestimmtes zu entnehmen ist, stammt jedenfalls aus weit späterer Zeit.

dieser Särge, von welchen der erste die alte einfache Form, der andere eine weiter fortgeschrittene Construction mit den Thierköpfen darstellt. Der letztere zeigt jedoch schon eine äussere Schutzbekleidung aus Brettern, von welchen es mindestens nach den Abbildungen des Berichtes sehr ungewiss bleibt, ob sie nur durch die Axt und nicht durch die Säge hergestellt sind. Eine Gewissheit darüber ist um so schwerer zu erhalten, als, so viel wir wissen, keines dieser Bretter aufbewahrt wurde. Die zierlich ausgeführten Todtenbettstätten aber gehören bereits einer weit späteren Zeit an, welche ausser unserer Betrachtung liegt.

Kein Zweifel kann darüber mehr bestehen, dass wir in diesen Baumsärgen und Todtenbäumen den alten *nauffus* des salischen Gesetzes\*), den *truncus* der späteren kirchlichen Statute zu erkennen haben. Es ist darauf hingewiesen worden, dass das Wort *nauffus*, *naufus*, *noffus* = *navis* noch im sechszehnten Jahrhundert als *nau*, *nef* = *navire* in Frankreich im Gebrauch war. Das Zutreffen dieser Bezeichnung mit jenen trogförmigen ausgehöhlten Baumstämmen bestätigen die völlig gleichartigen kleinen Schiffe der Alpenseen, die sogenannten Einbäume, welche in unseren Tagen erst durch besser gebaute Fahrzeuge aus diesem letzten Gebiete ihrer Erhaltung von ältester Vorzeit her verdrängt werden.

Nachen dieser einfachsten Art sind in den Pfahlbauten der Schweizer Seen, in dem Flussbette der Regnitz bei Bamberg, 16 Fuss unter der Thalsole, und in einem Torflager bei Landshut gefunden. Wir wissen durch Plinius, dass die germanischen Seeräuber in ausgehöhlten Baumstämmen das Meer befuhren (Hist. nat. XVI, 76), und sehr beachtenswerth erscheint es für die Verwendung des Schiffes zur Bestattung, dass die Helden der nordischen Sage nach ihrem Tode auf ihren Fahrzeugen verbrannt oder begraben wurden\*\*).

Das bestimmteste Zeugniß über den Gebrauch dieser schiffartigen Baumsärge giebt jedoch Gregor in der Erzählung eines Zugs tückischer Grausamkeit des Herzogs Rauching. *Histor. Franc. V. 3.*

Von den hörigen Leuten desselben hatte ein Mann und ein Mädchen gegen seinen Wunsch ihre eheliche Verbindung vollzogen und sich dann in eine Kirche geflüchtet. Der Herzog fordert sie von dem Priester zurück, und erhält ihre Auslieferung erst nach einem feierlichen Schwur, dass beide ungestraft

---

\*) *Lex salica tit. LVIII, 2. Si quis hominem mortuum super alterum in petra aut in naufo miserit solid. XXXV culpabilis judicetur.*

\*\*\*) Die schönste Zusammenstellung der hierauf bezüglichen Ueberlieferungen bietet K. Weinhold in seinem trefflichen Werke: *Altnordisches Leben. 1856.*

und ihre Verbindung ungelöst bleiben sollte. Sogleich nach ihrer Rückkehr aber liess er einen Baum umhauen, die Aeste abnehmen, den Stamm an den Enden durch einen Keil spalten und aushöhlen, darauf 3 oder 4 Fuss tief die Erde ausgraben, und den Kasten in die Grube senken. Der Knecht und das Mädchen werden gleich wie Todte hineingelegt, der Deckel darauf geschlossen, und die Grube wieder mit Erde gefüllt, so dass sie zwar seinem Schwur gemäss nicht getrennt, aber lebendig begraben waren. Der Priester eilt herbei, vermag aber kaum, so sehr er eifert, zu erreichen, dass sie wieder aufgedeckt werden. Der Knecht lebte noch, aber das Mädchen war erstickt.

Weit einfacher noch als die Beisetzung in Todtenbäumen erscheint die Bedeckung des Körpers mit einem Brette, wie sie namentlich bei den Bayern üblich war.

Mit diesem *lignum insuper positum* des bajuvarischen Landrechts wurde hauptsächlich wohl nur ein Schutz vor den steinigen Bestandtheilen der eingeworfenen Erde beabsichtigt, da überhaupt die Unverletzlichkeit der Leiche mit solcher Strenge gewahrt wurde, dass selbst derjenige in Strafe von 12 sol. verfiel, der beim Wegschliessen der Raubvögel, die einen todten Körper zerfleischten, diesen selbst mit dem Pfeile verwundete.

Auch die Bestattung auf einem oder mehreren Brettern ist in vielen Gräbern dieser Zeit in Deutschland und Frankreich beobachtet, wiewohl es in den meisten Fällen schwer zu unterscheiden bleibt, ob die Reste von Holz, welche sich unter den Skeletten finden, nicht einem vollständigen Holzarge angehörten.

Durchaus am zahlreichsten und bei allen germanischen Stämmen vorherrschend bleibt die Beisetzung der Todten in freiem Boden, und das einfache Erdgrab der merovingischen Zeit, wie es die meisten Friedhöfe des mittleren Rheinlandes aufweisen, und wie wir es in Fig. 43 aus jenem von Selzen darstellen, bildet die Verbindung der ältesten Art der Bestattungsweise, welche das ganze Mittelalter hindurch für die Mehrheit des Volkes im Brauche blieb.

Diese so verschiedenartigen Grabbauten, bei welchen nahezu alle die der früheren Zeiten noch ihre Vertretung finden, sind mit den bezeichneten geringen Ausnahmen den sämmtlichen germanischen Ländern gemeinsam. Sie finden sich gleichmässig für jedes Alter und Geschlecht verwendet, nur je nach dieser Bestimmung an Grösse und Umfang verschieden.

Die Kindergräber zeigen sich zumeist neben Frauengräbern, und weitere Andeutungen, dass man die Glieder einer Familie selbst auf den grossen Friedhöfen zu vereinigen suchte, ergeben sich aus dem Umstande, dass öfters mit ungewöhnlich geringem Zwischenraume

Gräber von Männern und Frauen beobachtet wurden, deren Ausstattung gleiche Besitztum kundgibt, und dass selbst in einem und demselben Grabe die Körperreste eines Kindes in den ausgestreckten Armen zweier Skelette gefunden wurden, welche ihrem Begraben nach

Fig. 43.



als Mann und Frau zu betrachten waren\*). Doch fanden sich auf den grossen Begräbnisstätten auch öfters eine bedeutendere Anzahl von Kindergräbern beisammen, wie auf jener von Oberolm in Rheinhessen. Innerhalb des Friedhofes bei Samson\*\*) in Belgien scheint denselben sogar eine besondere Stelle angewiesen. Auf diese merkwürdigen Kindergräber, bei welchen sich jene der Knaben durch kleine Aexte und Lanzenspitzen und kleine Messer, jene der Mädchen durch Schmuckgeräthe unterscheiden, werden wir später bei der Betrachtung dieser Grabesbeigaben zurückkommen.

Jene gleichmässige Verwendung der verschiedensten Gestaltungen des Grabbaumes bestätigt aber zugleich auch jede Annahme besonderer Gräberformen für die einzelnen Stände des Volkes. In Deutschland so wenig als in den Nachbarländern ist eine bestimmte Grabconstruction als jene der Adelsgeschlechter im Gegensatze zu jener der Gemeinfreien nachzuweisen, und der Bau des Grabes bietet keinerlei Schluss auf ihren reicheren oder dürftigeren Inhalt. Man könnte der Ansicht zuneigen, die Steingräber

nach ihrer schwierigeren Structur und ihrem hochalterthümlichen Charakter, da wo sie vereinzelt unter Erdgräbern erscheinen, als

\*) Auf dem Friedhofe von Oberolm.

\*\*) Eugène del Marmol, Fouilles dans un cimetière de l'époque franque à Samson. Namur 1860.

Kennzeichen der bevorzugten alten Geschlechter gelten zu lassen, allein die sorgfältigst gebauten Plattenhäuser finden sich oft ärmlich ausgestattet, und die reichsten Grabschätze in den einfachsten Erdgräbern. Bei den letzteren gerade erscheinen vorzugsweise auch mitbegrabene Pferde, welche zugleich mit einer vollständigen Waffenrüstung und sonstigen Beigaben von Schmuck und werthvollen Gefässen unbedingt auf eine hervorragende Lebensstellung der Bestatteten hinweisen.

Wenn man öfter schon die Stellen zunächst an den alten Heerstrassen als die Ehrenplätze der grossen Friedhöfe zu bezeichnen veranlasst war, weil theilweise in den dortigen Gräbern die meisten Waffen und Schmuckgeräthe zu Tage kamen, so fanden sich reiche Beigaben eben so oft in Gräbern ganz zerstreuter Lage und entfernt von dem Heerweg, auf der Höhe der Hügelabhänge, an welchen zumeist jene Friedhöfe angelegt sind.

Dieser Mangel an bestimmten Merkmalen für die Gräber der Rangklassen unter den Freien selbst, erklärt es auch, dass es bis jetzt nicht möglich war, über die Gräber der Unfreien irgend einen Aufschluss zu gewinnen.

Für eine Trennung der Grabstellen der letzteren von jenen der Freien ist bis jetzt nicht der geringste Anhaltspunkt entdeckt. Gräber mit auffallend dürftiger und auch ganz ohne alle Ausstattung finden sich mitten unter jenen mit reichen Beigaben.

Eine Uebersicht des Zahlenverhältnisses beider Arten ist bis jetzt noch nicht in genügender Weise herzustellen, da die Ausgrabungsberichte, gerade in diesem Punkte grossentheils lückenhaft, sich meistens nur mit den wichtigeren Funden beschäftigen. So viel ist im Allgemeinen beobachtet, dass auf den vielen kleineren Friedhöfen am Rhein die Zahl der ärmlich oder gar nicht ausgestatteten Gräber ein viel geringeres Verhältniss zu den übrigen ergiebt, als in dem westlichen Theile des alten Frankenreiches. Aber auch in Schwaben zeigt sich theilweise die Zahl der Gräber ohne alle Beigaben weit bedeutender als in den Rheinlanden. In dem übersichtlicheren Berichte der letzten Ausgrabung bei Nordendorf (1844) finden sich unter 172 Gräberstellen: 43 Männer, 1 Frau und 3 Kinder ohne alle Beigaben, 35 Männer führten Waffen, und unter diesen 16 eine vollständige Ausrüstung. Die Weibergräber ergeben 36 mit sehr geringer, 14 mit mässiger Ausstattung, 10 mit vorzüglich werthvollen Beigaben. Die Kindergräber waren im Ganzen wohlbedacht, aber nur 7 in bemerkenswerther Weise; die Zahl der Grabstellen ohne alle oder mit ganz geringen Beigaben

stellt sich demnach zu den besser ausgestatteten bei den Männern auf 43 zu 35, bei den Frauen und Mädchen auf 37 zu 24, und bei den Kindern auf 3 zu 24. Ob jedoch bei dieser Untersuchung die mögliche Beraubung der Gräber und die Spuren derselben in Betracht gezogen wurden, welche im Rheinlande, Belgien und Frankreich häufig nachzuweisen sind, bleibt ungewiss, und deshalb muss auch die Frage, ob diese Angaben zu irgend einem Schlusse auf das Zahlenverhältniss der Freien zu den Unfreien berechtigen, vor der Hand beruhen. Dagegen aber bleibt es jedenfalls zu beachten, dass die vermischte Lage der Gräber als ein Zeugniß gegen eine Berücksichtigung der Lebensstellung der Bestatteten gelten muss, falls eine Andeutung der letzteren in dem Mangel oder Reichthum der Beigaben gefunden werden soll.

Eine Scheidung der Besitzenden und Besitzlosen, wenn sie in dem Beerdigungsbrauche der Zeit begründet wäre, müsste doch irgendwo in einem Gräberfelde von ausschliesslich oder entschieden vorwiegend ärmlicher Ansattung der Beobachtung begegnet sein, zumal dieselbe jetzt ein so grosses räumliches Gebiet umfasst. Da aber eine solche Entdeckung noch durchaus fehlt, so bleibt bis jetzt anzunehmen, dass die Gräber der Unfreien, vielleicht nur durch den Mangel gewisser äusserer Zierden erkennbar, nichtsdestoweniger den grossen Friedhöfen angereicht waren, mindestens zur Zeit, als das Christenthum zu durchgreifenderem Einfluss gelangte, denn das alamannische Gesetz, welches damals seine Fassung erhielt, schützt auch mit bestimmten Strafansätzen die Gräber der Hörigen vor Schädigung und Störung\*).

Bedarf diese Ansicht allerdings einer weiteren Prüfung, und die Frage überhaupt noch einer vielseitigeren Untersuchung und Beobachtung, so bietet sich dagegen ein unverkennbares Zeichen christlicher Einwirkung in der **Bestattungsweise**. Es ist die durchgehende Gleichartigkeit der Richtung der Körper von West nach Ost, so dass das Antlitz der Todten dem Morgen zugewendet ist. War auch eine dem Osten zugekehrte Beisetzung der Verstorbenen heidnischen Begriffen nicht gerade fremd oder unzulässig, und ist dieselbe in Gräbern einer weit früheren Zeit häufig beobachtet, neuerdings sogar auf einem Friedhofe des sogenannten Steinalters\*\*), so lässt sich doch die allgemeinste

\*) Lex Alamannorum L. 4. Si servum effodierit de terra, cum XII solidis componat, et ancillam similiter.

\*\*) Das Gräberfeld am Hinkelstein bei Monsheim, einer der ältesten Friedhöfe des Rheinlandes. Zeitschr. d. Vereins zur Erforschung der Rheinischen Geschichte und Alterthümer. III. Bd., I. Heft, 1868, Mainz, und Archiv f. Anthropologie. III. Bd.

Verbreitung dieses Brauchs wohl nur aus dem Beispiel und dem Einflusse christlicher Lehre erklären, welche auch die germanischen Stämme bewog, hier allmählig aus ihrer Isolirung in Verwandtschaftskreise herauszutreten und ihre Verstorbenen nicht mehr in vereinzeltten Grabhügeln beizusetzen, sondern auf einer gemeinsamen Ruhestätte bei den ersten Gotteshäusern und Capellen zu vereinigen. Gerade aber weil hier die christliche Kirche durch ihre Vorschrift einer reihenweisen Bestattung mit der Richtung nach Sonnenaufgang von dem Volke nichts durchaus Neues, seiner Anschauungsweise Widerstrebendes verlangte, konnte sie eine verhältnissmässig rasche und allgemeinste Aufnahme ihrer Anordnung finden.

Weiter hinaus bleibt es ihr noch lange Zeit nicht erreichbar, die heidnische Bestattungsweise zu verdrängen. Wir finden ein Zeugniß derselben noch auf jenen ersten christlichen Friedhöfen in der Beisetzung mehrerer Schichten von Todten über einander, ein Brauch, welcher, christlicher Sitte fremd, noch von der Beerdigung in Grabhügeln her überliefert, bei Franken, Burgunden und Alamannen lange hin festgehalten wurde.

Für die Franken bezeugt dies der Friedhof von Selzen, für die Burgunden jener in Bel-Air und für die Alamannen jener in Fronstetten. Die Strafbestimmung der *lex salica*: „*si quis hominem mortuum super alterum in petra aut in naufo miserit*“ bezieht sich nur auf die Beisetzung eines zweiten Todten in einen schon benutzten steinernen oder hölzernen Sarg, und dieses Verbot ist durch die Thatsache gerechtfertigt, dass wirklich in Belgien und im Elsass zwei und mehrere Körper in einem und demselben Plattenhause gefunden sind. Auf den meisten der alten Friedhöfe sind jedoch Stellen nachgewiesen, an welchen mehrere Todte, ja selbst Reihen von solchen in verschiedener Tiefe über einander bestattet waren, wie in den Hügelbauten der heidnischen Zeit.

Weitere und sprechende Zeichen heidnischen Brauchs ergeben sich in den Gräbern selbst, aus der Beisetzung von Speise und Trank, aus den mitbegrabenen Thieren und aus den eigenthümlichen, mit Thierknochen, Scherben und Kohlen gefüllten Gruben, welche auf wiederholte Bereitung von Mahlzeiten und Opferungen hinweisen und an jene *sacrificia super defunctos* erinnern, welche das leptinensische Concil (743) mit dem Worte *dadsisas* bezeichnet und als *sacrilegia* verdammt.

Auf dem Friedhofe in Selzen habe ich selbst im Jahre 1845 eine grosse Grube aufgedeckt, welche mit Asche, Kohlen, Scherben von

Gefässen und den verschiedenartigsten Thierknochen angefüllt war. Es zeigten sich Knochen von Schweinen, Rindern, Rehen, Reste von Vögeln, namentlich Hasenfüsse und Knochen von Pferden und Hunden. Leider sind damals die Spuren von abwärts führenden Treppenstufen, welche in dem unteren festen Lehm Boden zu erkennen waren, wie der ganze Befund, nicht genauer untersucht worden. Solche Stufen sind jedoch seitdem auch auf dem fränkischen Friedhofe bei Samson von Del Marmol bei einer gleichartigen Grube beobachtet worden, welche, wie noch zwei andere, auf demselben Gräberfelde mit Thierknochen, Scherben und Kohlen angefüllt war. Bei einer der letzteren fand man in der Ausdehnung von 4 bis 5 Quadratfuss in geringer Tiefe eine Schicht von hart gebrannter Erde, tieferhin einige Gräber und unter denselben in der Breite von 10 bis 12 Fuss eine Kohlen-schicht, in welcher Knochen von Rindern und die Kinnlade eines Ebers lagen. Die andere dritte des Friedhofes war 11 Fuss breit und 3 Fuss tief, und hatte den gleichen Inhalt, jedoch eine grössere Anzahl von Thierknochen.

Wir dürfen um so eher diese Gruben mit den altheidnischen Todtenopfern in Beziehung bringen und sie als Zubereitungsorte der Mahlzeiten betrachten, welche den Todten dargebracht und auf den Gräbern verspeist wurden, der „*epulae cadaveribus exhibitae*“, wie sie der heilige Augustinus nennt, da jenes *Sacrilegium ad sepulchra mortuorum*, welches die Synode von Leptin an die Spitze des *Indiculus superstitionum et paganiorum* stellt, jene profana *sacrificia mortuorum*, sich gegen alle Ermahnungen und Verbote der Päpste, Bischöfe und Synoden bis ins Mittelalter im Brauche erhielten, und noch am Ende des vorigen Jahrhunderts an einzelnen Orten zu beobachten waren. Bis ins Jahr 1790 herrschte nach Barth's Mittheilung in den deutschen Gemeinden im Valsugano der alte Brauch, auf das Grab des Familienhauptes Blumen und Speise zu tragen, auf das Gedächtniss des Todten zu trinken und Wein auf das Grab zu giessen. Am Allerseelentage insbesondere wurden Speisen auf die Gräber gestellt und nach einigen Stunden vertheilt. Im achten Jahrhundert müssen sich selbst christliche Priester noch bei diesen Opfergelagen betheilig haben, denn Papst Zacharias erklärt in einem Briefe an den heiligen Bonifacius: „*pro sacrilegis presbyteris habendi, qui tauros et hircos diis paganorum immolant, manducantes sacrificia mortuorum.*“

**Beisetzung von Speise und Trank.** Aber nicht nur in jenen Gruben erscheinen auf den Begräbnissplätzen Reste von Thieren, son-

dern in den Gräbern selbst, und hier offenbar als zubereitete Speise in Töpfen und Schüsseln neben dem in Krügen und Bechern bewahrten Tranke beigesetzt. Es sind zumeist Geflügelknochen, Hahnenfüsse und Hühnereier.

Ob aber die Skelete kleiner Vögel, welche, wie bei Oberstotzingen und zu Nordendorf, in Kindergräbern zu Tage kommen, als Speise oder als mitbegrabene Lieblingsthier zu betrachten sind, bleibt ungewiss. Mit grosser Sicherheit ist das letztere von dem Gerippe eines Sperbers anzunehmen, welches zu Selzen in einem reich ausgestatteten Frauengrabe lag.

**Mitbegrabene Thiere.** Auch Häupter sowohl als vollständige Skelete grösserer Thiere fanden sich in den Gräbern; der Schädel eines Rindes in einem Frauengrabe zu Selzen, und ein Pferdeschädel in dem Grabe Childerich's I., wie eines fränkischen Edeln zu Douvrend. Auf dem Friedhofe in Envermeu wurde aus einer Grabstelle, die in ungewöhnlicher Weise mit einem Haufen von Steinen bedeckt war, der Schädel und das Geweih eines Zehnders erhoben, und auch in angelsächsischen Gräbern und Grabhügeln sind Hirschgeweihe gefunden worden. Ganze Skelete von Pferden, Kühen, Schafen, Schweinen und Hunden wurden bei den burgundischen Gräbern von Echallens bei Lausanne aufgedeckt, und mitbestattete Hunde eines grossen Schlags zeigten sich in einem der Grabhügel von Wiesenthal, wie in den Gräbern zu Langenenslingen und zu Beckum in Westphalen.

Von den Pferdeskeleten, welche theilweise mit Sattelzeug versehen waren, werden wir später bei der Ausrüstung des Reiters zu sprechen haben. Sie bezeichnen jedesmal die Gräber vollständig bewaffneter und reich ausgestatteter Männer. Das Nordendorfer Todtenfeld hat vier solche Pferde aufzuweisen. Eben so viele jenes bei Ulm. Einzelne fanden sich zu Fridolfing, Selzen und zu Conflans in Frankreich; zwei kamen bei Envermeu zu Tage, und eben so wenig fehlen sie bei den angelsächsischen Gräbern. Doch weitaus bis jetzt die grösste Zahl von bestatteten Pferden ergab das Gräberfeld von Beckum. Dort sind schon vor der regelmässigen Untersuchung unter 77 Grabstellen bereits drei, und während derselben noch weitere 14 Pferdeskelete gefunden worden, von welchen acht mit Trensen, und drei ausserdem mit theilweise reichem Beschlage des Sattelzeugs versehen waren.

Der Versuch, aus der Mitbestattung dieser Thiere eine Altersabstufung der Gräber herzuleiten, hatte bis jetzt keinen anderen Erfolg, als die Feststellung der Thatsache, dass sich allerdings zu karo-

lingischer Zeit keine Thiergräber wenigstens bei Franken mehr nachweisen lassen, und statt der Pferde nur das Pferdezeug, wie es früher schon theilweise üblich war, in manchen Gegenden den Gräbern auch ferner noch beigelegt wurde\*).

Wenn wir aus einem Ueberblick dieser Einzelheiten des Grabbaues und der Bestattungsweise wahrnehmen können, dass sich die Wirkung christlichen Einflusses vorerst auf die Anordnung der Friedhöfe beschränkt, dass gegenüber dem vollkommen heidnischen Charakter der Todtenbestattung, das Kreuz und die anderen christlichen Zeichen der Grabdenkmale das Wesentliche ihrer Bedeutung verlieren, so müssen wir doch in dieser freiwilligen, wenn auch immer noch rein äusserlichen Aufnahme christlicher Symbole das erste sichere Zeugniß einer Alles durchdringenden Umwandlung erkennen.

**Beigelegte Münzen.** Das Eigenthümliche jener Zeit des Uebergangs zu einer neuen Culturentwicklung, der langsame, mit allen Schwierigkeiten umgebene Fortschritt christlicher Erkenntniß erhält die sprechendste Darlegung und Beglaubigung durch jene Grabstätten, die neben jenen Zeichen der Einwirkung eines neuverbreiteten Glaubens noch den ungeschwächten Ausdruck altheidnischer Anschauung kund geben. Dass dieselbe damals sogar bei der romanischen Bevölkerung noch nicht vollständig bewältigt war, bezeugt die Beigabe von Münzen, welche zwar als Prägungen christlicher Kaiser mit dem Kreuze oder der Christusshiffer bezeichnet sind, jedoch offenbar nur in heidnischem Sinne in den Sarkophagen und selbst in dem Munde der Todten niedergelegt wurden. Aus Mangel an Vertrauen auf Christus und seine Verheissungen, wie aus dauernder Furcht vor dem Orcus der Heiden suchte man nach beiden Seiten hin mögliche Sicherung. Dieser von den Römern überkommene Brauch der Beigabe von Münzen ist in vielen bei Trier gefundenen altchristlichen Grabdenkmalen nachgewiesen\*\*). Er war ohne Zweifel seit dem vierten Jahrhundert besonders in den Provinzen des Römerreichs, von welchen das Christenthum zu den Franken gelangte, so allgemein, dass er von denselben als ein wesentlicher Theil der neuen Lehre betrachtet werden konnte, und dass er zu dem Wenigen zählt, was, ihrer Anschauungsweise näher liegend,

\*) Für die ältere Zeit ergibt sich dieser Brauch aus den Gräbern von Ebermergen, Sinsheim und Heidesheim, für die spätere aus den Todtenbäumen von Oberflacht.

\*\*\*) Jahrbücher des Vereins der Alterthumsfreunde im Rheinlande. VII, S. 83 u. 84.

zuerst von dem christlichen Bestattungsbrauche bei ihnen Aufnahme fand. Römische und merovingische Gold- und Silbermünzen sind am Rheine auf den Friedhöfen von Selzen und Oberolm, in Belgien auf jenem von Lède in dem Munde von Todten gefunden, und ungeachtet der Kreuzeszeichen dieser Denare oder Quinare bleibt es unentschieden, ob durch ihre Erscheinung der heidnische Charakter der deutschen Gräber nicht eher eine Mehrung als Minderung erfahren habe.

Wenn wir aber selbst in römischen Sarkophagen nachconstantinischer Zeit neben jenen christlichen Münzen noch Beigaben von Geräthen und einer namhaften Zahl von Gefässen begegnen, von welchen die grossen Glasflaschen keineswegs mit Sicherheit als Behälter geweihten Wassers zu betrachten sind, so darf es nicht wundern, in den deutschen Gräbern zur Zeit der merovingischen Könige neben vereinzelt christlichen Symbolen Beigaben von Speise und Trank und alle Zeugnisse einer sinnlichen Auffassung des zukünftigen Lebens zu finden. Sogar lange nachdem die Bedeutung und Absicht, mit welcher das Heidenthum Waffen und Geräthe in das Grab legte, der Erkenntniss reinerer Lehre weichen musste, blieb von dem Brauche selbst noch vieles festgewurzelt. In manchen Gegenden unseres Landes sind noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts, ja in noch viel neuerer Zeit, Geräthe des Lebensbedarfes den Todten beigelegt worden. Dem Beispiele, welches von Paulus\*) über die Bewohner der Landschaft Baar beigebracht wird, und jenem von Gaisberger\*\*) über das württembergische Oberland bei Riedlingen, wo einer verstorbenen Wöchnerin Pfanne und Nähzeug ins Grab gelegt wird, damit sie ihr Kindlein speisen und kleiden kann, liessen sich viele andere beifügen. Das ganze Mittelalter hindurch reicht bis zu unserer Zeit die Sitte der Mitgabe von reichen Kleidern und Schmuck an theuere Verstorbene, und die Beraubung von Gräbern muss noch zu den Verbrechen unserer Tage gezählt werden.

Einen vorwaltend altnationalen heidnischen Charakter bezeugt aber auch weiterhin die persönliche Ausstattung der Todten, wie sie in allen Einzelheiten einer Vorstellung des künftigen Lebens entspricht, welche sich noch nicht über die zuversichtliche Erwartung einer Fortsetzung der diesseitigen Kämpfe und Strebungen, Freuden und Genüsse erheben konnte.

---

\*) Schriften des Württembergischen Alterthumsvereins. II. Heft, 1852.

\*\*) Vierundzwanzigster Bericht des Museum Francisco Carolinum. Linz 1864.

Um die Fülle dieser bezeichnenden Beigaben aufzunehmen, müssen wir in die Gräber selbst hinabsteigen, und hier, wenn wir die Stein tafeln der Plattenhäuser oder die Erdbedeckung entfernt haben, fesselt uns zunächst der Anblick der Körperreste jenes kräftigen Geschlechts, welches die Macht der Römer vernichtete und den Geschicken des Welttheils eine andere Richtung gab.

**Die Körper der Todten.** Ueberraschen darf es nicht, wenn wir jene Vorstellung einer ungewöhnlichen oder gar riesenhaften Grösse des Volkes, wie sich dieselbe nach den römischen Berichten bildete, nicht bestätigt finden. Auf den zahlreichen alten Friedhöfen des Rhonegebietes ist eine Körpergrösse von 7 Fuss, wie sie der gleichzeitige Sidonius den Burgunden beilegt, nur durch einzelne Erscheinungen bestätigt und keineswegs der allgemeine Typus der Skelete in den burgundischen Plattengräbern. Jene Schilderungen der Römer und Griechen, welche durch die Uebereinstimmung der Beobachtung immerhin ihre grosse Bedeutung haben, können dem unmittelbaren Zeugniß der Gräber gegenüber nur im Allgemeinen die Thatsache verbürgen, dass die nordischen Völker den südlichen an Wuchs und Körperkraft weit überlegen waren, und dass überall, wo die Germanen in Masse auftraten, ihre Erscheinung deshalb einen tiefen und überwältigenden Eindruck hervorrufen musste. Erst in Folge der Völkerwanderung konnte dieses Verhältniss eine bedeutende Ausgleichung erfahren, wie es überhaupt keineswegs in einem riesenhaften Wuchse der Germanen, sondern in der entschieden kleineren und feineren Körperbildung der Italiker und Griechen zu historischer Zeit seine Erklärung finden kann.

Die Körpergrösse der Todten übersteigt im Ganzen nicht diejenige, welche wir heute noch in vielen Theilen unseres Landes als eine durchgängig allgemeine finden. Ein höheres Maass zeigt sich in den alten Gräbern nur in jenen Gegenden häufiger, wo jetzt noch ein stattlicher Wuchs, namentlich auch der Frauen, nicht selten ist. In den Vogesen, der Rheinpfalz bis zum Niederrhein, in Westphalen, in Oberbayern, Schwaben und den deutschen Alpenthälern, begegnen uns heute noch Erscheinungen unter Männern wie Frauen, welche unmittelbar an die alten Schilderungen des Volkes erinnern.

Die Skelete der Gräber aller deutschen Stämme zeigen einen wohlgestalteten kräftigen Bau, und mit verschwindenden Ausnahmen eine Gleichartigkeit, wie sie schon früher bei den alten Germanen beobachtet und heute noch als eine Eigenthümlichkeit unvermischter Völkerschaften von wenig entwickelter Bildung gefunden wird.

Ausserordentliche Körperverhältnisse sind bis jetzt noch nicht aufgefunden, obschon wir wissen, dass sich unter den Franken Männer von ganz bedeutender Grösse fanden, wie der riesige Dienstmann des Herzogs Mummulus, der, wie Gregor erzählt, „2 bis 3 Fuss die längsten Menschen überragte“, und König Karl selbst, der sieben mal, nach dem Berichte Einhard's, die Länge seines Fusses maass. Aber wir erfahren auch von ausnahmsweise kleinen Gestalten, selbst bei Helden und unter den Königsgeschlechtern. Bei den Franken kennen wir Pippin den Kurzen und den späteren Chuono, aus dem salischen Königsgeschlecht, jenen Kurzbold, dessen kühne Thaten in den Liedern des Volkes gepriesen wurden. Die kleine Gestalt eines Bruders des Herulerkönigs Rodulf veranlasst den Spott der langobardischen Königstochter, und in Folge scharfer Gegenrede seinen Mord und die blutige Feindschaft der Völker. Ein Langobarde aus dem königlichen Geschlechte des Godipert muss „als kleines Männlein“ den Taufstein in der Kirche besteigen, um dem Verräther seines Blutsverwandten den rächenden Todesstreich zu versetzen.

So auffallende Verschiedenheiten der Körperbildung müssen immerhin selten gewesen sein; sie zeigen sich nicht in den Gräbern.

Wenn auch aus der ersten Zeit der Entdeckung jener alten Friedhöfe nur flüchtige, nach dem damaligen Stande des wissenschaftlichen Interesses nur ganz allgemeine Beobachtungen über die Beschaffenheit und Grösse der Körper vorliegen, so sind dieselben doch seitdem durch umfassendere und genauere Forschungen ergänzt und bestätigt worden, deren Ergebnisse\*) sich in Folgendem zusammenfassen lassen: Alle Knochen der Glieder und des Rumpfes sind bei den Männern kräftig und wohlgebildet. Die starke Entwicklung der Stirnhöhlenwulste deutet auf eine geräumige, breite Brust. Der Oberarmknochen zeigt vor allen Anderen fast ausnahmslos sehr entwickelte Muskelansätze, also grosse Muskelkraft der Arme, ebenso das Schlüsselbein und Schulterblatt. Gleich verhalten sich die Muskelansätze des Beckens bei den Männern, bei welchen auch die gewöhnlich starke seitliche Zusammendrückung des Schienbeins wie die tiefen Rinnen des Wadenbeins auf starke Entwicklung der Unterschenkelmuskeln hinweisen.

---

\*) Wir geben dieselben nach der gefälligen Mittheilung des Herrn Obermedicinalrath Dr. Herm. v. Hölder, eines um die Untersuchung der Körperreste unserer vorzeitlichen Gräber höchst verdienten Forschers, dessen kenntnissreicher Sammeleifer das betreffende Material in Bezug auf Württemberg in einer Fülle und Vielseitigkeit zu vereinigen wusste, wie sie bis jetzt keine gleichartige Sammlung eines anderen Gebiets aufzuweisen vermag.

Was die Grösse der Körper betrifft, so ergab die genaue Vermessung von 46 gut erhaltenen Skeleten aus einem fränkischen und sechs alamannischen Gräberfeldern sehr interessante und wichtige That- sachen. Von diesen Skeleten waren 29 Männer und 17 Frauen. Aus fränkischem Gebiete stammten davon sieben Männer, von welchen fünf eine Körpergrösse zwischen 181 und 194 cm hatten \*). Das Maximum betrug 198,3 cm, das Mittel 180,3 cm, und das Minimum 174 cm. Aus alamannischen Friedhöfen stammen 22 Männer und 17 Frauen. Von den letzteren fallen zwischen 140 und 150 cm eine, zwischen 160 und 170 cm zehn, zwischen 171 und 185 cm sechs; Maximum des weiblichen Skelets = 185,4 cm, Minimum = 147,8 cm, Mittel = 169 cm, eine für Frauen sehr ansehnliche Körpergrösse. Von den Männern fallen vier unter 170 cm, drei zwischen 170 und 180 cm, zwölf zwischen 181 und 190 cm; von den drei übrigen messen zwei 196 und einer 199,2 cm\*\*).

Mit diesen sorgfältig erhobenen Maassen stimmen im Ganzen auch die früheren Beobachtungen und anderweitigen Messungen auf den verschiedensten fränkischen und alamannischen Friedhöfen insofern vollkommen überein, als dieselben den Männern eine durchschnittliche Grösse von 6 Fuss und den Frauen von 5 Fuss zuteilen, welche sich jedoch in einzelnen Gegenden nicht gerade selten jener der Männer nähert.

Ihre wichtigste Bestätigung findet diese Gleichartigkeit des Körperbaues der einzelnen deutschen Stämme in der Uebereinstimmung der Schädelbildung.

Schon vor 40 Jahren bei der Ausgrabung des fränkischen Todtenfeldes bei Selzen musste die Verwandtschaft der dort erhobenen Schädel mit jenen der Nordendorfer und Fridolfinger Gräber auffallen, welche in München den Gegenstand einer lebhaften wissenschaftlichen Controverse bildeten. In den Berichten über die Friedhöfe wollte man gerade an den Schädeln die Merkmale der verschiedensten Völker-

---

\*) Die Zahlen sind nach den von Orfila gegebenen Tabellen bestimmt, welche auf genaue Messungen an Körpern Erwachsener gegründet sind und die beiden Geschlechter gesondert halten. Die sich ergebenden Werthe bieten gute Anhaltspunkte zu annähernder Bestimmung der mittleren Körpergrösse, welche mit der Länge der Extremitätsknochen in genauer Beziehung steht. Wenn die nach diesen Tabellen gewonnenen Maasse auch nicht für vollkommen exact gelten können, so sind sie doch eher zu klein als zu gross. Die Resultate der Vermessung nach dem Carus'schen Modul bieten nur unwesentliche Verschiedenheiten.

\*\*\*) Zur Vergleichung mit der Körpergrösse der gegenwärtigen Bevölkerung des Landes bemerkt Dr. v. Hölder, dass das württembergische Militärmaass 157,5 cm beträgt, und dieses Maass und darüber von 89 Proc. erreicht wird. Die mittlere Grösse der Reerutirungspflichtigen ist = 166 cm; das Maximum (aus dem Algäu) 188,9 cm.

stämme wahrnehmen, während wir bei jenen von Selzen\*), wie bei den gleichartigen alamannischen und bayerischen die Züge germanischen Charakters hervorhoben, welchen damals mein Bruder, auf die Grundlage der von den Cranien gegebenen Verhältnisse, in Fig. 44 nach seiner vollen äusseren Erscheinung darzustellen versuchte\*\*).

Fig. 44.



Seitdem ist die Frage der sogenannten Reihengräber vollständig gelöst, und wir wissen nun mit vollster Sicherheit aus zahlreichen Untersuchungen\*\*\*), dass die fränkischen Gräber am Rhein und Main, an der Maass und Schelde, Seine und Marne, die alamannischen am Oberrhein und der Donau, die bayerischen an der Salzach und Würm, die burgundischen an der Saône und dem Genfersee, wie die angelsächsischen an der Themse, dem Trent und Avon überall dieselben Schädelformen ergeben, welche so unverkennbar alle Merkmale eines gemeinsamen bestimmt ausgesprochenen Typus kundgeben, dass derselbe zunächst von Ecker als der „Reihengräberschädel“ und dann von Hölder als der germanische Schädel bezeichnet werden konnte. Wir geben ein Bild derselben nach den Beobachtungen dieser ausgezeichneten Forscher mit Ausschluss der craniologischen Maasse in Folgendem:

Der Schädel ist langgestreckt und schmal (dolichocephal), die Stirn hoch, schmal (selten nieder), wenig zurückliegend. Der Augenbrauenbogen bei den Männern meist kräftig entwickelt. Oberer Rand der Augenhöhlen horizontal, der untere nicht, daher die Augenhöhlen in der äusseren Hälfte weiter als in der inneren. Die Wangenplatte des Jochbeins flach, senkrecht stehend, nicht schief nach unten und aussen gerichtet. Nasenwurzel tief eingeschnitten. Nasenöffnung hochschmal, mit starkem Nasenstachel. Boden der Nasenöffnung tief, schmal, doppelt gewölbt. Kieferrichtung nur wenig zum Prognathismus

\*) Das germanische Todtenlager. pag. 11 und 12.

\*\*) Wilhelm Lindenschmit, Die Räthsel der Vorwelt, S. 24. Mainz 1846.

\*\*\*) A. Ecker, *Crania Germaniae Meridionalis occidentalis*, mit 38 Tafeln. 1865.

Beiträge zur Ethnographie von Württemberg, von Dr. H. v. Hölder. Archiv für Anthropologie. II. Bd.

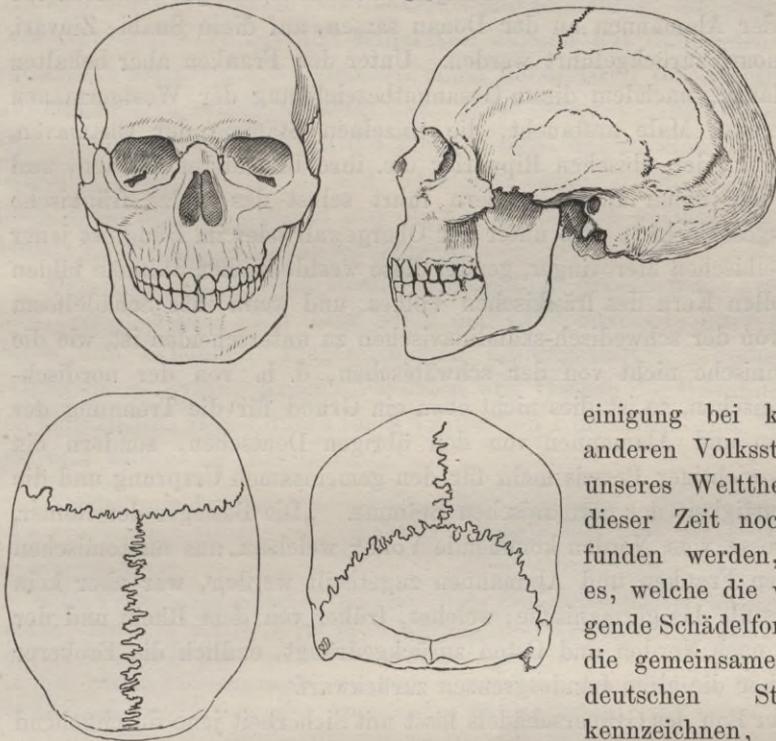
Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen, von Dr. H. v. Hölder, mit 1 Karte und 6 Tafeln.

Bulletins de la société d'anthropologie de Paris.

Davis and Thurnham. *Crania Britannica*.

neigend. Besonders charakteristisch ist das weit heraus gezogene, vom Scheitel abgesetzte Hinterhaupt. Von der Schläfenlinie an fallen die platten Schläfen ziemlich senkrecht ab, so dass der Schädel, von hinten gesehen, als ein schmales, hohes Fünfeck erscheint.

Diese Merkmale, die in ihrer durchgehend gleichmässigen Ver-  
Fig. 45.



einigung bei keinem anderen Volksstamme unseres Welttheils in dieser Zeit noch gefunden werden, sind es, welche die vorliegende Schädelform als die gemeinsame aller deutschen Stämme kennzeichnen, und

zwar noch ein halbes Jahrtausend nach dem ersten Eintreten derselben in die Geschichte, zu einer Zeit, in welcher die Vermischung mit fremden Volkselementen noch nicht jene Wirkungen äussern konnte, welche später in immer wachsender Bedeutung auch ihren Einfluss auf die Veränderung der Schädelbildung kundgeben mussten.

Wenn sich deshalb jene altnationale Schädelform bis jetzt nur in wenigen Gegenden unseres Landes erhalten konnte, so findet sich dieselbe noch in ihrem ursprünglichen Charakter im südlichen und mittleren Schweden, eine Thatsache von unverkennbarer Wichtigkeit für die Beurtheilung der alten Völkerverhältnisse.

Nicht dass sie den Versuch rechtfertigte, Franken und Alamannen deshalb ohne Weiteres den skandinavischen Stämmen beizuzählen und sie als eingedrungene Eroberer von ihren Nachbarn im Süden und

Westen zu trennen, weil ein Theil der Alamannen aus dem Norden kam und das Land Maurungania, der zeitweilige Sitz der Franken, an der unteren Elbe lag. Die überaus grosse, ja unerschöpfliche Volksmenge namentlich der westlichen Alamannen, welche fortdauernd die schwersten Kämpfe mit den Römern zu bestehen hatten, kann niemals auf diese niederdeutschen Juthungen (*Alamannorum pars*), welche zur Seite der Alamannen an der Donau sassen, auf diese Suabi, Ziuvari, Teutonoari zurückgeführt werden. Unter den Franken aber behalten noch lange, nachdem diese Gesamtbezeichnung der Westgermanen zum ersten Male auftaucht, die einzelnen Stämme der Chamaven, Bructerer, der ubischen Ripuarier etc. ihre besonderen Namen, und jenen der Salier und Sigamben führt selbst das stolze fränkische Königsgeschlecht\*). Ob unter der Obergewalt oder im Bündniss jener niederelbischen Merovinger, genug, diese westdeutschen Stämme bilden den vollen Kern des fränkischen Volkes, und wenn ihre Schädelform nicht von der schwedisch-skandinavischen zu unterscheiden ist, wie die alamannische nicht von der schwäbischen, d. h. von der nordisch-juthungischen, so ist dies nicht etwa ein Grund für die Trennung der Franken und Alamannen von den übrigen Deutschen, sondern ein höchst wichtiger Beweis mehr für den gemeinsamen Ursprung und die Gleichartigkeit der germanischen Stämme. „Die Besieger der Römer, das grosse vom Norden kommende Volk,“ welchem aus anatomischen Gründen Franken und Alamannen zugetheilt werden, war aber kein anderes als das germanische, welches, früher von dem Rhein und der Donau nach Norden und Osten zurückgedrängt, endlich die Eroberer weit über die alten Landesgrenzen zurückwarf.

Der Bau des Gräberschädels lässt mit Sicherheit jene durchgehend wohlgeformte Gesichtsbildung des Volkes erkennen, welche den Südländern ungeachtet ihrer tiefen, durch die Furcht erzeugten Abneigung nichts weniger als unangenehm oder abstossend erschien. Römische wie griechische Ueberlieferungen bestätigen diesen Eindruck und die Gleichartigkeit der ihn bestimmenden Eigenheiten bei allen Stämmen.

---

\*) Die römischen Zeitgenossen mussten dies Verhältniss kennen. Venantius Fortunatus redet den König Charibert an: „Cum sis progenitus clara de gente Sygamber“, und Bischof Remigius bei der Taufe Clodovech's ruft demselben zu: „Mitis depono colla Sigamber, adora quod incendisti, incende quod adorasti.“ Unter der ganzen „gens incluta Francorum“ (Einleitung zur *lex salica*) hat keines der Völker Anspruch auf höheren und älteren Ruhm, als die rheinischen Sigamben, und Grimm (*Gesch. d. deutsch. Sprache*) weist darauf hin, dass die Namen der edelsten Gestalten des fränkischen Epos Sigi, Sigmund, Sigfrid unmittelbar an jenen der Sigamben anklängen.

Gothen, Sachsen wie Langobarden, Franken und Alamannen war gemeinsam die weisse Haut und blühende Gesichtsfarbe, das gelbe Haar und blaue Augen. Bei allen findet sich die Eigenthümlichkeit der alten Germanen Zug für Zug in aller Frische erhalten. Uebereinstimmend ergibt auch der ganze Körperbau, wie er in den Gräbern vorliegt, die Merkmale einer Muskelbildung, die nach der Lebensweise des Volkes und seiner von Jugend auf dauernden Ausbildung zu kriegerischen Uebungen einen hohen Grad von Stärke und Gewandtheit zu erlangen fähig war. Dass dieser Vorzug Gemeingut aller Stämme war, bezeugen die gleichzeitigen Nachrichten über ihre Leibesbeschaffenheit, Kraft und Schönheit, Eigenschaften, welche zugleich auch das Selbstgefühl und die stolze Haltung erklären, welche damals noch unser Volk auszeichneten.

Den herabgekommenen Romanen gegenüber erkennen die Franken die Ueberlegenheit, auch ihrer edlen und vollkommenen, durch lichte Farbe und Schönheit ausgezeichneten Leibesgestalt\*). Selbst als Gefangene in Byzanz erregen Vandalen und Gothen die Bewunderung des kaiserlichen Hofes durch ihren kraftvollen Körperbau, ihre Schönheit und würdevolle Erscheinung.

(„Vandali oris dignitate praestantes“. „Gothorum agmen corporis forma ac mole praestantium miratus est Justinianus“. Procop bell. Goth. III. I. \*\*).

\*) Im Prolog zum salischen Gesetze: „Gens Francorum incluta, auctore deo condita, fortis in armis, firma pacis foedere, profunda in consilio, corpore nobilis et incolumis, candore et forma egregia, audax, velox et aspera“. Die drei letzten Bezeichnungen entsprechen auffallend den ständigen Epithetis, welche noch unser nationales Epos seinen Helden beilegt: die degen küene und balt, die snellen degene, die grimme küene man.

\*\*) Die neueren Culturhistoriker wissen freilich besser das Aeussere des gothischen Volkes zu beurtheilen. Wenn H. Rückert „Culturgeschichte des deutschen Volkes S. 29“ bei den Gothen „grobe Gesichter“, und bei dem Waffenträger des grossen Theodorich nur eine „derbe, plumpe Gestalt“ voraussetzen kann, so ist dies lediglich aus der Absicht zu erklären, den gezwungenen Gegensatz der katholischen Franken und der arianischen Gothen zum Nachtheile der letzteren zu verschärfen. Weder das eine noch das andere der christlichen Bekenntnisse konnte auf das Aeussere oder die körperliche Ausbildung der Krieger beider Völker einen Einfluss äussern, und die mit den katholischen Romanen pactirte welthistorische Schöpfung Chlodowech's bot, so viel man darüber sagen mag, keine grössere Bürgschaft für ihre Dauer, als das Reich der arianischen Westgothen. Sie würde gleich dieser von den Arabern vernichtet worden sein, hätten nicht die immer noch halbheidnischen deutschen Völker Rettung gebracht. „Sic gens Austriae membrorum praeminentia valida, et gens Germana corde et corpore praestantissima, quasi in icu oculi, manu ferrea et pectore arduo, Arabes extinxerunt.“ Aus alt. Quellen Rodericus in hist. Arab. 3. 14.

Was aber Procopios von den Gothen berichtet, gilt in gleichem Maasse für alle übrigen deutschen Stämme. Weit berühmt war insbesondere die Schönheit der Sachsen. „Nicht Angeln, nein Engel!“ (non angli, sed angeli) rief der Stadtpräfect von Rom, als er sächsische Knaben dort auf dem Sklavenmarkte erblickte, deren gelocktes goldenes Haar und klares Angesicht ihm als ein Bild leuchtender Himmelsboten erschien. Als er Papst Gregor I. geworden, war es seine Sorge, Knaben aus England kommen zu lassen, um ihre edlen Gestalten für den Gottesdienst zu gewinnen. Wo immer zu dieser Zeit der Sachsen gedacht wird, geschieht es nicht ohne Erwähnung des günstigen Eindrucks ihrer Erscheinung.

Bischof Tillo, den aus einer Zahl sächsischer Gefangenen der heilige Eligius losgekauft und zum Gehülfen seiner Kunstarbeiten herangebildet hatte, war von sehr schönem Angesicht (pulcherima facie).

Balthildis\*), die spätere Gemahlin Chlodowech's II., in gleicher Weise über das Meer an die Franken verkauft, war, als vom Geschlechte der Sachsen, von angenehmer und feiner Leibesgestalt, schön anzusehen, freundlich in ihren Mienen, und würdig in ihrem Gang.“ Selbst die Franken bewunderten der Sachsen kraftvollen Leib und ihr langes, über den Nacken wallendes Haar. (Widuchind I.)

Ein völlig gleichartiges Bild gewinnen wir durch Paulus Diaconus von den Langobarden. Wie er uns den edlen Wuchs, das hellgelbe Haar, das röthliche und schöne Antlitz Authari's\*\*), die schlanke, ringfertige Gestalt Albuin's\*\*\*), den gewaltigen Körperbau Grimuald's†) schildert, was er uns von der Stärke Kuninkperth's erzählt, welcher Widder von besonderer Grösse, die im Königspalaste gehalten wurden, mit ausgestreckten Armen an ihrer Wolle in die Höhe hob ††), und von jener Amalong's und Ahistulf's †††), welche durchbohrte Feinde mit dem Speer emporhoben, trägt Alles das Merkmal sicherer und bestimmter Ueberlieferung. Es erhält seine Bestätigung durch die übereinstimmende Schilderung der Franken und dem, was uns Libanius und Sidonius Apollinarius von ihrer Körperbildung, Kraft und Gewandtheit in den altgermanischen Uebungen des Wurfs und Sprungs

---

\*) Vita St. Balthildis † 680. (Der Reim: „In Sachsen, wo die schönen Mädchen wachsen,“ ist heute noch im Munde unseres Volkes).

\*\*) Paul. Diacon. hist. Longob.: III, 30. \*\*\*) II, 28. †) V, 33. ††) V, 40. †††) V, 10. VI, 35.

berichten\*). Besonders auffallend aber muss den Römern die Grösse der Burgunden und Alamannen erschienen sein. Sidonius Apollinarius giebt den ersteren eine Höhe von sieben Fuss, und schon Ammianus Marcellinus bezeichnet die Alamannen als kraftvoll und ungemein hoch gewachsen\*\*). Der Alamanne Droctulf erhält bei den Longobarden die Herzogswürde zum Theil seiner „trefflichen Gestalt“ wegen, und selbst seine, ihm von den Bürgern Ravennas gewidmete Grabinschrift gedenkt seines ausdrucksvollen Aeussern\*\*\*). Die nationalen Züge weiblicher Schönheit dagegen giebt uns Ausonius in seinen Gedichten auf das alamannische Mädchen Bissula, welche aus den Kriegen Valentinian's als Gefangene in seinen Besitz gelangt war. Er schildert sie mit den bezeichnenden Versen:

„Zur Latinerin zwar nun geworden, doch deutsch noch von Antlitz,  
Himmelblau noch ihr Aug', golden ihr röthliches Haar“

und:

„Mische doch Maler, wohlan die purpurne Ros' und die Lilie,  
Und mit der duftigen Farbe davon dann male dies Antlitz.“

Ausonius Edyllia 7.

Alle diese Schilderungen der äusseren Erscheinung der deutschen Völker vom vierten bis zum siebenten Jahrhundert bieten die gemeinsamen und bestimmten Kennzeichen eines und desselben grossen Stammes, und wir dürfen in dieser Gleichartigkeit der körperlichen Eigenschaften, welche durch andauernde Pflege und Uebung in eben so gleichmässiger Weise erhöht und gesteigert wurden, recht wohl die naturgemässe Grundlage erkennen, aus welcher jene hervorragenden Einzelbildungen sich entwickeln konnten, welche als höchste und vollkommenste Darstellung des Stammcharakters uns in den Helden gestalten dieser Zeit, von der Sage und dem Epos wie von der Geschichte selbst vorgeführt werden.

Alle tragen die Züge desselben Geschlechts von dem mythenhaften Sigfrid und Beowulf bis zu den burgundischen und langobardischen Heerkönigen und dem Heldenkreise des grossen Karl.

\*) „procera membra virum. — exussisse citas vastum per inane bipennes et plagae praescisse locum — — — intortas praecedere saltibus hastas inque hostem venisse prius“. Sidon. Apoll. Panegyria. Majoriano dictus.

„Constantius (Francos) legionibus suis miscuit, turres quasdam iis admiscere ratus: adeo multos alios unus ex illis aequiparare existimabatur.“ Libanius in Oratione II, in Juliani necem. c. 32.

\*\*\*) „Alamanni robusti grandissimis corporibus freti.“ Ammian. Marcell. XVI, 12.

\*\*\*\*) Paul. Diac. hist. Longobard. III, 18. 19.

Dass diese früher dem gesammten Volke gemeinsamen körperlichen Merkmale in ihrem ursprünglichen Charakter jetzt nur noch in einzelnen Landestheilen erhalten sind, in den meisten sich immer mehr verwischen und verlieren, ist eine Thatsache, für welche die verschiedensten Erklärungen versucht wurden. Man hat dabei jedoch ausser Acht gelassen, dass diese Veränderung des nationalen Typus schon im 16. Jahrhundert in einem Grade vorgeschritten war, welcher den Contrast der damals erst bekannt gewordenen Schilderung des Tacitus auffallend genug den Gelehrten jener Zeit bemerkbar machte.

Nach dem Zeugnisse derselben waren jene den alten Germanen zugetheilten Merkmale der Körperbildung allerdings in Deutschland immer noch viel zahlreicher vertreten, als in allen übrigen Ländern, aber in ganzen Gegenden bereits der kleinere Wuchs und das dunkle Haar vorherrschend geworden. Auf diese schon mehr als 200 Jahre alte wichtige Beobachtung hat in neuester Zeit Dr. v. Hölder wieder hingewiesen und zugleich die erste umfassende Zusammenstellung aller der Thatsachen gegeben, welche als die naturgemässen Ursachen einer allmäligen körperlichen Umbildung zu betrachten sind, die gerade in den Gegenden, welche diese Veränderung am bemerklichsten kundgeben, auch ihre bestimmte historische Erklärung finden. Unter diesen Ursachen sind einige sogar auf Ereignisse und Verhältnisse weit in die vorhistorische Zeit zurückzuführen, welche lange vor der ersten Berührung mit den Römern, nach dem Zeugnisse der Grabhügel, eine Verschiedenheit der Körperbildung der mitteleuropäischen Völker hervorrufen mussten, jedoch an diesem Orte bei Betrachtung der geschichtlichen Verhältnisse um so mehr ausser Betracht bleiben können, da die als Germanen bezeichneten Stämme sich der Einwirkung dieser Verhältnisse bis dahin in jeder Weise entzogen hatten.

Die von den Historikern bezeugte gleichmässige, mit allen Kennzeichen eines Rassecharakters geschilderte Erscheinung der Germanen unterlag einer Veränderung nur durch die Mischung mit fremden Völkerelementen, anfangs ausschliesslich bei der Menge der Unfreien, vorzugsweise durch die unterworfenen Bewohner der ehemals römischen Provinzen und der slavisch gewordenen Landestheile, weniger, aber doch nicht gerade unbedeutend, durch die zahlreichen Gefangenen der auswärtigen Kriege, und den durch das Christenthum keineswegs aufgehobenen Sklavenhandel.

Die Wirkung dieser Verhältnisse konnte allerdings weder eine rasche noch umfassende sein, da sie die freien Eingeborenen, das eigentliche Volk nicht berührten, und auch nicht bei allen Stämmen sich in gleicher Weise geltend machen konnte. Die Vermischung mit Romanen beschränkte sich im Wesentlichen auf die Länder jenseits des Rheins und der Donau, und selbst jene mit den über die Elbe vorgedrungenen Slaven blieb ohne Einfluss auf die Mitte des Landes, wo der Kern der Nation seine Sitze behauptet oder dieselben nach Westen weiter ausgebreitet hatte. Wenn auch hier sowohl durch diese Ausdehnung selbst als in Folge der fortwährenden inneren Kriege der merovingischen und karolingischen Könige, wiederholt eine empfindliche Abnahme der freien wehrhaften Bevölkerung eintrat, welche die zeitweise erfolgreichen Angriffe unserer nördlichen und östlichen Nachbarn möglich machte, so bewährte doch unser Land seine alte Eigenschaft als „vagina gentium“, jene den Südländern auffallende Fruchtbarkeit an Männern, und bald war wieder die Kraft gewonnen, die sonst überall siegreichen Normannen sowohl als die Magyaren nachdrücklich zurückzuweisen und die eingedrungenen Slaven zu unterwerfen.

Allein ungeachtet dieser noch oftmals wiederkehrenden Beweise der Reproduktionskraft des germanischen Elementes musste im Verlaufe des Mittelalters der Einfluss der aufgenommenen fremden Bestandtheile eine immer

wachsende Bedeutung erhalten, zumal derjenige Theil des Volkes, welcher früher eine strenge Abgeschlossenheit von jeder Verbindung mit Fremden bewahrte, dieselbe längst aufgegeben hatte. Immerhin jedoch musste bis in das 15. und 16. Jahrhundert hin bei der gesammten deutschen Volksmenge der altgermanische Typus noch sehr reichlich vertreten geblieben sein. Wir dürfen dies nicht allein aus den unverfänglichen Aeusserungen der Fremden und einer Reihe geschichtlicher Einzelheiten erkennen, sondern vor Allem auch darin, dass unsere heimische Dichtung ihre Schilderungen von Jugend und Schönheit nur mit denselben altnationalen Zügen giebt, wie auch die Malerei dieser Zeit, welche in unbefangener Weise eine unbedingt glaubwürdige Darstellung des gesammten damaligen Lebens gewährt.

In Verbindung mit der äusseren Erscheinung des Volkes sehen wir auch bis dahin, ungeachtet der durchgehenden Umbildung aller Verhältnisse, die selbstbewusste Haltung und körperliche Kraft des wehrhaften Volkes noch ungebrochen. Die Kriege der Schweizer und Ditmarsen hatten nicht allein die erloschene Erinnerung an die Urfreiheit des Bodens, sondern auch die altnationale Kampfweise, die vorwiegende Bedeutung eines kraftvollen Fussvolkes wieder zur Geltung gebracht und damit die Anregung für die Entwicklung unseres neueren Heerwesens gegeben. Trotz der Ausbildung der Schutz Waffen, der Erfindung des Feuergewehrs und der hiermit einseitiger gewordenen kriegerischen Uebungen hatte sich selbst bis in das 16. Jahrhundert ein bedeutender Rest derselben unter allen Ständen erhalten, und Wettkämpfe in Aeusserungen von Kraft und Gewandtheit bildeten den wesentlichen Theil der Festfreude bei jeder grösseren Versammlung. Anders freilich seit der Mitté des 17. Jahrhunderts und dem grossen deutschen Kriege, welcher, fluchwürdig in seinen wirklichen wie scheinbaren Motiven, der Lebenskraft des Volkes die gefährlichste Wunde schlug. Die Folgen dieser verhängnissvollen Zeit, in welcher länger als jemals zuvor, ein ganzes Menschenalter hindurch feindliche Heeresmassen sich auf dem Boden Deutschlands behaupten konnten, sind theilweise heute noch erkennbar. Ausser dem Verluste an moralischer Kraft zu einer Wiedervereinigung der nationalen Machtfülle, ergaben sie zunächst eine durch Schwert, Hunger und Krankheit stellenweise bis zur Unerstlichkeit gesteigerte Abnahme der heimischen Bevölkerung, wie es die zahllosen Wüstungen zerstörter Dörfer in dem Herzen der alten Stammsitze bezeugen.

Von da ab verschwindet die selbstbewusste Haltung des Volkes den Fremden gegenüber, die sich mit einem früher nicht gekannten Gefühl der Ueberlegenheit und Zuversicht sesshaft und geltend zu machen wissen. Es beginnt in reissendem Fortgang die Verbreitung fremder Sitte, fremder Sprache und fremder Namen, eine rascher zunehmende Mischung des Volkes, eine durchgehende Aenderung seiner Lebensweise und mit allem diesem auch eine Wandelung seiner körperlichen Erscheinung.

Vergleichen wir die letztere mit jener der karolingischen und merovingischen Zeit, so kann es nicht überraschen, dass nach so bedeutender Umgestaltung der Lebensverhältnisse während eines Jahrtausends, vor Allem aber nach einer so durchgreifenden Mischung der Volksmasse mit fremden Bestandtheilen, der germanische Typus wesentliche Einbussen erleiden musste.

Der weitere Verlauf und das endliche Resultat dieses Mischungsverhältnisses ist jedoch keineswegs mit Sicherheit vorherzubestimmen und noch nicht constatirt, ob die Brachycephalie zu unserer Zeit im Vergleich mit den letzten zwei Jahrhunderten im Vorschreiten oder eher im Zurückweichen begriffen ist. Zudem ist es eine beachtenswerthe Thatsache, dass die blonden Brachycephalen

immer noch zahlreiche Eigenschaften des germanischen Schädels zeigen, und für die zähe Widerstandskraft des einheimischen Elements in einzelnen Merkmalen zeugt wohl die schwer zu erklärende Erscheinung, dass die minder dauernden Bestandtheile des Körpers, die Farbe der Augen und Haare, sogar eine umfassende Wandelung der festen und scheinbar constanteren Knochenbildung überdauern konnten. Das blaue Auge und blonde Haar, welche ursprünglich an die dolichocephale Kopfbildung gebunden scheinen, sind allerdings keine absolute Eigenthümlichkeiten derselben geblieben. Gewiss aber ist, dass das blonde Haar, wenn auch später in dunklere Färbung übergehend, bei der Jugend wenigstens, und zwar selbst in Gegenden einer stark gemischten Bevölkerung vorwaltet, und dass die „Kinder mit dem Greisenhaar“, wie die Römer die weissblonden Knaben der Kimbern bezeichneten, heute noch in Deutschland die vorwiegende Mehrzahl bilden.

**Die Ausstattung der Todten.** Nächst den Körperresten selbst gewährt ihre Ausstattung einen überaus anziehenden und eigenthümlichen Anblick. Wir sehen die Männer in voller Waffenrüstung, die Frauen in festlichem Schmuck, und vermögen aus der Lage der Spangen und Schnallen, aus den Spuren der Gewandstoffe, welche an ihrem Roste haften, sogar eine Vorstellung von der Art ihrer Bekleidung, eine Anschauung der gesammten äusseren Erscheinung der einzelnen Gestalten zu gewinnen.

Unter der Fülle der mannichfaltigen Gegenstände, welche diese Ausstattung der Todten bilden, stellen wir die Waffen voran, sowohl im Allgemeinen wegen ihrer Wichtigkeit für eine Zeit, in welcher ihnen der Schutz von Recht, Ehre und Eigenthum selbst durch die Bestimmung der Gesetze zugewiesen war\*), als auch deshalb, weil sie die wichtigsten, nirgends fehlenden Beigaben der Männergräber sind und nach ihrer Zahl und Form ein leicht erkennbares Unterscheidungsmerkmal von den Grabalterthümern früherer und späterer Zeit gewähren.

### D i e W a f f e n .

Ein Ueberblick des gesammten Vorrathes an Waffen lässt uns nicht allein ihre grosse Menge und Mannichfaltigkeit erkennen, er be-

---

\*) Bei Beschuldigungen schwerer Vergehen, Ehrenkränkungen und Besitzfragen verschiedenster Art war die Entscheidung durch den gerichtlichen Zweikampf (*chamvic* des bajuvarischen Gesetzes) bestimmt oder gestattet, welcher bei Alamannen, Burgunden und Baiern mit dem Schwerte (*tracta spatia*); bei den Langobarden mit Kolben und Schild (*cum scutis et fustibus*) ausgefochten wurde.

lehrt uns zugleich über jene umfassende Entwicklung technischer Hilfsmittel, welche aus einer vier Jahrhunderte währenden Berührung mit den Römern hervorgehen musste und die es den germanischen Völkern möglich machte, den Nachtheil unzureichender Bewaffnung, soweit es erforderlich war, vollkommen auszugleichen. Vorzugsweise kennbar zeigt sich dies bei den Angriffswaffen im Vergleiche zu früheren Zeiten, in welcher dieselben, der Mehrzahl nach von ganz primitiver Beschaffenheit, nicht geeignet waren, dem energischen Widerstand gegen den Landesfeind eine entsprechende Unterstützung zu gewähren, und bei der entschiedenen Neigung des Volkes für den Kampf in der Nähe oft die verderblichsten Folgen veranlassen mussten.

Zu merovingischer Zeit ist die Metallwaffe nicht mehr eine seltenere Erscheinung und ein Kennzeichen des Ranges und Reichthums ihres Besitzers, sie ist Gemeingut des ganzen wehrhaften Volkes. Zu den vielseitig ausgebildeten Speer- und Axtformen tritt jetzt erst auch das Schwert nach seinem Zahlenverhältniss in eine immer bedeutendere Stellung bei der allgemeinen Bewaffnung.

Alle Waffen bestehen aus Eisen oder Stahl. Wenn Lanzen und Schwertklingen aus Bronze\*), Aexte, Messer und Pfeilspitzen aus Stein\*\*) in fränkischen und burgundischen Gräbern dieser Zeit gefunden wurden, so sind diese Thatsachen im Allgemeinen nur als seltene Ausnahmefälle zu betrachten, andererseits aber immerhin bemerkenswerth als Beweise eines langedauernden Gebrauchs von Waffen älterer Art selbst neben einer vorgeschrittenen Kenntniss der Bearbeitung des Eisens und als sprechendes Zeugniss gegen eine scharfe zeitliche Abgrenzung der Stein-, Erz- und Eisengeräthe.

Ungeachtet der leichteren Zerstörbarkeit des Metalls durch Oxydation finden sich die Eisenwaffen unserer Gräberfunde überall da, wo nicht besonders ungünstige Bodenverhältnisse einwirkten, im Ganzen so wohl erhalten, dass namentlich die Aexte oft zu erneutem Ge-

---

\*) Lanzenspitzen von Bronze fanden sich in einem fränkischen Grabe bei Verdun. (Thesaur. sepuleral. Virodunensis. Museum Schoepfli); ferner bei Fridolfing. (Berichte von Sedlmaier) und sogar bei einem Todtenbaume von Oberflacht in dem Grabe Nr. 31. Die Angabe über den Fund eines Erzschwertes in den fränkischen Gräbern bei Bessungen von Leiss muss auf einem Irrthum beruhen, da keine weitere Auskunft über dasselbe zu erhalten ist.

\*\*) Ein Messer aus Feuerstein in einem der Gräber von Oberolm., Aexte und Pfeilspitzen in den burgundischen Gräbern des Waadtlandes und in dem fränkischen Friedhofe von Spontin in Belgien. Eine kleine Axt in einem Todtenbaume von Oberflacht. Wir werden bei den einzelnen Waffen auf diese Funde zurückkommen.

brauche hergerichtet; oder zu anderen Geräthen umgeschmiedet werden. Aber auch die durch Rost zerstörten Theile der einzelnen Fundstücke finden ihre Erklärung und Ergänzung durch die besser erhaltenen Einzelheiten, welche aus der Menge identischer Stücke aller Formen und Arten zu gewinnen sind.

Ein erster Versuch, die zahlreichen Waffenformen innerhalb der einzelnen Arten genauer abzuthemen, erscheint schon deshalb gerechtfertigt, weil damit manche bezeichnende Eigenthümlichkeit, manche Ueberlieferung ältester Vorzeit erkennbar werden kann. Eine solche begegnet uns schon, wenn wir zunächst im Allgemeinen die eigentlichen Handwaffen von den ferntreffenden Wurf- und Schusswaffen unterscheiden wollen. Es ist die Thatsache, dass wir in so ausschliesslicher Weise einerseits nur das Schwert, andererseits die Schleuder und den Bogen einander gegenüberstellen können.

Alle übrigen Waffen, nicht nur der Speer, sondern auch das Beil, der Kolben und das Messer dienten in höchst alterthümlicher Weise sowohl zum Wurf als zu Hieb und Stoss. Es ergibt sich demnach die Aufgabe, unter diesen Waffenarten diejenigen Formen aufzufinden, welche vorzugsweise zu diesem doppelten Gebrauche bestimmt und geeignet waren, wie es auch weiterhin im Allgemeinen bei dieser Uebersicht des Waffenvorrathes versucht werden muss, die ursprünglich nationalen oder früher schon national gewordenen Formen von den zu jener Zeit aus der Fremde aufgenommenen zu unterscheiden.

Wir betrachten zuerst diejenigen Jagd- und Kriegsgeräte, welche theilweise noch in ihrer ursprünglichen Einfachheit bis in die merovingische Zeit erhalten blieben.

### 1. Die eigentlichen Fernwaffen. Die Schleuder.

Die Schleuder können wir hier nur berühren, da sie nicht mit Sicherheit unter den Gräberfunden nachzuweisen ist. Wir dürfen nicht erwarten, irgend bestimmbare Reste jener vergänglichen Stoffe, aus welchen dieses Wurfzeug gebildet war, Thiersehnen, Binsengeflechte und Leder, aufzufinden, und ebenso begreiflich ist es, dass bei den oft zu eilig und mangelhaft beaufsichtigten Untersuchungen der alten Gräber keine besondere Achtsamkeit jenen unscheinbaren Steinen zu Theil wurde, welche ihrer Form und Grösse nach etwa als Schleudersteine erkennbar gewesen wären. Es ist zwar bei den

Todtenbäumen von Oberflacht in dem Schutte über einem Grabe und nicht in demselben, ein runder, auf zwei Seiten abgeplatteter Stein gefunden worden, welcher als Schleuderstein bezeichnet wird\*), aber bei einem Querdurchmesser von 3 Zoll doch ein Gewicht haben muss, welches diese Bestimmung in Zweifel stellt. Eher möchte ein eiförmiger Stein des Mainzer Museums seiner Form oder Grösse nach zum Gebrauche der Schleuder sorgfältig ausgewählt, vielleicht auch nachhelfend zugeschliffen sein. Die grosse Axe der Ellipse beträgt 4, die kleine  $3\frac{1}{2}$  cm, der Querdurchmesser  $2\frac{1}{2}$  cm. Er wurde einem sorgfältig untersuchten Kindergrabe des fränkischen Friedhofes bei Oberolm entnommen und dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach als ein Zeugniß der frühzeitigen Uebung der Jugend in der Handhabung der Wurfwaffe gelten, da diese Annahme eine wesentliche Stütze in der Thatsache erhält, dass auch kleine Wurfäxte, offenbar für die Hände von Knaben bestimmt, in Kindergräbern zu Tage kamen. Allein zur Vorsicht mahnt es allerdings, dass bei diesen Aexten, welche die Form der Francisca haben, eine Täuschung über ihre Eigenschaft als Waffen und eine Verwechslung mit Spielgeräthen weniger möglich ist, als bei kugelförmigen Kieseln, welche zu allen Zeiten zu mancherlei Spielen benutzt wurden.

Nichtsdestoweniger steht es ausser allem Zweifel, dass auch in merovingischer Zeit die Schleuder zu Jagd- und Kriegszwecken gebraucht wurde. Die Versicherung des Agathias, dass eine fränkische Heerschaar im Jahre 553 keine Schleudern führte, ist von geringem Gewicht gegen die Thatsache, dass dieses Wurfgeräth schon in weit früherer Zeit den deutschen Völkern bekannt war. Die Bataven eröffnen die Schlacht gegen Cerialis sowohl mit Wurf- als Schleudersteinen\*\*), und in den Gesetzen des Westgothenkönigs Eurich († 484) wird die Schleuder ausdrücklich erwähnt, wenn auch nur als eine Waffe der Unfreien, welche zur Heeresfolge herangezogen wurden\*\*\*).

\*) Die Heidengräber am Lupfen. Tafel XI, Fig. 64.

\*\*) *Saxis glandibusque et ceteris missilibus.* Tacit hist. V, 27.

\*\*\*) *Lex Wisigothorum IX.* Ut... quisque dux, comes atque gastingus decimam partem servorum secum in expeditionem bellicam ducturus accedat: ita ut haec ipsa pars non inermis existat, sed vario armorum genere instructa appareat; sic quoque ut unus quisque de his quos secum in exercitum duxerit partem aliquam zavis vel loriceis munitam, plerosque vero scutis, spatibus, scramis, lanceis, sagittisque, quosdam etiam fundarum instrumentis vel ceteris armis, quae noviter forsitan unus quisque ab seniore vel domino suo injuncta habuerit, instructos habuerit, principi duci vel comiti suo praesentare studeat.

Es fehlt demnach jeder Grund zu der Annahme, dass unter dem Bestand noch alterthümlicher Kriegsgeräte, welcher sich bei Franken, Alamannen und Sachsen zu merovingischer Zeit neben den ausgebildeteren Waffenarten nachweisen lässt, gerade die Schleuder gefehlt haben sollte, obgleich wir die als Beweis geltende Stelle des Gregor v. Tours nicht für entscheidend betrachten können. Wenn der kriegsrische Bischof Sagittarius\*) bei seinen Umgängen auf den Mauern der belagerten Stadt Comminges oft mit eigener Hand Steine auf die Feinde schleudert, so ist dabei doch wohl nur an den Handwurf zu denken, da die Gegner lange genug mit Ausfüllung der Gräben und mit der so ungeschickten wie vergeblichen Anwendung des Sturmzeugs beschäftigt waren.

Der Steinwurf, dessen Uebung aus ältester Zeit bis in die Volksspiele der neueren erhalten blieb, erscheint von jeher im Kriegsbrauche. Der Steinregen\*\*) beim Beginne des Kampfes, das Werfen mit handvölligen Steinen findet sich noch im Mittelalter, und der Vapnstein\*\*\*) der Skandinaven ist ebensowohl als Wurfstein wie

Fig. 45.



als Schleudergeschoss zu betrachten. Denn eben so allgemein gebrauchte man zur Verdoppelung der Wirkung dieser Naturwaffe das uralte einfache Wurfzeug, die Schleuder, welche noch im 11. bis zum 13. Jahrhundert nachzuweisen ist. Namentlich gilt dies von der Stocksleuder, dem fustibalus der Römer. Bei dieser Art des Wurfzeugs war die eigentliche Schleuder mit ihrer kürzeren Leine an einen Stab befestigt, während die längere bis an das Ende dieses Stockes

reichte und hier mit demselben in beide Hände gefasst wurde. Durch mehrmaliges Schwingen des Stockes über dem Haupte und dann durch das Loslassen der längeren Leine erhält der Wurf des Geschosses eine noch grössere Gewalt als bei der gewöhnlichen Schleuder.

\*) Sagittarius vero episcopus frequentius muros cum armis circumsibat et saepius lapides contra hostem manu propria jecit e muro Gregor Tur. VII, 37.

\*\*) In der Schlacht bei Florvaage (1194) gegen König Sverrer ruft Hallkell seinen Leuten zu: Sie sollten zuerst einen Steinregen machen. Sverrer Sage c. 120. Peucker, Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten 1860. II. Theil, 159.

\*\*\*) Lapis bellicus. Derselbe p. 160.

Noch in der Schlacht bei Hastings (1066) wird die Stockschleuder unter den üblichen Wurfaffen erwähnt\*), und auf den von Struth veröffentlichten Gemälden aus Manuscripten des 13. Jahrhunderts erscheint sie bei Gefechten zu Land sowohl als zur See. (Fig. 45).

## 2. Bogen und Pfeile.

So wenig als die Schleuder aus Leder und Hanf, konnte auch der Bogen aus Holz den Einwirkungen der Zeit in den Stein- und Erdgräbern widerstehen, und wir wären ebenso ungewiss über sein früheres Vorhandensein unter den Beigaben der Todten, würde dasselbe nicht durch die Erhaltung der Pfeilspitzen verbürgt. Bestätigung und auch Nachweis über die Form und Grösse dieser überall sonst verschwundenen Waffe brachten die Gräber am Lupfen bei Oberflacht, wo man aus den wohlverschlossenen Todtenbäumen mit anderen zahlreichen Holzgeräthen auch acht zum Theil wohlerhaltene Langbögen erheben konnte.

Stammen auch diese Gräber grossentheils aus einer etwas späteren Periode, so gewährt doch ihr Inhalt so nahe Beziehungen und namentlich in Hinsicht der Waffen und Schmuckgeräthe eine so sprechende Uebereinstimmung mit jenen der Gräber merovingischer Zeit, dass wir mit voller Berechtigung in den Bogen der Todtenbäume die altnationale Form dieser Waffe erkennen müssen.

Die Bogen sind aus Eibenholz gefertigt und haben die Länge von 7 Fuss, ein einziger nur misst 6 Fuss. Der Stab ist leicht gekrümmt und wurde beim Aufsetzen der Sehne nach der entgegengesetzten

Fig. 46.



Seite zurückgebogen, um die Spannung und Treibkraft zu verstärken. In der Mitte, wo er beim Gebrauch angefasst wurde, ist er stärker, an den beiden schlanker zulaufenden Enden finden sich Einkerbungen zur Befestigung der Sehne, von welcher auch hier keine Spur mehr vorhanden war.

Die Pfeilstäbe, deren mindestens drei bei jeden Bogen lagen, waren begreiflich in noch höherem Grade, als die stärkeren Bogen im Laufe

\*) „Jactant (Angli) cuspides et diversorum generum tela, saevissimas quasque secures et lignis imposita saxa“. *Gesta Gulielmi Ducis Normannorum.*

der Zeit eingedorrt und vertrocknet. Sie hatten die Länge von zwei Fuss und zeigten sich oben etwas stärker als unten, wo noch Reste des Kitts für die Befiederung erkennbar waren. Auffallen muss es, dass bei allen Schäften die Pfeilspitzen aus Metall fehlten, obschon einige Mal noch die kleinen Stifte, mit welchen sie befestigt wurden, erhalten waren. An der Stelle der Eisenspitzen zeigte sich eine hochrothe zinnerartige Färbung, im Ganzen eine eigenthümliche Erscheinung, für welche eine annehmbare Erklärung bis jetzt noch nicht gewonnen ist.

Auch in den Mooren bei Nydam und Taschberg in Schleswig sind theils wohlerhaltene, theils zerbrochene Bogen, sowie eine grosse Zahl verschiedenartiger Pfeilspitzen von Eisen gefunden worden. Die Bogen bestehen aus geraden, einerseits platten, andererseits abgerundeten oder auch völlig ovalen, nach den Enden zu sich verjüngenden Holzstäben, ohne bestimmt hervortretenden Griff. Während aber die Bogen der Todtenbäume vollkommen gleichartig sind, zeigen jene der nordischen Moorfunde eine bedeutende Verschiedenheit der Grösse sowohl als der Arbeit. Ihre Länge variirt zwischen nahezu 8 Fuss bis unter 4 Fuss. Einige sind ganz einfach, andere zierlicher gearbeitet und mit verschiedenartiger, leicht eingeschnittener Ornamentirung ausgestattet, theilweise auch an den Enden mit scharfen Metallspitzen, wie für den möglichen Gebrauch als Lanze versehen. Von den Pfeilen haben einige die Länge von  $3\frac{1}{2}$  Fuss, während ein hölzerner Köcher von nur 2 Fuss Höhe auf eine andere Art Geschosse von viel kleinerem Maasse hinweist. Wir können dies nur erwähnen, ohne uns eine Bezugnahme auf die Bogen und Pfeile der merovingischen Zeit zu gestatten, da die Untersuchung des Alters und Ursprungs dieser merkwürdigen Funde noch lange nicht als abgeschlossen zu betrachten ist. Als Zeitbestimmung hat man nach zu Tage gekommenen Rötermünzen die Mitte des 3. Jahrhunderts angenommen, und zwar für die Gesammtheit aller Fundstücke, bei welchen eine Scheidung der einheimischen Geräthe und Waffen von den römischen, welche in Masse vorliegen, auch nicht einmal zu versuchen für nothwendig befunden wurde\*).

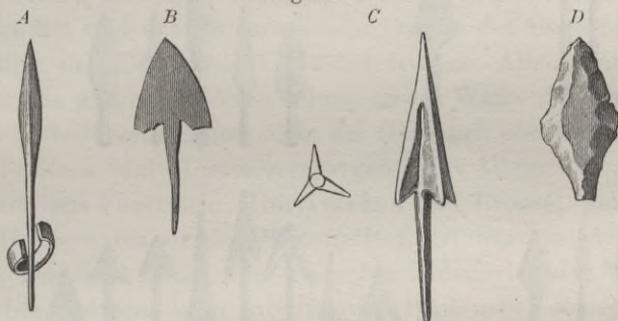
---

\*) Engelhardt: Denmark in the early Iron age. Den schönen Abbildungen jener wichtigen Moorfunde, welche wir diesem Werke verdanken, fehlt eine tiefer eingehende Erläuterung derselben. Dem Verfasser gilt alles im Lande Gefundene auch für Erzeugniss des Landes, und er nimmt, wie viele der nordischen Gelehrten, keinen Anstand, die altnordische Industrie der römischen

Unter den Pfeilspitzen der Moorfunde sowohl als der Gräber zeigen sich keine besonders eigenthümliche Formen. Es ist auch nicht anders zu erwarten, da diese Art von Geschoss bis dahin bereits alle innerhalb der Grenzen ihrer Bestimmung mögliche Ausbildung erfahren hatte. Es lassen sich im Ganzen zwei Hauptarten der Pfeilspitzen unterscheiden, welche mit allen ihren Varietäten schon unter den römischen und älteren Waffen vorliegen. Sie theilen sich 1. in die Pfeile mit einer Angel zum Einstecken in den Schaft und 2. jene mit einer Tülle, welche über den Schaft geschoben wurde.

Die erstere zeigt sich, wie bei den römischen Pfeilen überhaupt, auch bei den schleswigschen Moorfunden häufiger, selten dagegen in unseren Gräbern. Nur wenige solcher Pfeilspitzen sind bis jetzt aus denselben bekannt. Eine aus einem Kindergrabe des Friedhofes von Samson in Belgien \*) und zwei aus den alamannischen Gräbern bei Sigmaringen (Fig. 47 *A* und *B*\*\*). Die vierte von Abbé Cochet

Fig. 47.



aufgefundene \*\*\*) ist allem Anschein nach eine jener kurzen römischen Pfeilspitzen (Fig. 47 *C*), welche sich leicht von dem Schaft ablösen, und wenn der letztere aus der Wunde gezogen wurde, in derselben zurückblieben.

Zu dieser Hauptart von Pfeilen müssen nach der Weise ihrer Befestigung in einem Spalte des Schaftes auch die seltenen Pfeilspitzen aus Feuerstein gezählt werden, von welchen zwei auf dem

---

gleichzustellen, höchstens römischen Einfluss oder Aufnahme römischer Formen zugestehen.

\*) Del Marmol. Cimetière de l'époque franque de Samson pl. VI, Fig. 3. Die Pfeilspitze hat die Form von Fig. 47 *B*.

\*\*\*) Die fürstliche Hohenzollernsche Sammlung auf Schloss Sigmaringen. Taf. V, Fig. 15 u. Taf. XXXII, Fig. 21.

\*\*\*\*) Normandie souterraine pl. XV, Fig. 9.

Friedhofe von Samson\*) und andere in burgundischen Gräbern des Waadtlandes\*\*) gefunden sind.

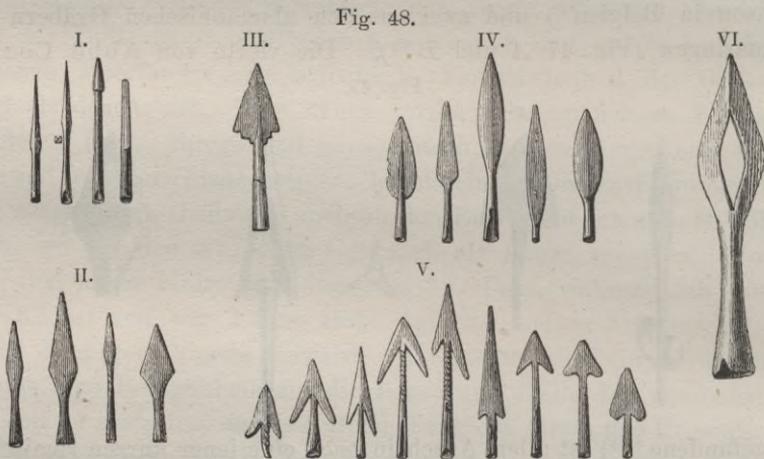
Die zweite Art mit einer Tülle zur Befestigung auf dem Schaft (Fig. 48) ist die allgemein in den Gräbern vorherrschende. Sie zählt im Ganzen vier Hauptformen mit nur untergeordneten Verschiedenheiten.

1) Die bolzenförmige vierkantige Nr. I;

2) die rautenförmige Nr. II, zu welcher als Varietät die zierlichen Pfeilspitzen der alamannischen Gräber von Fronstetten und Hedingen Nr. III zählen;

3) die blattförmige Nr. IV, theils mit einer flachen Rippe, theils ohne dieselbe;

4) die mit Widerhaken, und zwar mit zwei wie Nr. V gleich der *Sagitta hamata* der Römer, oder seltener, nur mit einem einzigen, wie



einer des Friedhofes von Samson. Manchmal zeigt sich bei den Arten I und IV der metallene Schaft des Pfeiles oberhalb der Tülle schraubenartig gewunden, wie bei jenen aus den Gräbern beim Neckarbahnhof in Frankfurt a. M., und Pfeilen aus dem Vallée de l'Eaulne. (Cochet. Normandie souterraine p. 385). Als eine bis jetzt ganz ver-

\*) Il importe de mentionner aussi un morceau de silex long d'environ 4 centimetres et taillé en forme de fer de flèche (pl. III, Nr. 5) trouvé dans la tombe d'un guerrier armé d'une épée et d'une lance. Un autre objet semblable fut ramassé sur le sol du cimetière sans qu'on put décider à quelle tombe il appartenait.

\*\*) Des pointes de flèches en silex d'une parfaite execution, dans des tombes burgondes avec des boucles de ceinturon, des scramasaxes etc. Briefl. Mittheilung d. Baron G. v. Bonstetten vom 24. Juli 1865.

einzelstehende Ausnahmbildung darf die Pfeilspitze Nr. VI, aus den fränkischen Gräbern bei Mittelbuchen unweit Hanau bezeichnet werden, welche ähnlich einer Art von Brandpfeilen des Mittelalters in der Mitte des Blattes eine längliche Oeffnung zeigt.

Alle Pfeilspitzen sind von Eisen, von Bronze wurden in Gräbern dieser Zeit noch keine aufgefunden, während solche aus Feuerstein zwar, wie bemerkt, von grosser Seltenheit, aber immer noch nicht vollständig aus dem Gebrauche verschwunden sind.

Bogen und Pfeil ist zu den Zeiten der merovingischen Könige bei allen deutschen Stämmen nachzuweisen, wenn auch Zweifel über seinen früheren Gebrauch bei den germanischen Völkern aus dem Grunde erhoben wurden, weil Tacitus den Bogen nicht unter den Waffen der Germanen aufzählt, während er seiner doch bei den entlegenen Finnen erwähnt.

Es ist ferner darauf hingewiesen worden, dass selbst in der Mitte des sechsten Jahrhunderts Procopios und Agathias auf das Bestimmteste berichten, dass das fränkische Heer, welches Theodobert nach Italien sandte, und das alamannisch-fränkische der Herzoge Lentharis und Butilin den Bogen nicht geführt haben. Allein damit könnte höchstens die allgemeine Verwendung dieser Waffe zu Kriegszwecken in Frage gestellt werden und nicht ihr Gebrauch überhaupt bis in die fernste Frühzeit hin. Diesen verbürgen nicht allein die zahlreichen Pfeilspitzen aus Feuerstein, Thierknochen und Bronze, welche in den älteren Gräbern bis zu den Hünenbetten gefunden werden, sondern auch die Thatsache, dass alle deutschen Mundarten das Wort Bogen und Köcher besitzen, wenn auch für den Pfeil neben seiner ursprünglichen Bezeichnung Stral das aus der Fremde entliehene Wort Pfeil eingedrungen und vorwaltend geworden ist.

Aber auch für die Verwendung des Bogens im Kriege zu früherer Zeit spricht sein allgemeiner Gebrauch bei den Nachbarvölkern, namentlich den nahverwandten Stämmen in Gallien\*), und zugleich das Zeugnis antiker Kunstdenkmale, wie z. B. der Tiberianischen Camée der Bibliothek zu Paris, auf welcher der Bogen unter den Waffen der überwundenen Germanen unverkennbar ist, und die Darstellungen der Antoninischen Säule. Es erscheint deshalb nicht gestattet, den Gebrauch des Bogens als Kriegswaffe für Deutschland in die Zeit der

---

\*) Strabon IV, 4 sagt: „Einige gebrauchen auch den Bogen und die Schleuder, weit bestimmter aber Caesar, Bell. gall. VII, 31: „Vercingetorix sagittarios omnes, quorum erat permagnus numerus in Gallia conquiri et ad se mitti jubet.“

Karolinger und für England gar in das 11. Jahrhundert ohne Weiteres herabzurücken\*). In Deutschland selbst sind es namentlich die Alamannen und Franken, bei welchen diese Annahme auf jenes Zeugniß des Agathias und Procopios hin Geltung haben soll, obgleich gerade für diese beiden Stämme auch historische Erwähnung von Pfeilschützen, wenn sie allein Ausschlag geben soll, bis in die Mitte des vierten Jahrhunderts in die Zeit noch fortwährender Angriffsversuche der Römer nachzuweisen ist.

Nach Ammian's Mittheilungen wurde der Rheinübergang des römischen Heeres unter Constantinus II. bei Basel von den Alamannen durch einen Hagel von Geschossen verhindert\*\*), und in weit bestimmter Weise noch lässt sich der Angabe des Procopios und Agathias eine von Gregor dem Sulpitius Alexander entlehene Erzählung gegenüberstellen, nach welcher der Streifzug einer römischen Heerschaar unter Quintinus im Jahre 388 hauptsächlich durch fränkische Pfeilschützen zurückgewiesen und in eine schwere Niederlage verwandelt wurde\*\*\*).

Ebensowenig ist es zulässig, die Angelsachsen von dem Gebrauch des Bogens auszuschliessen und die Einführung desselben, wie es Klemm versucht, erst den Normannen zuzuweisen. Obgleich auf dem Teppich von Bajeux bei der der Schilderung der Schlacht von Hastings die Mehrzahl der Bogenschützen allerdings auf Seite der Normannen erscheint, so ist diese Waffe nichtsdestoweniger ebenfalls auf Seite der Sachsen vertreten, wenn auch bei der gedrängten Darstellung ihrer Schlachtreihe immerhin nur durch einen einzigen Schützen.

In den Stellen angelsächsischer Dichtungen, welche Yonge Ackermann als Beweise für den ausschliesslichen Gebrauch der Wurflanze bei den Sachsen beibringt †), herrscht offenbar eine gewisse

\*) Hassler, Das alamannische Todtenfeld bei Ulm.

Klemm, Allgem. Culturwissenschaft: die Waffen. S. 322.

John Yonge Ackermann, Remarks on some of the Weapons of the celtic and teutonic Races. Archaeologia vol. XXXIV.

\*\*) Ammian Marcell. XIV, 10. Resistente multitudine Alemanna, pontem suspendere navium compage Romani vi nimia vetabantur, ritu grandinis undique convolantibus telis. Die Ausdrücke grando und nubes telorum werden vorzugsweise für eine Masse von Pfeilen oder Schleudersteinen gebraucht, und in vorliegendem Falle lässt sich keine andere Fernwaffe voraussetzen.

\*\*\*) Gregor Tur. II, 9. Hostes (Franci) qui conjunctis arborum truncis, vel concidibus superstantes, velut e fastigiis turrium sagittas tormentorum ritu effudere.

†) Siehe oben genannte Schrift S. 16.

Willkür in der Verwendung des Wortes Ger für Speer und Pfeil, wie sie auch in der wechselnden Bezeichnung anderer Waffenarten, bei der dunkeln und an Uebertragungen reichen Ausdrucksweise jener Zeit begegnet. Von entscheidendem Gewicht für den Gebrauch des Bogens bleibt dagegen die Stelle im Beowulf\*), in welcher Wiglaf bei Bereitung des Leichenbrands für den todtten Helden spricht:

„Nun soll Gluth fressen, wachsender Lohe Walm, des Wehrvolks Häuptling, ihn der oft ertrug Eisenschauer\*\*), wenn der Stralen Sturm, von Strängen getrieben, schoss übern Schildwall . . . .“

Auch in einem anderen angelsächsischen Gedichte, dem Bruchstück von der Schlacht bei Finnesburg, erscheint der fliegende und pfeifende Pfeil als singender Vogel neben dem gewichtigen Ger:

„Die Vögel singen, es gellet das Grauhemd, der gerbaum dröhnt.“

Es liegt überhaupt keine Veranlassung vor, dass wir die Angelsachsen ausnahmsweise als die Einzigsten betrachten sollten, welche unter den Nordgermanen den Bogen im Kriege nicht gebrauchten, so wenig als ein Grund vorhanden ist, die Pfeilspitzen, welche sich freilich in minderer Anzahl in ihren Gräbern finden, für leichte Wurfspere zu erklären. Wie die Pfeilspitzen des Ulmer Todtenfeldes\*\*\*), welche die unbegründeten Zweifel an dem Gebrauche des Bogens bei den Alamannen veranlassten, überschreiten auch jene angelsächsischen Pfeile †) in keiner Weise, die Verhältnisse oder Formen der Geschosse, welche in Deutschland noch im späteren Mittelalter für den Handbogen geführt wurden, so dass wir bei völliger Gleichartigkeit jener älteren und späteren Pfeile auch die letzteren für Wurfsperspitzen erklären müssten, und den Handbogen als ein bis in das 16. Jahrhundert nachgeschlepptes unnützes Spielwerk zu betrachten hätten. Von der übereilten Annahme einer verhältnissmässig spätzeitlichen Einführung des Bogens in das Kriegswesen der deutschen Völker hätte schon die Menge der Zeugnisse abhalten sollen, welche für seinen Gebrauch bei allen deutschen Stämmen vom vierten bis in das sechste und siebente Jahrhundert vorliegen.

\*) V. 3120 u. folgende. Uebertragung von Etmüller.

\*\*) Der Ausdruck erinnert an die Stelle des Waltharius, Vers 188, 89:  
ac veluti Boreae sub tempore nix glomerata  
spargitur, haud aliter saevas jecere sagittas.

\*\*\*) Das alamannische Todtenfeld bei Ulm: Taf. I, Fig. 21 bis 24 und S. 13. Ihre Spitzen sind nur 4 cm lang. Die Tülle von verschiedener Grösse nicht mitgerechnet.

†) Wie z. B. der auf pl. IX, Nr. 4: Remains of pagan saxondom abgebildete Pfeil aus einem Tumulus zu Driffield.

Auf die Franken bezieht sich wohl zunächst die Aeußerung des heiligen Hieronymus († 420), dass die von der Führung des Schwertes hart gewordenen und zur Handhabung der Pfeile besser geschickten Finger der Germanen sich allmählig an den Schreibgriffel gewöhnen \*).

Vor allem aber gewährt das älteste fränkische Landrecht, die *lex salica*, welche allem Anschein nach noch in den Sitzen am Niederrhein abgefasst wurde, Bürgschaft für den Gebrauch des Bogens. Es enthält dasselbe eine besondere Strafbestimmung für die Beschädigung des Zeigefingers, welcher für die Führung dieser Waffe unentbehrlich bleibt \*\*). Die Veranlassung seines Verlustes wird mit 35 Schillingen gebüßt. Eine höhere Strafbestimmung des Gesetzes mit 62 Schillingen trifft den Gebrauch vergifteter Pfeile \*\*\*), welchen auch das bajuvarische Landrecht jedoch mit geringerer Busse belegt †). Dass im vierten Jahrhundert dieselben vorzugsweise im Kriege geführt wurden, ergibt sich aus jener dem Sulpitius Alexander entliehenen Erzählung Gregor's von dem unglücklichen Streifzug der Römer unter Quintinus in das übrerrheinische Land der Franken. Die Pfeile, mit welchen die Römer wie aus Wurfmaschinen überschüttet wurden, „waren in den Saft giftiger Kräuter getaucht, so dass Wunden, wenn sie auch nur die Haut ritzten, und nicht einmal gefährliche Stellen verletzten, doch unausbleiblich den Tod brachten“.

Auch Sidonius Apollinaris erwähnt vergifteter Pfeile bei den Vandalen ††), wo sie jedoch, da diese als Reiter nur das Schwert und die Lanze, und nicht den Bogen führten, auch auf ihre maurischen Hilfsvölker bezogen werden können.

Für die Annahme eines allgemeinen und langedauernden Gebrauchs solcher Pfeile auch nur bei den Franken bietet jedoch jene Nachricht Gregor's kaum einen ausreichenden Grund. Es scheint sogar, dass dieselbe zur Entschuldigung der römischen Niederlage die Wirkung dieser Pfeile absichtlich übertreibe, denn bei der unbeson-

\*) *Dudum callosa tenendo capulum manus ac digiti tractandis sagittis aptiores ad stilum calamumque mollescunt.* Hieronym. epist. 106.

\*\*\*) *Si secundum digitum, quo sagittatur, excusserit sol. XXXV culpabilis judicetur.* *Lex salica XXXII de debilitatibus.*

\*\*\*\*) *Si quis alterum sagitta toxicata percudere voluerit, solidis LXII culpabilis judicetur.* *Lex salica XX de vulneribus.*

†) *Si quis toxicata sagitta alicui sanguinem fuderit cum sol. XII componat.* *Lex Bajuvariorum tit. III de sagitta toxicata.*

††) *Teretes pars explicat arcus, spiculaque infusum ferro latura venenum, quae feriant bis missa semel.* Panegy. Majorian. v. 405.

nenen Verwicklung des Heeres in die Schluchten des Waldgebirges mussten die Geschosse der Franken auch ohne Zuthat von Gift die verderblichste Verwirrung herbeiführen.

Sicher ist wohl, dass das Gift der *sagitta toxicata* nicht unbedingt tödtlich erachtet wurde, sonst würde die Busse für ihren Gebrauch jener der sicheren Tödtung gleich, auf 200 Schillinge, und nicht auf weniger als ein Drittheil, bei den Baiern nur auf 12 Schillinge gesetzt worden sein. Dieser Umstand erinnert an das Pflanzengift aus dem *limeum*, welches die Gallier nach Plinius hist. nat. XXVII §. 76 ihren Jagdpfeilen mittheilten und welches unmöglich besonders schädlich, vielleicht nur betäubend wirken konnte, wenn das erlegte Wild nicht ungeniessbar werden sollte.

Wenn im Waltharliche Hadavart dem Helden vorwirft, er führe giftige Pfeile \*), so ist dies entweder auf pfeilschnelle giftige Bisse der Schlange zu beziehen, mit welcher er seinen Gegner vergleicht, oder auf zauberhafte Weihung und Besprechung seiner Waffen. *Venenare* hat sowohl die Bedeutung von vergiften als von bezaubern, die *virga venenata* des Ovid ist ein Zauberstab, und der *veneficus* der alten Gesetze sowohl Zauberer als wirklicher Giftmischer.

Für die Langobarden ergiebt sich der Gebrauch des Bogens aus Bestimmungen ihrer Gesetze. Das Schiessen eines Pfeiles in ein fremdes Gehöft, welches auch bei den Baiern als Fehdeerklärung betrachtet wurde, ist mit einer Busse von 20 Schillingen belegt \*\*).

Paulus Warnefried's Sohn berichtet, dass die Freilassung von Sklaven bei ihnen unter dem Sinnbilde eines vom Bogen entsendeten gleichsam in die Freiheit geschickten Pfeiles geschah \*\*\*). Sonst wird des Bogens auch in Bezug auf die Jagd erwähnt. König Grimoald stirbt an dem Versuch eines Bogenschusses nach einem Aderlasse, und der Neffe Luitprand's wird von einem Begleiter des Königs statt eines Hirsches mit einem Pfeile getroffen †).

Die Gothen führten den Bogen schon in sehr früher Zeit, der Sage nach wurde bei ihnen zuerst derselbe mit einer Sehne aus Thierflechsen bespannt. Zur Zeit ihrer ältesten Könige aus den Stämmen

\*) *Atque venenatas ludis sine more sagittas v. 794.*

\*\*\*) *Si quis in curte alterius irato animo sagittaverit aut lanceam jactaverit componat XX solidis. Leges Longobardicae XXXIV.*

*Si quis liberum hominem hostili manu cinxerit, quod herireita dicunt, i. e. cum 42 clypeis, et sagittam in curtem projecerit cum 40 sol. componat. Lex Bajuvariorum tit. III, c. 8.*

†) *Derselbe v. 33 u. VI, 56.*

der Balthen und Amalen\*). Die Zahl und Furchtbarkeit der gothischen Schützen betrachtet Vegetius als die Ursache vieler Niederlagen der Römer, seit dem Ablegen der schweren Rüstung des Fussvolkes\*\*). Theodorich der Westgothe zeigte gern seine Sicherheit in der Führung des Bogens\*\*\*), und der grosse König der Ostgothen liess sich die Uebung seines Volkes in dieser Waffe besonders angelegen sein. Den höchsten Ruhm der Kraft und Geschicklichkeit aber erwarb sich Aligern, König Totilas Bruder, bei der Belagerung von Cumae †). Mit mächtigem Sausen und reissender Schnelligkeit flogen seine Pfeile dahin, so dass die härtesten Gegenstände der Heftigkeit ihres Ansturms nicht zu widerstehen vermögen. Dem Palladius, einem der angesehensten römischen Führer, der mit einem Eisenpanzer gerüstet in allzu grosser Zuversicht der Mauer naht, schiesst er einen Pfeil durch den Schild, den Panzer und den ganzen Körper, „so sehr überragte er an Stärke alle Anderen, und so kräftig waren seine Hände, den Bogen zu spannen“.

Wenn bei den Friesen, wie gewiss bei allen deutschen Stämmen, auch der Aermste dem Aufgebote zur Vertheidigung des Landes mit Pfeil und Bogen zu folgen verpflichtet war, so wurde diese im Vergleiche leicht zu beschaffende Waffe doch keineswegs im Allgemeinen gering geschätzt, und nur dem niederen Volke überlassen.

In den Gräbern offenbar vornehmer Krieger fehlen auch nicht die Pfeilspitzen bei der vollständigen Waffenrüstung, wie sie Gregor von Tours im Einzelnen bei dem Grafen Leudast aufzählt, als derselbe bewaffnet den Bischofshof zu betreten sich erlaubt, in vollem Panzer, den Speer in der Hand, den Helm auf dem Haupt und den Köcher an der Hüfte (*praecinctus pharetra*).

Selbst die Sage unterlässt es nicht, die Schilderung ihrer Helden mit Zügen von Kraft und Gewandtheit in Führung des Bogens auszustatten. Von Sifrid und Beowulf ††) werden Beweise ihrer Sicherheit im Pfeilschusse erzählt, und auch in dem Zwölfkampfe, den

---

\*) *Vesegothae Familiae Balthorum, Ostrogothae praeclaris Amalis serviebant. Quarum studium fuit primum inter alias gentes vicinas arcus intendere nervis. Lucano plus historico quam poëta testante: „armenios arcus Gethicis intendite nervis.“*

\*\*) *Detectis pectoribus et capitibus, congressi contra Gothos, milites nostri multitudine sagittariorum saepe deleti. Vegetius de re milit I, XX.*

\*\*\*) *Sidonius Apollonaris epistol II, lib. I.*

†) *Agathias hist. I, 9.*

††) *Nibel. 964. Beowulf V, 1445.*

Walthari zu bestehen hat, führt Werinhard, einer der fränkischen Edlen im Gefolge Günther's, Pfeile und Bogen \*).

Die Erfolge berittener Schützen hatte man in den Kriegen mit den Römern und Byzantinern kennen gelernt, und Karl der Grosse sorgte, dass die Reiter neben ihren anderen Waffen auch mit Bogen und Pfeilen versehen waren \*\*). Zu seiner Zeit überhaupt war diese Waffe allgemein beim Heerbann eingeführt, und neben Schild und Lanze war der Bogen mit zwei Sehnen und zwölf Pfeilen ein unerlässlicher Bestandtheil der Ausrüstung \*\*\*).

Wie sehr im Allgemeinen und von Alters her das Volk mit der Führung des Bogens vertraut war, lassen einzelne langerhaltene Rechtsbräuche erkennen. Der Pfeilschuss war ein Theil des Wurfrechts für Grenzbestimmung, und ein Pfeil wurde zum Aufgebot für Abwehr feindlichen Angriffs, für Verfolgung von Verbrechern von Haus zu Haus im Lande umhergesendet. Vorzügliche Schützen waren zu aller Zeit berühmt und gesucht, und die Handhabung des Bogens erhielt sich selbst über die Einführung der Feuerwaffe hinaus in den ritterlichen Uebungen des Adels sowohl †), wie bei den Spielen und Festfreuden der bürgerlichen und Landbevölkerung. Der Gebrauch des Langbogens hat sich in dieser Weise in Belgien bis in die neuere Zeit, in England bis jetzt erhalten, und Vereine von Armbrustschützen bestehen in Deutschland unseres Wissens bis zum heutigen Tage.

Dem von dem Bogen entsendeten Pfeil ist nächstverwandt die von der Hand geschleuderte Lanze, der Gër. Auch der Wurf des Speeres wurde als Schuss betrachtet ††), und unsere ältesten Dichtungen, die angelsächsischen, verwenden ohne Unterscheidung, wie wir sahen, die Bezeichnung gër für beide Arten der Geschosse. Der gër ist jedoch zu merovingischer Zeit noch in keiner Weise von der Stosslanze zu

---

\*) Sein Geschlecht wird bis auf den bogenkundigen Pandaros zurückgeführt, in Bezug auf die sagenhafte Herkunft der Franken aus Troja. „Hic spernens hastam pharetram gestavit et arcum.“ Walth. V, 730.

\*\*\*) Ut unusquisque caballarius habeat scutum et lanceam, spatham et semispatham arcum et pharetras cum sagittis etc. Epistol. Caroli. M. ad Fulradum Abbatem St. Dyonisi 784. Eccart de rebus Franciae Orientalis. I, p. 522.

\*\*\*\*) Capitul. aquisgranense à. 813. Et quisque comes provideat quomodo sint parati, id est lanceam, scutum et arcum cum duas cordes, sagittas duodecim de his uterque habeant.

†) Kaiser Maximilian I. war nach dem Zeugniß des Weisskunig und Theuerdank ein Meister in der Führung aller Arten des Bogens.

††) Dō wart zuo in geschozzen vil maneger starker ger. Nibelungenlied.

trennen, und wir gelangen damit schon zu jenen Waffenarten, welche, wie bei den alten Germanen \*), zu verschiedenen Zwecken dienen.

### 3. Die Waffen, welche sowohl zum Gefecht in der Ferne, wie in der Nähe gebraucht wurden.

#### a. Der Speer.

Älter als der Bogen erscheint der Speer bei germanischen Völkern grossentheils in urzeitlicher Einfachheit noch zu Anfang der Römerkriege und erst im Verlaufe derselben vollkommen als Kriegswaffe ausgebildet. Seine aus entlegener Vorzeit stammende Bedeutung als Symbol der Herrschermacht hat noch in dem sechsten und siebenten Jahrhundert ihre volle Geltung, und bei Franken, wie Langobarden wird mit der Uebergabe eines Speers Königsgewalt ertheilt. Gunthram erhebt seinen Neffen Childebert zum Erben und Theilhaber seines Reiches durch Ueberreichung des Speers\*\*), und die Langobarden geben dem Neffen Luitprand's, als sie ihm die Königswürde ertheilen, „wie es gebräuchlich war“, den Speer in die Hand\*\*\*).

Childerich I. ist auf seinem Siegelringe mit dem Speere in der Hand abgebildet, wie andere der fränkischen Könige auf ihren Münzen.

Nicht ohne Bezug auf diese alte Bedeutung des Speeres erscheint es, dass derselbe ursprünglich nur von den Freien geführt wurde, und dass zu den Zeiten Karls des Grossen ein besonderes Edikt, welches den Gebrauch der Lanze den Hörigen untersagte †), zur Erhaltung dieses unterscheidenden Vorrechtes nöthig erschien.

Speer und Schild bilden zur Zeit der merovingischen Könige die durchgehend allgemeine Bewaffnung des Volksheeres.

Wie bei den älteren Germanen die Ausrüstung auch des Reiters nur in dem Schilde und Speere bestand ††), so wurden noch in den

\*) Prout ratio poscit eodem telo vel cominus vel eminus pugnare. Tacitus German. VI.

\*\*) Rex Gunthramnus data in manu regis Childeberti hasta, ait: Hoc est indicium quod tibi omne regnum meum tradidi. Gregor VIII, 33.

\*\*\*) Paul. Diac. VI, 55.

†) Ut servi lanceas non portent, qui inventus fuerit post bannum hasta frangatur in dorso ejus.

††) Et eques quidem scuto frameaque contentus. Tacitus. Germania.

Verordnungen Pipin's unter den Waffen vorzugsweise nur Schild und Speer begriffen (*arma id est scutum et lancea* \*) und zu den Zeiten der Karolinger ist die Bezeichnung der gesammten Waffenrüstung durch Schild und Lanze geläufig: *Tho nam er skilt indi speer* (Ludwigslied). Die Niederlegung des Speers, *scaftlegi*, galt als Bezeichnung der Waffenruhe überhaupt\*\*).

Bestätigend stellt sich hierzu die Thatsache, dass in Deutschland wenigstens die Speereisen nahezu in keinem Männergrabe fehlen und nur in seltenen Fällen durch andere Waffen, die Wurfaxt und das Wurfmesser, ersetzt sind.

Dieser durchaus allgemeine Gebrauch erklärt zugleich die mannigfaltige Verschiedenheit in der Form und Art der Speereisen, wie sie bei keiner anderen Waffe nachzuweisen sind. Neben leichten pfeilförmigen Wurfspießspitzen von 8 bis 10 Zoll Länge begegnen wir Speerklingen wie das ältere *saunium* von der Grösse eines Schwertes bis zu dem *ango* mit vier Fuss langem Eisen.

Die Bestimmung der einzelnen Arten zu Wurf- oder Stosswaffen ist mit Ausnahme der kleinsten und leichtesten Formen schwierig, und wohl nur für die wenigsten aus ihrer Schaftstärke zu entnehmen, welche von dem Durchmesser ihrer Tülle angegeben wird.

Eine sichere Unterscheidung nach der Grösse des Speereisens ist aber schon deshalb nicht möglich, als die *hasta*, die *lancea* und der *contus* der merovingischen Zeit zum Kampfe in der Nähe sowohl, als zum Wurfe in die Ferne diente, und nur der Abstand des Zieles der grösseren Schwere oder Leichtigkeit des Speeres entsprechen musste.

Die schwersten Lanzen konnten deshalb auch als Gëre gebraucht werden, wie im Waltherliede der *contus ferratus*, der eisenbeschlagene Speer des Athleta Randolf und die *hasta* des Walthari, mit welcher er die stärksten Hiebe auffängt und Helden niederschlägt, auch im Wurfe geschleudert wird, und nach einander drei seiner Gegner durchbohrt.

Auch die nordgermanischen Stämme müssen schwere Wurflanzen geführt haben; im *Beowulf* v. 401 werden sie die wuchtigen Walschafte

---

\*) *Leges langobardicae* XLII.

\*\*\*) „*Postquam comes et pagenses de qualibet expeditione hostili reversi fuerint, ex eo die super quadraginta noctes, sit bannus rescisus, quod in lingua Thiudisca scaftlegi id est armorum depositio vocatur. Capitul. reg. Ludovici et Lothari à. 829.*

genannt, und das Lied von der Schlacht bei Finnesburg bringt den bezeichnenden Ausdruck „der gërbaum dröehnt“.

Wenn aber in der späteren Fassung der Nibelungen den gëren Brunhilden's und Sifrit's ein Grössenmaass und ein Gewicht beigelegt wird, wie es unter den Waffenformen aller Zeiten nicht zu finden ist, so erklärt sich dies aus dem übermenschlichen Wesen dieser beiden Gestalten unserer nationalen Mythe, und doch haftet auch hier im allgemeinen ein Zug alter Ueberlieferung.

Die auffallende Breite jener Gerklingen der Nibelungen sucht G. Klemm (Culturgesch. Werkzeuge und Waffen, p. 273) durch die Annahme zu erklären, dass dieselben, gleich der als framea zur Lanzen Spitze umgestalteten Axt, vorn eine breite Schneide hatten. Das irrthümliche dieser Voraussetzung einer einzigen und zwar beilförmigen Schneide ergibt sich schon aus der Beschreibung von Sifrit's ger in den Worten: der ze sînen ecken vil harte freislichen sneit. Die ecke sind aber die Schneiden der Waffe überhaupt, wie jene des Schwertes Balmung (sin ecke waren guot). Die Schärfen der beiden Seiten vereinigten sich allerdings in der Spitze, in des geres snîde, welche jedoch auch zu den ecken zählt.

Nicht leicht ist eine willkürlichere und unglücklichere Aufstellung über die alten Waffen zu zeitweiser Geltung gelangt, wie jene Erklärung der altgermanischen framea als ein auf langem Schafte befestigtes Beil mit querlaufender Schneide. Wenn man der Körperkraft der alten Germanen auch alles Mögliche und Unmögliche zutrauen will, so sollte man denselben doch auch wenigstens keinen geringeren Scharfsinn, als selbst den wilden Völkern in der Bildung ihrer Waffen zumessen. So viel man hier ihrer Körperkraft zutheilt, so viel entzieht man ihrem gesunden Verstand und praktischen Sinn. Mit einer geradeaus geworfenen Waffe von breiter Schneide ist selbst bei doppeltem Kraftaufwande nicht eine grössere Wirkung zu erreichen, als mit einer zugespitzten, und nur eine Maschine wie die Katapulte und die entsprechend gebildete Armbrust, vermag Geschossen dieser Form einen Erfolg zu geben.

Das Wurfbeil kann hier gar nicht in Betracht kommen, da es auch nur mit der Spitze trifft, und seine Hauptwirkung durch Umdrehung während des Flugs erhält, die bei der Wurflanze nicht stattfindet.

Dass ein so unbegreiflicher Irrthum, wie die Vorstellung der framea als Meissel oder Axt noch immer fortgeschleppt werden kann \*), ist nur aus der Leichtfertigkeit der Vielschreiberei zu erklären, welche sich in unseren Tagen auch auf dem Gebiete der Archäologie so aufdringlich bemerkbar macht, ohne alle Kenntnissnahme der seit 40 Jahren gewonnenen Ergebnisse unserer heimischen Alterthumskunde.

Wenn auch die Verschiedenheit der Speerformen so gross ist, dass nicht leicht auf demselben Friedhofe zwei Lanzen genau von derselben Grösse und Schwere aufzufinden sind \*\*), so lassen sich doch

\*) „Deutsche Urzeit“ von W. Arnold. 1879.

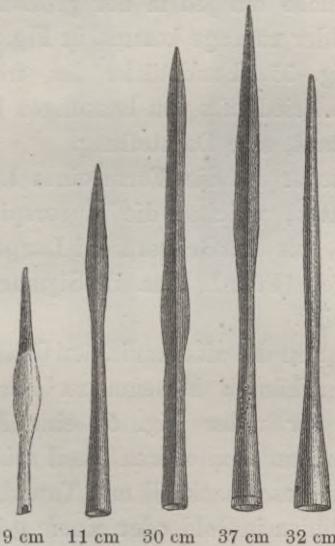
\*\*\*) Abbé Cochet, welcher diese Thatsache ebenfalls beobachtete, glaubt deshalb auf jede nähere Unterscheidung der Formen verzichten zu dürfen.

bestimmte Hauptarten unterscheiden, die in allen Gräbergruppen wiederkehren, und da sie theilweise charakteristische Merkmale derselben bilden, näher zu bezeichnen sind.

Wir finden zunächst eine grosse Anzahl von höchst einfacher, alterthümlicher Form, welche unmittelbar an die germanische *framea* gemahnt, und theils in Hinsicht der Kürze, theils der schlanken Bildung, oder durch eine Vereinigung beider Eigenschaften mit dem Charakter dieser Waffe übereinstimmen, wie Tacitus denselben in wenigen bestimmten Worten kennzeichnet. Sie führen Speere, nach ihrer Sprache *frameen*, von schmalem und kurzem Eisen, aber so scharf und brauchbar, dass sie mit derselben Waffe, wie es die Umstände erfordern, in der Nähe sowohl wie aus der Ferne, streiten können \*).

Als Vertreter der zahlreichen Fundstücke dieser Art geben wir zugleich als den nachweisbar ältesten fränkischen Speer unter Fig. 49 jenen, welcher in dem Grabe Childerich I. gefunden wurde, und leider bis heute noch nicht von dem Roste befreit ist, der seine untere Hälfte bedeckt.

Fig. 49. Fig. 50. Fig. 51. Fig. 52. Fig. 53.



Speereisen von dieser einfachen Form, welche nicht die Länge eines Fusses erreichen oder überschreiten, ergeben die fränkischen Gräber von Selzen, Wiesbaden und beinahe alle übrigen Theile des Rheinlandes, wie die alamannischen bei Nordendorf, Ebringen, Kannstadt, die bayerischen bei Fridolfing und Peiting etc. etc. In Frankreich, Belgien und England sind sie ebenfalls, jedoch minder zahlreich aufgefunden worden.

Andere einfache und schlanke Formen des Speereisens in aufsteigendem Grössenverhältniss geben die

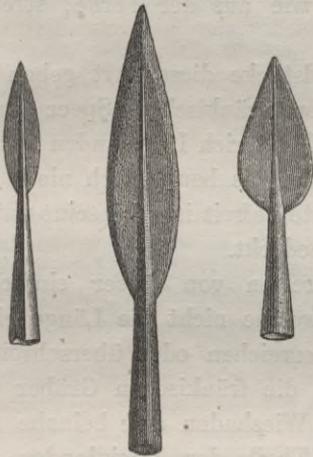
Ein Versuch in dieser Richtung war aber gewiss förderlicher, als die Aufstellung von unbegründeten Vermuthungen, wie jene p. 283. Normandie souterr. I, dass die Lanze vielleicht vorzugsweise als die Waffe der Jugend, die Axt als jene der älteren Krieger betrachtet werden könne.

\*) *Hastas vel ipsorum vocabulo frameas gerunt, angusto et brevi ferro, sed ita acri et ad usum habili, ut eodem telo prout ratio poscit, vel cominus vel eminus pugnent.*

beiden Fig. 50 und 51 (a. v. S.) von Lanzen der fürstlichen Sammlungen zu Sigmaringen, und Fig. 52 des Museums von Wiesbaden, Fig. 53 aus den alamannischen Gräbern bei Steineck in der genannten fürstlichen Sammlung zeigt eine seltene ahlförmige Gestaltung, und wohl die ursprüngliche Form der einfachen cuspis, wie sie bis jetzt nur noch einmal in einem burgundischen Grabe bei Charnay (Baudot Pl. II, Fig. 10) zu Tage kam.

Dagegen bietet eine Art der leichteren und kürzeren Speereisen eine nahe Verwandtschaft mit den Formen der römischen und sogar

Fig. 54.      Fig. 55.      Fig. 56.



der älteren Erzlanzen. Es ist eine Speerspitze von Bronze, offenbar aus weit älterer Zeit stammend, in einem fränkischen Grabe bei Verdun gefunden worden\*). Bei allen diesen Lanzen ist die Spitze blattförmig, mit scharf gezogener, stark hervortretender Rippe. Wir geben von dieser Art, welche auf jedem der grösseren Grabfelder zu Tage kommt, in Fig. 54 und Fig. 55, Fundstücke des fränkischen Friedhofes von Bessungen bei Darmstadt, eine Darstellung.

Seltener ist die Form eines Lindenblattes, welches die Speerspitze Fig. 56, aus den Gräbern bei Langenslingen (Fürstl. Mus. in Sigmaringen) zeigt.

Die schönste Lanzenspitze aber lieferten die alamannischen Gräber bei Ulm, ein wohlerhaltenes, jetzt im königl. Museum zu Berlin befindliches Speereisen, von welchem wir unter Fig. 57 eine Abbildung geben. Es ist 18 cm lang, und an dem oberen Theil seiner Tülle, wie auf beiden Seiten des Blattes, geschmackvoll mit Tauschirarbeit verziert, welche bei den Zickzacklinien in Gold oder einem goldfarbigen Metalle, bei den übrigen Ornamenten und dem in der Mitte befindlichen Kreuzeszeichen in Silber ausgeführt ist.

Wenn ich dieser, mit dem Symbole des Christenthums bezeichneten Waffe einen anderen, ebenfalls trefflich gearbeiteten Speer Fig. 58, mit einer Inschrift offenbar heidnischen Charakters zur

\*) Siehe p. 72, Fig. 2.

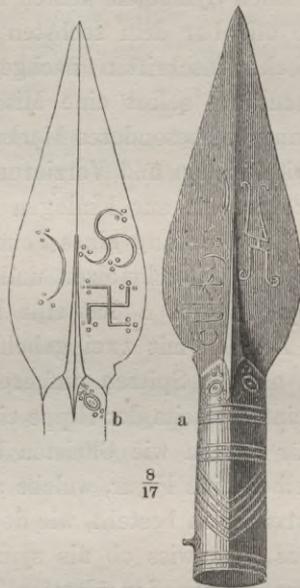
Seite stelle, so halte ich es durch den Umstand gerechtfertigt, dass nach dem Stande der bis jetzt zu gewinnenden Uebersicht der Ver-

Fig. 57.



18 cm

Fig. 58.

8  
17

hältnisse, die Zeitbestimmung beider Fundstücke unmöglich eine wesentlich verschiedene sein kann. Nicht allein weil die Anwendung von Tauschirarbeit auf einheimischen Arbeiten früherer Zeit bisher nicht nachzuweisen ist, sondern auch weil überhaupt die ganze Technik und die Art,

wie die gleich weite Tülle mit der von ihr auslaufenden Rippe sich von dem Blatte der Klinge absetzt, als eine schwierige und selten ausgeführte Aufgabe der Schmiedearbeit zu betrachten ist, und damit als Zeugnis vollendeter Aufnahme römischer Kunstfertigkeit gelten muss \*).

\*) Eine Unterscheidung der einheimischen Waffen des vierten Jahrhunderts von jenen des fünften und der späteren Zeit ist erst aus einigermaßen sicher datirten Funden zu erwarten. Die mit Silber plattirte und mit Drachenverzierungen geschmückte Lanzen Spitze, welche Baer in den „Gräbern der Lieven“

Gegen eine zeitliche Gleichstellung der bei Müncheberg in der Altmark gefundenen Lanzenspitze (Fig. 58) mit jener des Ulmer Friedhofes kann die Verschiedenheit ihrer Bezeichnung mit christlichen und heidnischen Symbolen keinen Einwand bieten, da selbst auf Spangen, welche offenbar dem sechsten und siebenten Jahrhundert angehören, heidnische Inschriften nachgewiesen sind, und ein Nebeneinanderbestehen und selbst eine Mischung heidnischer und christlicher Anschauung ein besonderes Merkmal dieser Periode bildet.

Die Zeichen und Verzierungen dieser Eisenlanze sind wie jene des Ulmer Speeres, aus Einlagen von Silberfäden gebildet, welche leider durch die Wirkung eines Feuers, welchem die Waffe ausgesetzt war, theilweise ausgeschmolzen und etwas beschädigt sind. Die eine Seite des Speerblattes *a* hat eine Inschrift in Runen und ein eigenthümliches Zeichen mit zwei gabelförmigen, nach oben und unten gerichteten, an den Spitzen aufgerollten Zinken. Auf der anderen Seite *b* erscheint diesseits der Rippe eine halbmondförmige Bogenlinie, jenseits das für Heiden wie Christen bedeutungsvolle Hackenkreuz, und über demselben eine Figur, welche aus drei von einem Punkte auslaufenden Halbkreislinien besteht, wie der krummlinige Dreispitz, das triquetrum, welches, ungewiss ob als symbolisches Zeichen oder einfaches Ornamentmotiv, von der ältesten Zeit bis zu der merovingischen Periode und noch weiterhin, auf Gefäßen und Geräthen sich verwendet zeigt.

Die einzige bekannt gewordene Erklärung dieser Zeichen und der Inschrift von Herrn Prof. Dietrich in Marburg\*) erkennt in den Figuren heilbringende Symbole für den Besitzer: in dem triquetrum einen Stern mit drei Strahlen als Zeichen himmlischer Führung, in dem Kreuze das Sinnbild göttlicher Kraft und des segensbringenden Blitzes als Zeichen Thor's. In der gegenüberstehenden Bogenlinie findet er die Gestalt der Schlange, hier als Andeutung des Wunsches der Unversehrtheit und des Heils für den Besitzer. Von den Zeichen auf der andern Seite *a* des Speers hält er das eine, der Inschrift gegenüber, für eine abgekürzte Darstellung des fulmen, der auf Bildwerken von der Hand des Donnergottes gehalten wird, und auch auf antiken Wurfgeschossen erscheint, bei welchen er die tödtliche Wirkung, die man der Waffe anwünscht, symbolisiren soll. Im Zusammenhange mit dieser Deutung erscheint die Bogenlinie über der Schrift als Schlange, hier mit der Bedeutung des tödtlichen Bisses,

---

Taf. IV, Fig. 7 aus den Funden von Segewolde veröffentlicht, gehört dem Style ihrer Ornamente nach einer weit späteren Zeit an, und das von Worsaae, Afbildninger Nr. 347 abgebildete, mit Kreisornamenten in Silbereinlage verzierte Speereisen trägt dagegen den vollen Charakter römischer Arbeit.

\*) Ueber die Runeninschrift des Speeres von Müncheberg. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, des germanischen Museums. Nürnberg, XIV. Jahrgang 1867, Nr. 2. Februar.

den man dem Speere wünschte, eine Annahme, zu welcher die Inschrift selbst Berechtigung bieten soll. Dieselbe lautet nach jener Erklärung in lateinischen Buchstaben ausgedrückt: ANG NAV, Speer zerstoße, zermalme (sc. den Feind), ang abgekürzt für ango-hasta, nau Imperativ von alth. nouwan, mhd. nouwen-tundere, conterere. Durch die Runeninschrift soll in Uebereinstimmung mit den nebenhergehenden symbolischen Zeichen der Speer besprochen werden, dass er richtig und tödtlich treffe. Zeichen und Inschrift fordern wohl noch eingehendere vielseitige Prüfung.

Alle die bis jetzt besprochenen leichteren Speerformen dürfen wohl vorzugsweise als Wurfspeere betrachtet werden, welche selbst zu Pferde gebraucht werden konnten.

Die langobardischen Reiter namentlich waren in der Führung der Wurflanze sehr geübt, und wussten „in scharfem Wettrennen, dass die Pferde von den Sporen bluteten“, ein rückwärts aufgehängtes Ziel zu treffen \*).

Auch im Hildebrandsliede erscheint der Wurfspeer in der Hand der berittenen Helden, und Hadubrand spricht: Mit dem Gere soll man Gaben des Gegners empfangen, von welchem Speerwurf zu erwarten ist \*\*). Beim Beginn des Zweikampfes entsenden beide die scharfen Schauer der Eschenspeere, dass sie an den Schilden haften \*\*\*).

Dass die fränkischen Reiter noch in der Mitte des neunten Jahrhunderts Wurfspeere führten, ergibt sich aus Nithard's Schilderung der Kampfspiele bei der Zusammenkunft Ludwig des Deutschen und Karl des Kahlen nach der Schlacht bei Fontanit.

Im Reiterkampfe erscheint der Ger sowohl in dem Waltharliede †), wie in den Nibelungen bei der Schlacht gegen Sachsen und Dänen: V. 217: dô sach man über helme fliegen manegen gër.

\*) Vita St. Barbati. Bericht über einen in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts noch üblichen heidnischen Brauch bei dem heiligen Baume vor den Mauern Veronas.

\*\*\*) mit gëru scal man geba imfahan... wili mih dinu speru werpan.

\*\*\*\*) do létun sê aerist askim scritan scarpên scurim dat in dem sciltim stónt. Die Uebersetzung, wie sie Hüppe und Andere von dieser Stelle mittheilen: „Da liessen sie erst mit den Eschen schreiten (die Rosse) mit scharfen Schauern etc.“ will nicht passen. Die Speere treffen nicht, wie beim Lanzenrennen im Zusammenstoß, sondern im Wurf. Die Bezeichnung Schauer, Eisenschauer, gilt in den alten Liedern nur für den Pfeil- und Speerschuss. Erst nach dem Wurf der Gere nähern sich die Helden zum Schwertkampf: „dô stóptun tô samane“,

†) Continuoque hastae volitant hinc indeque densae  
Fraxinus et cornus ludum miscabant in unum  
Fulminis inque modum cuspis vibrata micabat. V. 185.

Im fünften und sechsten Jahrhundert muss überhaupt der Gebrauch des Wurfspeers bei den Franken vorgewaltet haben. Bei Sidonius Apollinaris\*) und Gregor v. Tours\*\*) erscheint die *hasta* und *lancea* vorzugsweise als Wurfwaffe.

Amalarich, Gunthram Boso und Waddo fallen durch Speerschüsse (*emissa, ejecta lancea*). Auf die Diener des Claudius werden sogar in die Kirche, wohin sie sich geflüchtet, Lanzen geworfen (*hastas injiciunt*). Gundowald wird vor dem Speerschuss Ollos' durch seine Panzerringe geschützt. In dem gerichtlichen Zweikampfe, welcher eines Jagdfrevels im königlichen Parke wegen ausgefochten werden muss, wird vor dem Kampfe mit dem Schwerte der Speer geworfen, ein Gebrauch, der wie bei diesem vom König Gunthram im Jahre 590 angeordneten Zweikampfe (*rex campum dijudicat*) bei allen gerichtlichen Entscheidungen durch die Waffen, bis zum 15. Jahrhundert erhalten blieb\*\*\*).

Diesen bestimmten, von den Grabfunden bestätigten Zeugnissen Gregor's gegenüber kann den Schilderungen, welche Procopios und Agathias von der fränkischen Bewaffnung geben, nur eine sehr beschränkte Bedeutung bleiben.

Wenn nach dem ersteren bei dem Einfalle Theodebert's in Italien nur das Reitergefolge des Königs mit dem Speere ausgerüstet war, das übrige Heer dagegen ausser der Axt keine Wurfwaffe führt, und Agathias nur das Beil und den Bogen als Waffe der Franken unter Butilin erwähnt, so kann dies nur für diese bezeichneten Feldzüge etwa seine Geltung haben.

Ebenso sind die Schilderungen des Geschichtschreibers der gothischen und vandalischen Kriege, von der Kampfweise der Ostgermanen nur auf die Vorgänge der letzten Entscheidungskämpfe zu beziehen. 50 Jahre früher noch hatte der grosse Theoderich die unausgesetzte Übung mit dem Wurfspeer und Bogen seinem Volke geboten, wie es sowohl das Lobgedicht des Ennodius als bestimmte Verordnungen nachweisen, mit welchen er die kriegerische Tüchtigkeit der Eroberer Italiens während der Ruhe des Friedens durch Belebung der alt-nationalen Kampfspiele erhalten wollte.

---

\*) *Intortas praecedere saltibus hastas.* Sid. Apoll. Paneg. Majorian.

\*\*) Greg. III, 10, V, 26, VII, 29, IX, 35, 38, X, 10.

\*\*\*) Die Fechtbücher des Hans Dalhofer geben von der althergebrachten Art der gerichtlichen Zweikämpfe mit Speer und Schwert, mit Schild und Kolben (*cum scutis et fustibus*) noch eine vollständige Anschauung.

Bei diesen aber war der Speer von erster Bedeutung, so dass von dem römischen Feldherrn Aetius, der selbst von nordischer Herkunft war, berichtet wird, dass er nach dreijährigem Aufenthalt als Geißel bei Alarich, und darauf bei den Hunnen eine unermüdliche Ausdauer in dem Gebrauch des Wurfspeers erlangt hatte\*).

Bei den Gothen aber muss seit der Zeit Theoderich's, wie in vielen anderen Verhältnissen, auch eine Aenderung in dem Heerwesen und der Kampfweise eingetreten sein.

Procopios beschränkt die Bewaffnung der gothischen Reiter nur auf Schwert und Speer, und erblickt hierin den Grund der grossen Nachtheile, welche sie durch einen Feind erleiden, der nur Fernwaffen gebraucht und sich dem geschlossenen Gefechte zu entziehen wusste\*\*).

Nichtsdestoweniger erscheint auch der Wurfspeer bei den einzelnen Zweikämpfen zwischen dem gothischen und byzantinischen Heere in der Hand berittener Gothen, und der griechische Berichterstatter giebt selbst eine ausführliche Schilderung von der Geschicklichkeit, mit welcher die Gothen die Wurflanze zu führen wussten\*\*\*).

Ihr König Totilas in der Absicht, die Schlacht bei busta Gallorum gegen Narses zu verzögern, gewährt den gegenüberstehenden Heeren den Anblick eines vollendeten Kriegers. In prachtvoller Goldrüstung auf einem trefflichen Pferde zeigt er sich vor den Reihen, die schwierigsten Reitübungen ausführend, schleudert seinen Speer, der mit Bändern aus brennend leuchtendem Purpur verziert ist, in die Luft, fängt ihn wieder auf, wirft ihn auf die zierlichste Weise von einer Hand in die andere, wendet und schwingt sich hin und her auf dem Pferde, wie es nur eine von Jugend auf erlangte Geschicklichkeit vermag. Durch dieses auffallende und anziehende Schauspiel, welches er von Morgen bis Mittag fortsetzt, fesselt er die feindlichen Zuschauer, bis seine erwarteten Hülfsstruppen angelangt sind.

Auch die Germanen, welche auf Seiten der Byzantiner an dem gothischen Kriege theilnehmen, Langobarden, Gepiden, Heruler, führen den Wurfspeer, und Totila selbst erhält seine Todeswunde durch den Ger des Heldenjünglings Asbad, des Führers der Gepiden.

Dagegen sind es besonders die letzten Entscheidungsschlachten gegen Belisar und Narses, in welchen die Vandalen mit dem Schwert, und die Gothen mit dem Speer den Gebrauch aller Wurf- und Schuss-

---

\*) Gregor Tur. II, 8, nach Renatus Frigeridus.

\*\*) Procopios: bell. goth. I, 27.

\*\*\*) Procopios: bell. goth. IV, 31.

waffen verschmähend, zum Kampfe von Mann gegen Mann herandrängen. Mit der vollsten Todesverachtung, überschüttet von dem Hagel der Pfeile und Geschosse jeder Art, stürmen sie auf den Feind (wie noch jetzt unser Fussvolk auf den Schuss verzichtend, in gefährlicher Lage der Schlacht den Entscheidungskampf mit dem Bajonnet sucht), eine Kampfweise, welche Byzantinern und Romanen als vollkommen fremd und thöricht erscheint, und sich nur aus der eigenthümlichen Sinnesart der deutschen Stämme erklären lässt.

Den Speer für das Lanzenrennen zu Pferde finden wir auch bei den Langobarden \*) und Franken, wie eine Stelle Gregor's bezeugt \*\*).

Im Kampfe mit Gunthram Boso trifft Herzog Draccolen denselben in vollem Rosseslaufe mit seiner Lanze, der Stoss hat keine Wirkung, der Schaft zersplittert und die Klinge fällt zu Boden. Gunthram dagegen durchbohrt mit erhobenem Speer den Hals seines Gegners.

Die Spitze dieser von den Reitern geführten Stosslanze bedürfte keiner besonderen Grösse und Schwere, da sie durch die Wucht des vorwärts eilenden Pferdes ihre Wirkung erhielt, dagegen musste der Speer des Fusskämpfers bei steigender Ausbildung der Schusswaffen bei dem allgemeinen Gebrauch des Panzerhemdes und des eisenbeschlagenen Schildes eine zunehmende Verstärkung erfahren.

Wir können dies theilweise schon aus den oben mitgetheilten Lanzenformen ersehen, welche den römischen nachgebildet sind, die ihrerseits ursprünglich schon auf metallene Schutzwaffen berechnet waren. Von jenen bildet schon Fig. 55 aus den Gräbern von Bessungen durch seine grössere Schwere und seine Länge von 33 cm, den Uebergang zu einer Gestaltung der Wurflanze, welche dieselbe auch zum Stosse gegen festere Schutzmittel geeignet macht, und zu jenen Speereisen unserer Gräber, welche die Länge von  $1\frac{1}{2}$  Fuss erreichen und überschreiten.

Ihre Zahl ist im Vergleiche zu den kürzeren Lanzenspitzen weit bedeutender und steht in umgekehrtem Verhältniss der lancea major zu der framea der alten Zeit.

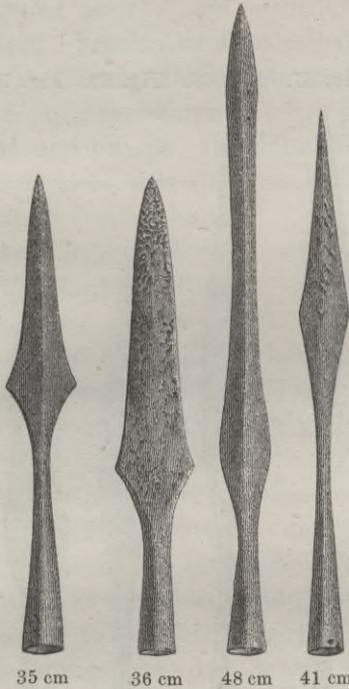
Die Gruppe der in Fig. 59 bis 62 vorliegenden Speere ergibt Formen, welche auf keinem Friedhofe dieser Zeit fehlen. Am häufigsten

\*) Paul Diac. V, 10.

\*\*\*) Gregor V, 25. Draccolenus calcaneorum ictibus urgens equum ad illum veloci cursu dirigit et casso eum verberans ictu, hastili diviso, ensis ad terram ruit. Gunthramnus vero . . . elevato conto Draccolenum aretat in faucibus.

ist die einfache rautenförmige Gestalt der Lanze wie Fig. 62. Die oberen Schneiden, welche die Spitze bilden, zeigen sich jedoch oft in mannigfacher Weise nach Innen ausgeschweift, die Seitenspitzen mehr oder minder scharf hervortretend.

Fig. 59. Fig. 60. Fig. 61. Fig. 62.



Die Figuren 59, 60 und 61 stammen aus den Gräbern von Bessungen bei Darmstadt (Grossh. Privatscabinet). Fig. 61 aus den Gräbern von Oberhausbergen bei Strassburg. Mus. Mainz.

Zu der folgenden Gruppe zählen die grössten Lanzenbildungen dieser Zeit. Die Grundgestalt ist rautenförmig oder blattförmig. Angelsächsische Gräber bringen auch sehr lange und schmale Speerklingen mit sehr kurzer Tülle\*) oder mit einer Angel zum Einschieben in den Schaft, wie es wenigstens bei einigen Fundstücken, namentlich der Gräber von Ozingell (Kent\*\*) der Fall zu sein scheint. Solche

Speere sind auf deutschem Boden bis jetzt nur aus den schleswigschen Moorfundnen, namentlich jenem von Nydam, bekannt\*\*\*).

Die Fundorte der auf der nächsten Seite abgebildeten Speereisen sind folgende: Fig. 63 Oberolm (Mus. v. Mainz). Fig. 64 Pfullingen Ob. A. Reutlingen (Mus. Stuttgart). Fig. 65 Nackenheim (Mus. v. Mainz). Fig. 66 Nürtingen (Mus. Stuttgart). Fig. 67 Bessungen (Privat.-Cab. des Grossherzogs). Fig. 68 Wallstadt bei Mannheim (Mus. v. Mannheim). Fig. 69 Bessungen, wie Fig. 67.

Selten und eigenthümlich ist die Bildung der Lanze Fig. 69, bei welcher die Seitenflächen der blattförmigen Klinge nicht in gleicher Ebene liegen, und die eine höher, die andere tiefer sich an die Rippe schliessen. Aehnliche Formen fanden sich nur bei einigen angel-

\*) Inventorium sepulchrale pl. XIV, 13, 15.

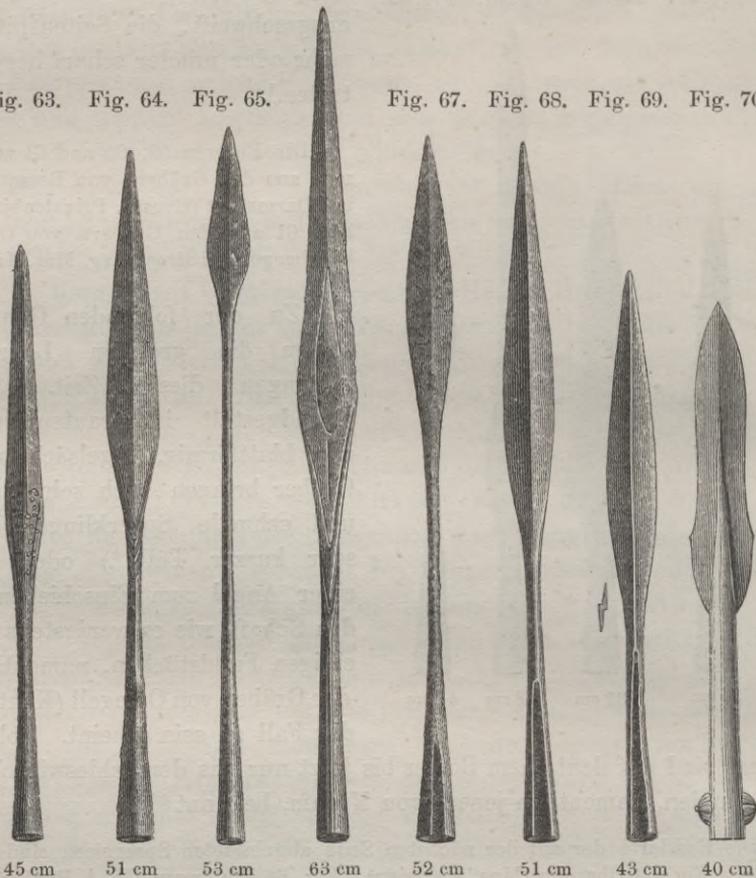
\*\*) Collectanea antiqua by Ch. Roach Smith. Vol. III, pl. Fig. 20.

\*\*\*) Engelhardt, Denmark in the early Iron Age. pl. XI. Nydam Fig. 39, 42, 45.

sächsischen Speeren aus den Gräbern bei Harnhamhill\*) und Little Wilbraham\*\*). Kemble und Ackermann\*\*\*) glauben, dass diese

Fig. 66.

Fig. 63. Fig. 64. Fig. 65. Fig. 67. Fig. 68. Fig. 69. Fig. 70.



Bildung der Klinge eine Rotation der Lanze während des Wurfs zum Zwecke hatte, wie sich dieselbe bei gleichartigen indischen Lanzen und den Asagaien der Südafrikaner bewähren soll. Ist dies der Fall, so erklärt es zugleich den sonst dunkeln und für eine Wurflanze unzutreffenden Ausdruck, mit welchem im Walthariede v, 1289 der Speerwurf Haganos als „wirbelnd“ bezeichnet wird: „sed illam (hastam)

\*) John Yonge Akermann. An account of Excavations in an Anglo Saxon Burial ground at Harnhamhill near Salisbury.

\*\*\*) Horae ferale or Studies in the archaeologie of the Northern Nations by M. Kemble. pl. XXVII, Nr. 5.

\*\*\*) Pagan Saxondom by J. Yonge Akermann. pl. X.

turbine terribilem tantò et stridore volantem“ Wie sie sausend in schrecklichem Wirbel daher fliegt.

Von diesen Speereisen, welche im Allgemeinen eine wohlgebildete Gestaltung zeigen, sind manche mit besonderen Verzierungen ausgestattet. Fränkische Lanzen haben, wie bei Fig. 63, eingeschlagene kleine ringförmige Ornamente, und eingravirte Linien längs dem Rande ihrer Schneiden, während andere und auch alamannische öfter, wie bei Fig. 64 und Fig. 66, am Halse der Tülle durch eine Reihe von eingefeilten, nicht ohne Geschmack vertheilten Rippen eine leichtere und elegantere Form erhalten.

An burgundischen Lanzen finden sich hier und da einfache, um die Tülle laufende Ringe eingravirt\*). In Frankreich wurden solche Verzierungen bis jetzt noch nicht beobachtet, vermuthlich nur deshalb, weil man dort der Reinigung des Eisenwerks keine Sorgfalt zuwendet, dagegen sind zum Theil reichverzierte Speereisen der sächsischen Periode von Kemble und Roach Smith veröffentlicht worden\*\*).

Die meisten der vorliegenden Speerklingen, zumal alle mit geschlossener Tülle, waren an dem Schaft durch zwei Stifte, oder einem einzigen aber durchlaufenden Nagel befestigt, welcher an seinen beiden hervorstehenden Enden öfter mit geschmackvoll ausgefeilten Bronzeknöpfen, wie bei Fig. 70, besetzt ist. Dieser Nagel der *clavus hastae* wurde, um den Schaft an der Spitze nicht allzu sehr zu schwächen, so weit als immer möglich gegen den äussersten Rand der Tülle hin befestigt, und es giebt deshalb ein Maass für die Kraft des Wurfes oder Stosses, wenn der Speer bis zum Nagel, also mit seiner ganzen Eisenspitze eindringt, wie im *Waltharliede* der *Speerwurf Haganos*, bei welchem sich die Lanze *usque ad clavos* in die Erde bohrt.

Eine andere Art der Befestigung namentlich bei Speereisen mit offener Tülle wurde durch mehr oder minder starke Ringbänder gebildet.

Der Schaft selbst bestand aus dem zähen und zugleich leichten Holze der Esche und des Hartriegels, aber auch der Fichte, wie es wohlerhaltene Reste nachweisen.

---

\*) Baudot, *Memoire: sur les sepultures de l'epoque merovingienne* pl. II, Fig. 10 bis 12. Die reichverzierte *lance-coutelas* Nr. 13 dieser Tafel ziehen wir hier und überhaupt nicht in Betracht, weil diese Waffe offenbar einer späteren Zeit angehört.

\*\*\*) Kemble, *Horae ferale*. pl. XXVII, f. 6. Roach Smith, *Collect. ant.* Vol. III, p. 37, Fig. 6.

Ein Beschlag an dem unteren Ende des Schaftes, wie sich dasselbe bei römischen Lanzen findet, ist wohl hier und da in angelsächsischen Gräbern, in Deutschland aber noch nicht beobachtet worden.

Eine besondere Art der Lanzenspitzen bilden die neben abgebildeten, meist starken und schweren Speereisen mit ihren unten bei

Fig. 71. Fig. 72. Fig. 73. Fig. 74.



der Tülle vorspringenden, etwas nach oben gerichteten Hacken und ihren sonst ungewöhnlichen Beschlagleisten, welche zum Theil weit über den Schaft herabreichen.

Ogleich in den Grabfeldern aller deutschen Stämme aufgefunden, ist diese Form doch verhältnissmässig eine seltene. Das Mainzer Museum besitzt zwei solcher Speereisen, Fig. 71 und Fig. 74. Fig. 72 und Fig. 73 stammen aus den Gräbern bei Bessungen, und befinden sich im Grossherzoglichen Privat-Cabinet zu Darmstadt. Namur hat aus den Gräbern von Greisch ein solches veröffentlicht\*), und

v. Bonnstetten\*\*) ein gleiches aus burgundischen Gräbern bei Severy in der Waadt. Baudot bringt zwei aus den Gräbern von Charnay\*\*\*), und Abbé Cochet fünf aus den von ihm untersuchten Gräberfeldern der Normandie †).

Man hat in dieser Speerform früher ziemlich allgemein den Ango, die Hackenlanze, welche Agathias den Franken zutheilt, und die

\*) Public. de la société archéol. de Luxembourg. Taf. IV, Fig. 18.

\*\*) G. de Bonnstetten, Recueil d'antiquités suisses. pl. XXIII. f. 6.

\*\*\*) Mém. sur les sepultures de l'époque méroving. pl. II, Fig. 8 und 11.

†) Abbé Cochet, La Normandie souterraine, p. 283.

lancea uncata, deren Sidonius Apollinaris erwähnt, erkennen wollen, ohne zu bedenken, dass bei demANGO die Haken nicht zu unterst an der Tülle, sondern an der Spitze angebracht waren, und dass der eigentliche Hakenspeer zu allen Zeiten und bei allen Völkern mit Widerhaken versehen ist, welche keineswegs das Eindringen der Lanze hindern, sondern nur das Herausziehen derselben erschweren.

Bei den vorliegenden Formen aber sind offenbar die seitwärts vorstehenden Haken bestimmt, das Eindringen des Speeres weiter, als bis zu der Hemmung, die sie bieten, unmöglich zu machen.

Wären dieselben, wie man theilweise angenommen hat, zum Abreissen der gegnerischen Schutz Waffen bestimmt gewesen, so mussten sie an ihren Spitzen jedenfalls mehr nach rückwärts gebogen sein, um von dem einmal Erfassten nicht wieder abzugleiten.

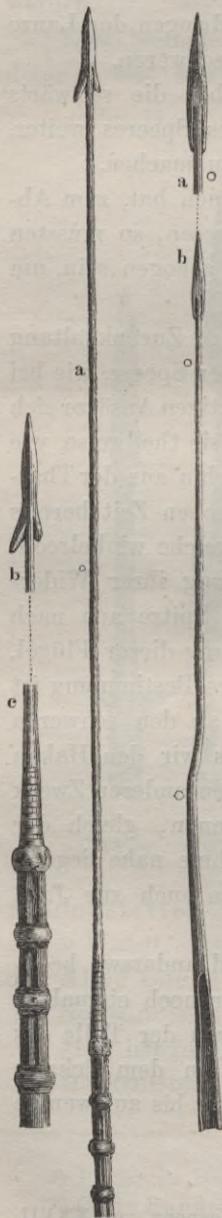
Dagegen ergibt sich ihr Zweck zur Hemmung und Zurückhaltung des Schaftes noch weiter daraus, dass bei einigen dieser Speere, wie bei Fig. 73 und 74, an dem äusseren Ende dieser hakenartigen Ansätze sich nicht einmal gekrümmte Spitzen befinden, und dass sie theilweise, wie bei Fig. 72, nur aus runden Knöpfen bestehen; fernerhin aus der That sache, dass diese Haken bei Lanzen der karolingischen Zeit bereits zu einer Art von Flügelansätzen ausgebildet sind, welche winkelrecht von der Speerklinge auslaufen, und eine Verstärkung ihrer Widerstandskraft dadurch erhalten, dass sie von ihrer Spitze aus nach unten zu rasch an Breite zunehmen\*). Die Richtung dieser Flügel, welche jene des Speereisens geradezu kreuzt, und ihre Bestimmung ist genau dieselbe, welche dem querlaufenden Knebel an den schweren Jagdspeeren für Bären und Eber zukommt, so dass wir den Haken unserer merovingischen Speerklingen nicht wohl einen anderen Zweck als zum Aufhalten des Lanzenstosses zuweisen können, gleich der Mora an den antiken Jagdspeeren, und die Annahme nahe liegend finden, dass diese seltenere Speerform vorzugsweise auch zur Jagd gebraucht wurde.

Ganz ungewöhnlich, und bis jetzt noch nirgend anderswo beobachtet, ist die Art des Beschlags von Fig. 72, welcher noch einmal so weit als seine ganze, jetzt noch vorhandene Länge von der Tülle des Speers bis zum untersten Ringbände reicht, sich an dem Schaft abwärts fortsetzte, an dieser Stelle aber durch den Rost bis auf wenige erkennbare Ueberreste zerstört ist.

\*) Siehe auch Kemble, *Horae ferale. Teutonic Weapons.* pl. XXVII, Fig. 2 und 6.

Die merkwürdigste und ungewöhnlichste aller Speerformen der Grabfunde merovingischer Zeit aber ist der Ango, die eigentliche

Fig. 75. Fig. 76.



Hakenlanze, welche aus einer 4 Fuss langen Eisenstange besteht, auf welcher sich eine kurze starke, vierkantige, mit Widerhaken versehene Spitze befindet.

Uebergangsformen zu dieser eigenthümlichen Speerbildung bieten uns zwar schon die Figuren 65 und 67 in jenen Lanzenspitzen auf ungewöhnlich verlängertem Halse der Klinge, die sich auf den Grabfeldern aller germanischen Stämme bis nach England hinüber finden \*). Auch unter den schleswigschen Moorfunden \*\*) zeigen sich nächstverwandte Bildungen von schmalen, mit Widerhaken versehenen Lanzenspitzen auf langem Eisenschaft.

Fig. 77.



Allein Speere genau von der Art und dem Grössenverhältniss wie Fig. 75 bis Fig. 78 sind bis jetzt nur in den Gräbern der Alamannen, Burgunden und zumeist in jenen der Franken gefunden.

Fig. 78.



Von den abgebildeten Angonen gehören die beiden, Fig. 75 aus den

\*) Roach Smith, Inventorium sepulcrale; plate XIV, spears 12, 16, 19 haben einen längeren Eisenschaft, und Nr. 4 auch eine Spitze mit Widerhaken.

\*\*) Engelhardt, Dänemark in the early iron age. pl. XI, Nydam. Hier ergeben die Nummern 23 bis 27 alle Eigenschaften der Angonen, mit Ausnahme der verstärkten vierkantigen Spitze. Bei den übrigen Speereisen dieses Fundes hat die Eisenstange nicht die charakteristische Länge, die Beschreibung der Waffen, welche der Text giebt, ist ohne Maassangabe und viel zu oberflächlich.

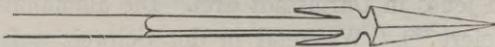
Gräbern von Selzen, und Fig. 76 aus jenen bei Worms, dem Mainzer Museum, die Fig. 77 aus den Gräbern von Wiesbaden, und Fig. 78 aus jenen bei der St. Johanniskirche in Lahnstein, dem Wiesbadener Museum.

Die Gesamtlänge des Speeres schwankt zwischen 80 cm als dem kleinsten und 124 cm als dem grössten Maasse, welches der Ango von Selzen, und einige andere des Rheinlandes erreichen. Die durchschnittliche Grösse beträgt 1 m. Die Stärke der Eisenstange, die nur bei einigen Lanzen durch Verrostung umfangreicher erscheint, ist jedoch überall ziemlich dieselbe, und nicht grösser, als es die beabsichtigte Wirkung der Waffe, und die Möglichkeit einer raschen Durchbohrung von Schild und Panzer bedingte.

Dafür bedurfte es mehr einer geschickten Construction der Spitze, als einer ausserordentlichen Stärke und Schwere der Eisenlanze. Die Länge derselben gab schon dem Wurfe und Stosse den hinlänglichen Nachdruck, und so erklärt auch die verhältnissmässig geringe Stärke des eisernen Schaftes, dass derselbe, offenbar in Folge seines Gebrauches im Gefecht, öfters gekrümmt und verbogen, wie bei Fig. 76, in den Gräbern gefunden wird.

Die Spitze, im Durchschnitt 9 cm lang, ist um die Hälfte, öfter noch um ein ganzes Mal stärker, als der Eisenschaft. Ihr Durchmesser beträgt 12 bis 16 mm. Sie ist immer vierkantig, wie jene der Armbrustbolzen des Mittelalters. Oefter zeigen sich, wie bei Fig. 77, winkelförmig auf den Kanten zusammenlaufende Einfeilungen in der Mitte zwischen dem oberen Theile der Spitze und dem unteren, von welchem die Widerhaken auslaufen. Aber sehr selten, in Deutschland bis jetzt noch nicht, findet sich eine so bestimmte Scheidung dieser beiden Bestandtheile, wie sie die unter Fig. 79 abgebildete Spitze

Fig. 79.



eines kürzlich bei Arcy (Aisne) entdeckten angos ergibt. Der Widerhaken sind meistens zwei an der Zahl; nur an einem einzigen Ango, jenem von Remenecourt in Lothringen, finden sich vier Widerhaken. Sie haben die durchschnittliche Länge von 3 cm, und zeigen sich bei den rheinischen Fundstücken oftmals\*) an die Stange festgeklemmt, ohne

\*) Keineswegs ist dies immer der Fall, wie C. v. Specht, Geschichte der Waffen, S. 380, voraussetzt, und darin einen Grund gegen die Zweckmässigkeit dieser Widerhaken wie gegen die Erklärung der betreffenden Speere als Angonen finden will.

Zweifel in Folge der Durchbohrung eines Gegenstandes von grosser Widerstandsfähigkeit. Der Eisenschaft hat selbst oben an der Spitze einen Durchmesser von 8 bis 9 mm, und verstärkt sich im Ganzen wesentlich erst ganz unten gegen die Tülle hin zu 12 bis 15 mm. Seine Form ist entweder vollkommen rund oder oben gegen die Widerhaken zu vierkantig, unten bei der Tülle sechskantig.

Die Tülle selbst ist verhältnissmässig immer sehr tief und lang, entweder an der einen Seite offen, wie bei Fig. 76, oder durch vier eiserne Streifen gebildet. In beiden Fällen wird sie durch Ringbänder an den Holzschaft befestigt. Der letztere wurde längs der offenen Stelle der Tülle durch aufgelegte Streifen aus starkem Eisenblech geschützt, welche von den Ringen festgehalten werden, eine Art der Sicherung, welche bei einem burgundischen Ango (Baudot, Taf. II, Nr. 4) noch erkennbar, am besten aber bei jenem der Gräber von Welschingen, des Museums von Constanz, erhalten ist\*).

Jene Ringbänder sind oftmals sauber gearbeitet, wie bei dem Angon von Selzen, an welchem auch die Eisenstange oberhalb der Tülle mit Bandstreifen von Messingeinlagen verziert ist.

Im Allgemeinen zählt dieser eigenthümliche Speer zu den gewählteren Waffen, die nur von ausgezeichneten und angesehenen Kriegern geführt wurden. Er findet sich nur selten, immer nur in den am reichsten ausgestatteten Gräbern, zum Theil bei mitbegrabenen Pferden.

Die Funde aller Länder zusammengerechnet, kann die Zahl der Angonen nicht höher als auf 35 gerechnet werden. Die meisten sind in den rheinfränkischen Gräbern zu Tage gekommen. Das Museum in Mainz besitzt allein schon deren sechs, das Museum von Wiesbaden zehn, und jenes in Darmstadt drei. Die alamannischen Gräber haben vier geliefert\*\*). Während in der Schweiz auf den burgundischen Friedhöfen, welche ohnehin an Speereisen ärmer sind, kein einziger Ango gefunden ist, ergaben jene bei Charnay\*\*\*) vier solcher

---

\*) Siehe meine Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Bd. III, Heft IX, Taf. 5. Angonen.

\*\*\*) Einer aus den Gräbern von Langenenslingen befindet sich im Fürstlich Hohenzollernschen Museum zu Sigmaringen, und der andere aus den Gräbern von Nordendorf in dem bayerischen Nationalmuseum zu München, der dritte in Stuttgart, der vierte in Constanz.

\*\*\*) Baudot, Memoire sur les sepultures de l'epoque merovingienne pl. II, Nr. 1 — 4.

Waffen, Lothringen \*) hat drei, Belgien (Samson) eine gleiche Zahl aufzuweisen \*\*), und fünf brachten die Friedhöfe des unteren Seinegebietes \*\*\*), und einen jenes der Aisne. Von dieser Zahl fallen demnach 27, also weitaus die grösste Mehrzahl, auf den austrasischen Theil des alten Frankenreichs, 4 auf Burgund und 4 auf Neustrien.

Wenn früher über die Bezeichnung dieser Hakenlanze lange noch eine grosse Unsicherheit herrschte, so haben die Funde der neueren Zeit keinen Zweifel darüber lassen können, dass wir in derselben jenen Speer erkennen müssen, welchen Agathias II, 5, als eine den Franken vorzugsweise eigenthümliche Waffe bezeichnet. Seine Schilderung lautet im Wesentlichen: „Die Angonen sind nicht ganz kurze, aber auch nicht sehr lange Speere, zum Wurfe tauglich, wie zum Kampfe in der Nähe. Sie sind zum grössten Theile mit Eisen bedeckt, so dass vom Holze nur wenig, und kaum so viel als für das untere Beschläg hinreicht, zu sehen ist. An dem oberen Theile des Speeres ragen jedoch auf beiden Seiten gekrümmte Spitzen vor, welche hakenförmig zurück- und abwärts gebogen sind. Im Kampfe wirft der fränkische Krieger den Angon, der, sobald er den Körper trifft, überaus tief eindringt und von dem Verwundeten nicht herausgezogen werden kann, der Widerhaken wegen, welche furchtbare und tödtliche Schmerzen verursachen. Sieht dieses der Franke, so springt er hinzu, drückt durch einen Tritt auf den Speer mit der Last seines Körpers den Schild des Gegners herab und tödtet den nun Unbedeckten mit der Axt oder einem anderen Speer.“

So gewiss nun die Beschreibung dieser Waffe durch die Grabfunde bestätigt wird, so unsicher erscheint dagegen die Angabe des Agathias über ihre Eigenschaft als Nationalwaffe der Franken, insofern darunter eine von Alters her eigenthümlich germanische, nicht von auswärts überkommene Waffe verstanden werden soll.

Allerdings bleibt es bemerkenswerth, dass ein Speer, dessen Eisen spitze von gleicher Länge mit dem Schafte ist, bei Bastarnen †) wie

\*) Museum Schöppfni von Oberlin thesaur. sepulcr. Virodunensis tab. XVI, Fig. 7. M. Widrange, Ueber das Grabfeld von Remeneourt. Memoires de la soc. philomatique de Verdun. T. III. p. 211. pl. III. Fig. 39.

\*\*) Annal. d. l. Soc. archéol. de Namur 1860. Eugene del Marmol, Le cimetièrre franc de Samson.

\*\*\*) Abbé Cochet, Sepultures Gauloises, Romaines, Franques et Normandes, p. 215.

†) Quos duce Teutagono crudi mora corticis armat, aequaque nec ferro brevior et romphaea ligno. Val. Flaccus. Argonauticon VI.

Thrakern\*) erscheint, und dass seine Bezeichnung als Romphaea noch im achten Jahrhundert für die Waffe eines fränkischen Helden, des Herzogs Herich von Friaul, gebraucht wird: „Wo der Tapfere im Kampfe fiel mit zerspaltenem Schild und blutiger Romphaea“\*\*).

Ebenso ist immerhin zu beachten, dass diese thrakische, bastarische und auch fränkische Rumpia die nächsten Beziehungen bietet zu dem vollständig eisernen, mit Widerhaken versehenen Speer der Lusitaner\*\*\*), wie zu dem keltischen gaesum †), und dass selbst die Eisenstangen, welche die Riesen in den deutschen Heldensagen ††) führen, an diese alten Waffen erinnern.

Alles dies möchte wohl darauf hinleiten, jene besondere Speerform, deren Gebrauch von dem Atlantischen Meere durch Mitteleuropa bis zum Pontus euxinus reichte, als eine Eigenthümlichkeit der nördlichen und westlichen Völker zu betrachten, wenn nicht weit ältere Zeugnisse und selbst Denkmale von gleichartigen Waffen bei den Völkern Italiens vorlägen. Die Nachrichten über jenen Speer auf langem Eisenschafte bei den Barbaren, stammen zumeist aus dem dritten und zweiten Jahrhundert, und reichen nicht über die erste Kaiserzeit hinauf, zu welcher römische Waffen bereits allen Völkern des Welttheils bekannt waren.

Das römische Pilum aber, welches ich als das Vorbild des Angon nachgewiesen habe †††), kann selbst in seiner älteren, von Polybios geschilderten Form nur als eine Nachbildung des weit älteren etruskischen Eisenspeeres betrachtet werden, welcher uns in dem Fundstücke eines Grabes bei Vulci lange genug schon ohne Beachtung zu finden erhalten ist §). Wir werden auf die Uebereinstimmung des Pilum mit dem Angon später bei der Betrachtung der römischen, in Deutschland gefundenen Waffen zurückkommen.

\*) Aull. Gellius noct. attic X, 25.

\*\*\*) Paulini versus in obitum Erici ducis Forojuliani anno 799. „Ubi cecidit vir fortis in proelio, clypeo fracto, cruentata rumphaea.“

\*\*\*\*) Sie führen Wurfspeere, welche ganz aus Eisen bestehen, und mit Widerhaken versehen sind. Diodor V, 34.

†) Pollux. Onomast. VII, 33. Der ganz aus Eisen bestehende Speer wird Gaisos genannt. Hesychius lex. V, gaesum hasta tota ferrea.

††) Nibelungenlied, Vers 506.

†††) Die vaterl. Alterthümer der fürstlich Hohenzollernschen Sammlung auf Schloss Sigmaringen, S. 21 u. f., und die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. 1, Heft XI, Taf. 5 und bezügl. Text. Revue archaeologique (Mai 1865). Le pilum lettre à Mr. J. Guicherat.

§) Museum etruscum Gregorianum pl. XXI, Fig. 6.

Der Name des Ango beruht aber nichtsdestoweniger auf deutscher Wurzel: ahd. angō-hamus, uncus (J. Grimm, Wörterbuch d. deutschen Sprache). In dem Latein des Waltharliedes ist der von Agathias gegebene Name mit Tridens übersetzt, weil der Speer mit seinen zwei Widerhaken drei Spitzen zählt. Ganz im Sinne der Schilderung des Agathias schleudert hier der Franke Helmnot den Ango, wie er glaubt, als entscheidende Waffe gegen Walthari, um ihm seinen Schild zu entreissen. Es erscheint bei dem Vorgange nichts Ungewöhnliches, als das Anheften einer starken Leine an den Wurfspeer\*), und dies ist durch die bewährte Furchtbarkeit des Gegners gerechtfertigt, bei welchem die übliche Fechtart mit dem Ango nicht rathsam erscheint. Der Ango wird gegen Walthari ganz als Harpune gebraucht, wie gegen das gewaltige Meerthier, in dessen Bereich sich menschliche Kraft nicht wagen darf.

Angonenförmige Harpunenspeere blieben das ganze Mittelalter hindurch im Gebrauche, besonders bei den seefahrenden Stämmen an der Nord- und Ostsee.

In der Eigilsage erscheint Thorulf mit einem Speere, dessen Eisen zwei Ellen lang in eine gegen oben vierschneidige, gegen unten breitere Spitze endigte, und zwischen Spitze und Schaft lang und stark war. Der Schaft selbst war nicht höher, als dass er ihn mit der Hand erreichen konnte. Eisern war die Speerstange, und der Schaft überall in Eisen gefasst. Diese Speere wurden Brynthvarar (Panzerbrecher) genannt.

Fig. 80.



Selbst eine bildliche Darstellung des Ango aus dem 13. Jahrhundert ist uns auf einem Gemälde in der Chronik des Mathaeus

\*) At nonus pugnae Helmnot successit et ipse insertum triplici gestabat fune Tridentem. V. 982.

Paris erhalten, auf welchem er unverkennbar unter den Waffen einer Schiffsbemannung hervorragt\*).

Wenn der Speer überhaupt mit der Einführung der Feuerwaffe zeitweise ganz aus der Zahl unserer Kriegswaffen verschwand, bei dem Fussvolk vollständig beseitigt, und für die Reiter theilweise erst später in sehr vereinfachter Gestalt wieder aufgenommen wurde, so bleibt es immerhin bemerkenswerth, dass bis zum heutigen Tage noch der Ango in der Harpune mit ihrer Widerhakenspitze auf langem Eisenschaft, in seinem ganzen hochalterthümlichen Charakter und seiner ursprünglichen Bestimmung als Wurfspeer sich im Gebrauch erhielt; mitten unter völlig umgewandelten und neugeschaffenen Kriegs- und Jagdgeräthen einer weit vorgeschrittenen Bildungsperiode.

Neben den Speer als Wurf- und Stosswaffe wäre zunächst das Messer, der Sax, zu stellen, welcher ebenso in beiderlei Weise gebraucht wurde.

Allein weniger noch als der Wurfspeer von der Stosslanze lässt sich das Wurfmesser nach äusseren Merkmalen von den übrigen Arten der Messer unterscheiden, welche den Uebergang zum Schwerte bilden und deshalb später unter gemeinsame Betrachtung zu bringen sind. Ausser der Lanze und dem Messer wurden jedoch auch Hieb- waffen zum Wurfe benutzt: der Kolben und das Beil.

#### b. Der Kolben, der Kampfstock, die Keule, *clava, fustis, baculus*.

Die hochalterthümliche Holzkeule war noch zu merovingischen Zeiten nicht allein in den Händen des Volks, sondern auch als Kriegswaffe gebraucht.

In den Gräbern niedergelegt mussten sie gleich dem Bogen und der Schleuder längst der Verwesung verfallen, und wir vermögen deshalb nicht mehr zu unterscheiden, ob dieselbe Art der Waffe zugleich zum Wurfe wie zum Schläge diente, oder ob sie nach dem verschiedenen Zwecke verschieden gestaltet war.

In Bezug der Wurfkeule fehlt uns jeder sichere Anhalt für eine Vorstellung ihrer Form, obschon die *Cateja* oder *Teutona*, wie sie noch in einem angelsächsischen Glossarium\*\*) genannt wird, schon in früherer Zeit den Römern bekannt war, und öfters von ihnen erwähnt wird.

\*) Abgebildet nach der Copie von Jos. Struth. *Angleterre ancienne* p. 25.

\*\*) *Categia, id est telum, clava vel cateia vel Teutona id est genus teli.* Aelfrici Gloss. Saxonicum. Peucker, *Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten.* S. 127, II. Theil.

Isidor schildert die Cateja als eine  $1\frac{1}{2}$  Ellen lange, aus zähem Holze gefertigte Wurf-Waffe (telum), welche ihrer Schwere wegen nicht weit geschleudert werden kann, aber alles zermalmt, was sie trifft. Obgleich er sie eine gallische Waffe nennt, bemerkt er, dass sie von Galliern (d. h. wohl Franken) und Hispaniern (Gothen) Teutona genannt werde\*).

Wichtig für die Erklärung dieser eigenthümlichen Waffe ist die Nachricht des Ammianus Marcellinus, dass in der mörderischen Schlacht ad Salices in Mösien (377) die Gothen durch ihre Wurfkeulen den linken Flügel des römischen Heeres zersprengten. Es waren grosse hölzerne, in Feuer gehärtete Kolben\*\*).

Beachtenswerth aber bleibt fernerhin die auffallende Bemerkung Isidor's, dass die Cateja, wenn sie von einem Geübten geworfen wird, zu demselben zurückkehre\*\*\*).

Unmöglich ist hier an einen Riemen zur Zurückziehung der Waffe zu denken, wie Rich †) glaubt, welcher überhaupt, der barbarischen Waffen weniger kundig, die Cateja für eine Lanze nimmt.

Dagegen liegt, wie ich schon früher bemerkt habe ††), der Gedanke an ein dem Wurfholz der Australier ähnliches Geschoss nahe. Mag Isidor, wie in anderen Dingen, vielleicht auch hier bei Beschreibung der Cateja einer Verwechslung zu beschuldigen sein, so hat er doch diese in ganz unzweideutigem Ausdrücke wiedergegebene, ungewöhnliche, den antiken Waffen völlig fremdartige Vorstellung ohne allen Zweifel von einem dem Bumerang vergleichbaren Wurfgeräthe empfangen, welches sich gleich anderen Waffen der Urzeit bis zur Beobachtung der Römer recht wohl erhalten haben kann.

Kein Gewicht hat dagegen der Einwand, welcher gegen den Kriegsgebrauch eines solchen Wurfholzes aus dem Umstande her-

\*) Clava est, qualis fuit Herculis, dicta, quod sit clavis ferreis invicem religata, et est cubito semis facta in longitudine. Haec est cateia quam Horatius cajam dicit . . . Est enim genus gallici teli ex materia quam maxime lenta, quae jacta quidem non longe propter gravitatem evolat; sed quo pervenit vi nimia perfringit . . . Hujus meminit Vergilius. (Teutonico ritu soliti torquere catejas. Vergil. Aeneis VII, 741) unde et eos Hispani et Galli teutonos vocant: Isidor etymol. XVIII, 7.

\*\*) Barbari (Gothi) ingentes clavas in nostros conjicientes ambustas, sinistrum cornu perrumpunt. Amm. Marc. XXXI, 7.

\*\*\*) Cateia, genus teli, quod, si ab artifice mittatur, rursus venit ad eum, qui misit. Isid. eodem loco.

†) Rich: Dictionary of Roman Antiquities. ad voc. cateja.

††) Die vaterl. Alterthümer der fürstl. Hohenzollernschen Sammlung, S. 190.

geleitet wird, dass es, sobald dasselbe einen Gegenstand trifft, die Fähigkeit eines Rückflugs verlieren muss\*). Dies geschieht auch bei dem Speere und Pfeile und jedem Geschosse. Ein Wiederbesitz der Waffe ist nur wünschenswerth, wenn sie das Ziel verfehlte. Selbst wenn Isidor seine Vorstellung nur von einem Wurfolze erhielt, welches bloss zur Uebung für den eigentlichen Kolbenwurf diente, so bleibt es beachtenswerth genug, dass zu seiner Zeit noch derselbe im Gebrauch oder auch nur in Erinnerung war.

Die Annahme Peucker's\*\*), welcher die Cateja mit der bis jetzt noch nicht erklärten Cletsia der Friesen in Beziehung bringt, lässt sich in mancher Beziehung rechtfertigen. Das Verbot der Führung dieser Waffe bei vorgeschrittener Gesittung, die erhöhte Busse, mit welcher das Landrecht dieselbe belegt, liesse sich erklären, wenn sie entweder einen tückischen Gebrauch begünstigte, wie er bei einer Wurfwaffe von vielleicht bogenförmiger Flugbahn denkbar wäre, oder auch schon durch ihre besondere Gefährlichkeit, indem sie statt Fleischwunden schwerer heilbare Brüche und Zersplitterungen der Knochen bewirkte. In dieser Hinsicht giebt nur die Annahme eines Wurfhammers\*\*\*) oder eines Wurkolbens für die Gestalt der Cletsia ausreichende Rechtfertigung eines mehr als doppelten Ansatzes der Strafe auf die Tödtung und Verwundung gerade durch diese Waffe im Gegensatz zu allen übrigen.

In Hinsicht auf das Alter und die Volksthümlichkeit des Gebrauchs der Wurfkeule überhaupt bleibt es nicht zu übersehen, dass derselbe sich durch das Mittelalter hin in manchen Arten der Volksspiele erhalten hat, unter welchen Fischart „das Werfen mit den Bengelin nach der Gans“ erwähnt.

Der Kolben als Schlagwaffe blieb nicht nur lange zum allgemeinen Gebrauche auch beim Volksheere, sondern selbst die gesetzliche Waffe für gewisse Arten des gerichtlichen Zweikampfes. In den langobardischen Gesetzen namentlich ist er für die 24 Klagefälle *causae*, bei welchen das Urtheil durch den Kampf zu finden ist, bestimmt bezeichnet. Diejenigen, welchen der Kampf zugesprochen ist, sollen denselben mit Kolben und Schilden ausfechten †), und über die Art

\*) F. A. v. Specht: Geschichte der Waffen, 1870, S. 418.

\*\*) Das deutsche Kriegswesen II, S. 127 u. f.

\*\*\*) Beachtenswerth bleibt immer, dass der Hammer Thors nach dem Wurfe in dessen Hand zurückkehrt.

†) *Quibuscunq;ue per legem propter aliquam contentionem, praeter de infidelitate, pugna fuerint iudicati cum fustibus et scutis pugnent. Leges Langobardicae XXXI. Ludovici Pii et Lotharii I.*

und Form dieser Waffen ergeben sich Aufschlüsse aus Nachrichten und Denkmalen des Mittelalters, bis zu welcher Zeit die Kampfweise in den Rechtsgebräuchen erhalten blieb. Der Kolben, welcher Fustis, aber auch Clava und Baculus genannt wird, war meist nur eine Elle lang. Saxo\*) nennt ihn eine stips cubitalis, und so erscheint er auch

Fig. 81. in einem Festbuche des 15. Jahrhunderts, welches Hans Dalhofer als Anweisung zum Gebrauche der Waffen aller Arten des gerichtlichen Zweikampfes in lehrreichen, bildlichen Darstellungen verfasste.



Seine hier unter Fig. 81 gegebene Form ist ohne Zweifel die altherkömmliche. Er hat vier scharf vorstehende Kanten (cornua\*\*), und ist auch oben zugespitzt, während der Kolben, welcher bei den Turnieren der späteren Zeit noch gebraucht wurde (der Kürisbengel), nur stumpfe Ecken hatte. Von den Kriegswaffen wurde der Kolben erst durch eine Verordnung im Jahre 813 ausgeschieden, in welcher Carl der Grosse anbefahl, dass beim Auszug gegen den Feind statt des Kolbens oder Kampfstocks der Bogen geführt werden solle\*\*\*).

Obschon der vermischte Gebrauch der lateinischen Bezeichnungen für die Holz Waffen keine bestimmte Unterscheidung derselben zulässt, so scheint es doch, dass der Baculus und öfter auch die Clava als ein stark gewachsener, wohl nach unten zu kolbiger Stock zu betrachten ist, welcher wohl geeignet zum Schutz gegen unvermuthete Gefahr, zumal durch Thiere, auch zur Friedenszeit allgemein getragen wurde. Bei den vornehmen Franken war sein Griff reich verziert. Der Mönch von St. Gallen schildert ihn als einen Stab von einem geraden Baumstamme, mit gleichmässigen Knoten, schön, stark und schrecklich, mit einem Handgriff aus Gold oder Silber von schöner, erhabener Arbeit †). Dass er nicht bloss als Zierde

\*) Saxo, Gram. histor. dan. 5.

\*\*) Diese cornua wurden im Mittelalter theilweise untersagt. Die constitut. sicutae bestimmen Lib. II, Tit. 37: Statuimus praeterea ut amodo campioni habeant clavas aequales non spinosas, nec cum aguzonibus, nec habeant cornua nec ex parte fustis ad modum unguis. Diese Bestimmung bezieht sich hauptsächlich auf den Stachelkolben, der zu älterer Zeit im Norden zwar theilweise importirt, aber erst spät in den Gebrauch des Volkes gelangte.

\*\*\*) Capitul. Aquisgr. quod nullus in hoste baculum habeat sed arcum.

†) Tunc baculus de arbore malo, nodis paribus, admirabilis, rigidus et terribilis, cuspede manuali ex auro vel argento cum caelaturis insignibus praefixus portabatur in dextra. Monach. Sangallensis I, 34.

Fig. 82.



getragen wurde, ersehen wir aus einer Erzählung des Paulus Diaconus, welcher seine Bezeichnung als „stark“ und „schrecklich“ rechtfertigt.

Ratchis, der streitbare Herzog von Friaul, wird auf einem glücklichen Feldzuge nach Krain, dem Lande der Slaven (738), einmal so plötzlich von den Feinden überfallen, dass er nicht mehr Zeit findet, seinen Speer aus den Händen des Waffenträgers zu nehmen, und erschlägt den ersten, der ihm in den Weg kommt, mit dem Stock (clava), den er gerade trägt\*).

Noch bei der Darstellung der Schlacht von Hastings auf dem Teppiche von Bayeux zeigt sich Bischof Odo mit erhobenem Kolbenstock, indem er die Flucht der normännischen Reiterei aufhält. Hic Odo episcopus baculum tenens confortat Francos.

Wir stehen nicht an, die spätzeitlichste Erscheinung dieses Baculus und der Clava in jener Art von Stock zu finden, welcher bis zu unseren Tagen in den rheinfränkischen Gegenden von dem Landvolk und Fussreisenden als eine Art Waffe getragen wurde\*\*). Es ist ein starker, kolbiger Knotenstock, dessen Handhabe mit Leder bezogen und, mit gewundenem Draht und Buckelknöpfen von Messing verziert, gleich einem Schwertgriff gebildet war.

\*) Ubi cum Slavi subito super eum irruissent, et ipse adhuc lanceam suam ab armigero non obtulisset, eum qui primus ei occurrit clavā, quam manu gestabat percutiens ejus vitam extinxit. P. D. VI, 51.

\*\*\*) Wie zu alter Zeit die Angelsachsen auf der Reise den Bogen trugen. Viatores Angli olim ferebant arcus. Math. Paris, p. 93.

## c. Das Beil.

## Das Wurfbeil und die Hiltbarte (Streitaxt).

Das Beil war nach dem Zeugniß des Procopios, Agathias, Sidonius und Gregor von Tours eine allgemeine Waffe der deutschen Völker, welche dieselbe nicht nur zum Kampfe in der Nähe gebrauchten, sondern auch mit grosser Sicherheit in weite Ferne zu schleudern wussten. Unter den Beilen der Grabfunde zeigt sich in der That die am zahlreichsten vertretene Art auch diesem doppelten Zwecke entsprechend, während die anderen Beilformen den Gebrauch zum Wurf ausschliessen. Die Axt der Franken, die Francisca, ist es vorzugsweise, welche als das eigentliche Wurfbeil zu betrachten ist, nicht allein ihrer passenden Gestaltung wegen, sondern auch, weil bestimmte Nachrichten über diesen Gebrauch der Waffe gerade bei den Franken vorliegen, und zugleich die Aexte der übrigen deutschen Stämme, welche überhaupt zum Wurf geeignet scheinen, genau mit der Form der Francisca übereinstimmen.

Das Beil, welches in dem Grabe Childerich I. zu Tage kam (Fig. 83), zeigt eine zum Verwechseln gleichartige Bildung mit ripuarischen, alamannischen und sächsischen Aexten, und verbürgt somit das Alter und die nationale Eigenthümlichkeit dieser zu merovingischer Zeit weitverbreiteten Waffe.

Fig. 83.



Die Francisca, obschon verschieden an Grösse und Gewicht, ist im Ganzen die leichteste, schmalste und einfachste aller Beilformen, und bewährt auch darin den Charakter alter Ueberlieferung. Die Klinge steigt von dem Axt-helm in flachem Bogen aufwärts bis zur leicht ausgeschwungenen

Fig. 84.

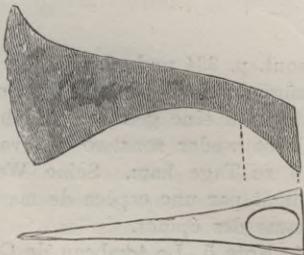
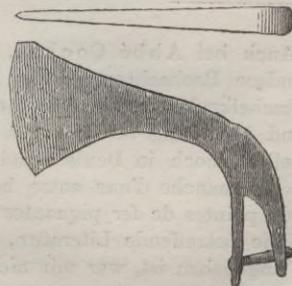


Fig. 85.



Spitze. Die Schneide, bald gerade, bald wenig nur nach aussen gekrümmt, schmaler als bei allen übrigen Aexten, erreicht nur die Hälfte der gesammten Aextlänge, und ist meistens etwas rückwärts geneigt, so dass die obere Spitze weiter vorsteht als die untere.

Die besondere, leicht erkennbare Eigenthümlichkeit der Francisca besteht darin, dass die Mitte der Schneide nicht mit der Mitte des Axthelms zusammentrifft, sondern durch die aufwärts gebogene Stellung der Klinge um soviel höher liegt, dass selbst die untere Spitze der Schneide nicht bis zum unteren Rande des Axthelms herabreicht. Vermuthlich diene diese Stellung der Schneide, den Schwung des Wurfes oder Hiebes zu verstärken. Das durchschnittliche Maass der Francisca vom Helm zur Schneide beträgt 14 bis 18 cm, und das letztere ist bei den Fundstücken Deutschlands vorherrschend.

In den seltensten Fällen, unseres Wissens nur bei einer Axt (Fig. 85) aus den Gräbern bei Bessungen, fand sich die Verbindung der Klinge mit dem Schaft nicht durch ein Schaftloch, sondern durch eine Art von Tülle hergestellt, welche durch zwei längere Fortsätze des Axthelms gebildet, und durch einen starken Heftnagel zusammengehalten sind. Hier und da sind auch zur Befestigung und zum Schutze des Schaftes Eisenblechstreifen beobachtet worden, welche zwischen Klinge und Schaft eingeschoben, jedoch ihrer Verrostung wegen in Bezug auf Länge und Form nicht zu beurtheilen sind\*).

Die Gestaltung des Schaftes und das Verhältniss seiner Grösse zu der Klinge ist bei den Grabfunden nicht zu erkennen. Zweimal sollen eiserne Axtschäfte aufgedeckt worden sein, von diesen beiden Fällen bedarf der eine noch einer näheren Untersuchung, der andere ist ganz ausser Betracht zu stellen. Ueber den Fund von Beauvais, welchen Abbé Cochet erwähnt, giebt dieser sonst so exacte Forscher keine nähere Erklärung\*\*).

Jener aber auf dem alten Friedhofe von Lède in Belgien betrifft keine Francisca oder überhaupt eine Axt, sondern einen Hammer mit

---

\*) Auch bei Abbé Cochet, Normandie sout. p. 334 und pl. IX, Fig. 10. Eine andere Beobachtung dieses Forschers bezüglich eines Knopfes in Form einer Stachelkeule am Schaftende einer Axt hätte wohl eine genauere Beschreibung und Abbildung verdient, da etwas Aehnliches weder sonstwo in Frankreich selbst, noch in Deutschland und England zu Tage kam. Seine Worte lauten: *Le manche d'une autre hache se terminait par une espèce de massue garnie de pointes de fer piquantes et aigues comme des épines.*

\*\*\*) Die betreffende Literatur, welche S. 127, Note 5, Le tombeau de Chilteric I. angegeben ist, war mir nicht zugänglich.

einem eisernen Stiele von 10 cm Länge. Es ergibt sich dies aus einer Zeichnung in der Grösse des Originals, welches ich Herrn Grafen M. de Robiano in Brüssel verdanke, und ist schon aus den minder genauen Abbildungen, welche der Abhandlung von Schayes über das Gräberfeld von Lède beigegeben sind, zu ersehen\*).

Was E. Joly über Funde von Aexten mit Eisenschäften berichtet, geschieht in so unbestimmten Worten, dass entweder an diesen irrthümlich für eine Axt gehaltenen Hammer, oder an Beile zu denken ist, welche eine Fig. 85 ähnliche Form hatten\*\*).

So viel darf mit Sicherheit angenommen werden, dass der Schaft des Wurfbeils bedeutend kürzer war, als jener der eigentlichen Streitaxt.

Procopios (bell. goth. II) giebt der Axt, welche die Franken bei ihrem Einfalle in Italien führen, nur einen sehr kurzen Schaft, und dass er dabei nur das Wurfbeil im Auge hat, erhellt unzweifelhaft aus seiner weiteren Angabe, dass sie diese Axt auf ein gegebenes Zeichen alle zugleich abwerfen, und damit beim ersten Angriff die Schilde der Feinde zu spalten und diese selbst zu tödten pflegen.

Wenn wir auch voraussetzen müssen, dass der Schaft der Francisca, welche dem Volke für jeden Gebrauch stets zur Hand war, nicht ausschliesslich zum Zwecke des Wurfes gebildet war, so muss doch dieser ganz besonders in Betracht kommen. Das Maass des Schafte wird deshalb das Doppelte der Eisenlänge, und mithin im Allgemeinen kaum die Länge von 1½ Fuss, einen cubitus = 44 cm erreicht haben.

Er wird wohl durch eine leichte Krümmung nach rückwärts an seinem unteren Theile noch eine handlichere Form erhalten haben. Mit einem grösseren Schafte würde die Waffe in der wirbelnden Bewegung des Wurfes allzu vielen Hindernissen begegnet sein.

Auch andere Formen der Axtklinge konnten durch die Art ihrer Schäftung zum Wurfes geeignet werden. Auffallend ist wenigstens die ganz eigenthümliche Bildung gekrümmter Schäfte von Aexten mit sehr

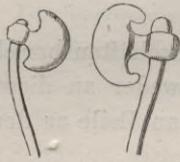
---

\*) Ich finde eine weitere Bestätigung in dem Catalogue du Musée Royal d'Antiquités d'armures et d'artillerie à Bruxelles par Th. Juste, in welchem jener Gegenstand S. 7 in der Abtheilung armes merovingiennes unter Nr. 2 als Marteau d'armes avec manche en fer bezeichnet ist.

\*\*\*) Cependant quelques haches d'armes non perforées semblaient avoir été munies d'un manche en fer etc. Ed. Joly, Antiquites celto, germaniques et gallo-romains, trouvées sur le territoire de Remaix, p. 176. (Flandre orientale et Hainaut.)

breiter Schneide (Fig. 86) unter den germanischen Beutewaffen auf der Silberscheibe eines römischen signum in der fürstlichen Sammlung zu

Fig. 86.



Neuwied\*), während der Schaft des eigentlichen Streitbeiles bei allen Völkern des Alterthums gerade oder kaum merklich gebogen war\*\*), und diese Form behielt, so lange überhaupt die Waffe im Gebrauche blieb. Die Möglichkeit einer auch für den Wurf passenden Schäftung bleibt deswegen für die Beurtheilung der Uebergangs-

formen der Francisca zu den übrigen Arten der Axt immerhin zu berücksichtigen.

Nächstverwandt mit der Frankenaxt sind die schmalen Beile mit wenig gebogener oder gerader Klinge, bei welcher die Mitte der Schneide horizontal neben der Mitte des Axthelms liegt, und deren Eisen somit zu dem Schaft in einem rechten Winkel steht. Seltener im Ganzen als die Francisca findet sich diese Form vorzugsweise in den Gräbern des rheinischen Franciens. Wir geben von diesen Uebergangsformen die bezeichnenden in den Figuren 87, 88 und 89 aus dem

Fig. 87.

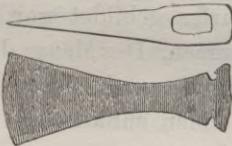


Fig. 89.

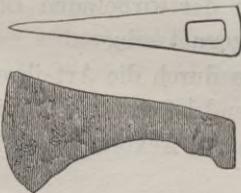


Fig. 88.

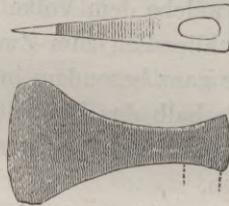


Fig. 90.

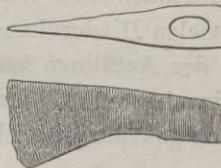
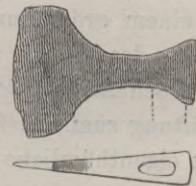


Fig. 91.



Friedhofe von Bessungen, und Fig. 90 aus dem Friedhofe bei Kostheim zeigt beinahe noch den ganzen Charakter der Frankenaxt, dage-

\*) Abgebildet Alterthümer u. h. Vorzeit I. Bd. Heft VII, Taf. 3.

\*\*) Der wohlerhaltene Holzschäft eines Beiles aus Feuerstein im Museum Mainz bildet bei einer Länge von 50 cm eine leichte Krümmung, deren Sehne eine Pfeilhöhe von 3 cm 3 mm hat, und der Schaft eines Bronzebeiles hat auf 49 cm Länge nur eine Pfeilhöhe von 2½ cm.

gen finden wir bei Fig. 91 schon eine viel breitere Entwicklung der Schneide, als bei jener Waffe.

Wir begegnen diesen Arten der Axt auch neben eigentlichen Franciskan unter den Grabfunden in Burgund, Belgien und dem westlichen Frankreich, nur dass in Belgien die geradschneidigen Schmaläxte in Art der Holzaxt seltener sind als die mit schon etwas breiter und bogenförmig gewölbter Schneide.

Die letzteren bilden den Uebergang zu dem eigentlichen Kampfbeil, der Hiltbarte, als deren eigenthümliches Merkmal eine nach unten oder oben gleichmässig erweiterte Ausdehnung der Schneide zu betrachten ist, welche die Gesamtlänge der Axt erreicht und öfter selbst überschreitet.

Wir halten diese von dem Wurfbeil so verschiedene Axtform für die eigentliche Streitaxt, da dieselbe gerade nur in dieser Form sich bis in das Mittelalter in Gebrauch erhielt und zugleich in merovingischer Zeit manchmal neben der Franciska in einem und demselben Grabe erscheint.

Es ist die Breitaxt, die hache ouverte, welche Abbé Cochet der Schmalaxt, hache fermée, gegenüberstellt, und in dieser Unter-

Fig. 92.

Fig. 93.

Fig. 94.

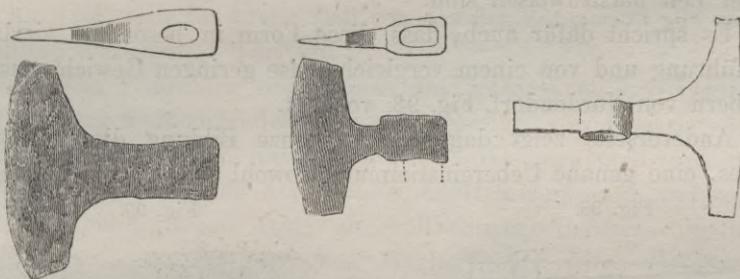


Fig. 92 stammt aus den Gräbern von Selzen, Fig. 93 aus jenen von Virnheim, und Fig. 94 aus dem Friedhofe auf dem sogenannten Paradies bei Somery in der Normandie. (Rev. archaeolog. Mars 1869, p. 192.)

scheidung die einzige offenbar ungenügende Abtheilung der Axtformen merovingischer Zeit erkennt. Ohne Berücksichtigung des von der Form theilweise sicher angedeuteten Gebrauchs ergiebt diese ganz allgemeine Eintheilung um so weniger ein erschöpfendes Resultat, da die Menge der Uebergangsformen als solche nicht bezeichnet bleiben, und unter Breitäxten sich eine bestimmte Art nachweisen lässt, deren charakteristische Eigenschaft auch unter den Schmaläxten vertreten ist. Sie hat die Form des Werkbeiles oder der Zimmeraxt, und es ist

für sie bezeichnend, dass die Mitte der Schneide, wie bei Fig. 95, Fig. 96 und Fig 97, aus den Gräbern von Virnheim, Nackenheim und Bendorf, unter der Mitte des Axthelms liegt, während dieselbe bei der Franciska oberhalb derselben, und bei allen anderen bisher besproche-

Fig. 95.

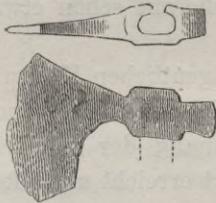


Fig. 96.

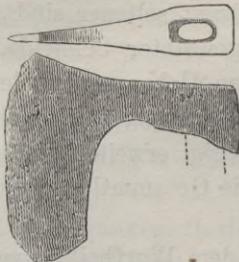
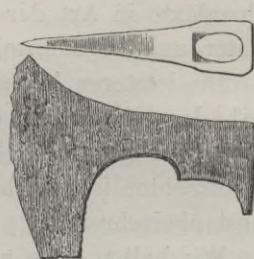


Fig. 97.



nen Arten der Axt in gleicher Höhe mit derselben steht. Dass auch diese Beilform als Waffe benutzt wurde, steht ausser allem Zweifel nicht allein, weil sie als solche vollkommen brauchbar und wirksam erscheint, sondern weil Geräte, welche ausschliesslich als Werkzeuge dienten, sich nur äusserst selten, und auch dann nur, wenn sie einigermaassen den Gebrauch als Waffe gestatteten, in den Männergräbern dieser Zeit nachzuweisen sind.

Es spricht dafür auch, dass diese Form in besonders zierlicher Ausführung und von einem vergleichsweise geringen Gewicht aus den Gräbern von Nordendorf, Fig. 98, vorliegt.

Andererseits zeigt dagegen die ganze Bildung dieser Art des Beiles, eine genaue Uebereinstimmung sowohl mit der römischen, wie

Fig. 98.

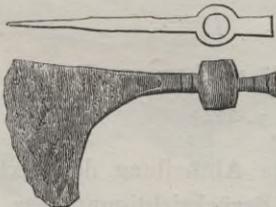
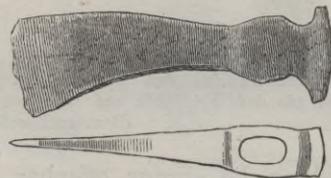


Fig. 99.



mit der jetzigen Beschlagaxt, und es deutet auch der Hammeransatz, welcher häufig an der Rückseite des Helms angebracht ist, auf den gleichmässigen Gebrauch zu handwerklichen Zwecken.

Diese hammerförmige Bildung des Axthelms finden wir aber auch bei einer Art der Schmalaxt, die nichtsdestoweniger das charakteristische Merkmal des Werkbeils darin zeigt, dass die Mitte ihrer

Schneide unterhalb der Mitte des Helms liegt, wie bei Fig. 99, aus einem Grabe bei Wiesbaden. Das letztere zeigt an der Oese zwei nach oben und unten vorstehende Kappen, die sich vorzugsweise an römischen Aexten und Werkzeugen finden, wie denn einige, namentlich der grösseren Beile der fränkischen Gräber, entweder wirklich von römischer Arbeit oder römischen Mustern genau nachgebildet sind\*).

Vergleichen wir mit diesen Arten des Beiles die betreffenden Fundstücke der Ostseeländer, welche der nordgermanischen ersten oder zweiten Eisenperiode angehören sollen, so finden wir dort mit einziger Ausnahme der Franciska, alle Beilformen unserer Gräber vertreten. Dies gilt namentlich von den esthländischen und livländischen Grabfunden, wie es die Abbildungen bei Kruse\*\*) und Bär\*\*\*) darlegen. In Meklenburg †) finden sich nur zumeist leichte, gut gearbeitete Schmaläxte mit senkrechter, gerader oder bogenförmiger Schneide und Hammeransatz, genau wie das von Klemm abgebildete bei Schlieben (Prov. Sachsen) gefundene Beil ††).

Ganz ähnliche Bildung, jedoch ohne Hammeransatz, zeigen die der Uebergangsform zur Franciska angehörigen, zierlich gearbeiteten Beile des Berliner Museums aus der Provinz Westpreussen †††).

Auf der cimbrischen Halbinsel und in Dänemark erscheint neben der Schmalaxt auch das breite Beil von Art der Zimmeraxt mit mehr nach unten verlängerter Schneide.

Denselben Charakter zeigen auch die Schmaläxte des Nydamer und Taschberger Moorfundes, nur eine einzige von besserer Ausführung mit abgeflachten Kanten und regelmässiger, stark vortretender Bildung der Schneide hat auch einen Hammeransatz, und zeigt, wie die meklenburgischen Aexte, eine vollkommene Uebereinstimmung mit den entsprechenden römischen Werkzeugen. Diese Moorfunde geben zugleich sehr erwünschten Aufschluss über die Gestalt und Länge des Axtschafes.

Nach einigen dort wohl erhaltenen Axtstücken dürfen wir wohl annehmen, dass alle diese nordischen Schmaläxte mit einem voll-

\*) Römische Beile verschiedenster Art aus den Castellen von Heddernheim und Mainz finden sich in den Museen von Wiesbaden und Mainz. Wir werden später auf dieselben zurückkommen.

\*\*) Kruse, *Necrolivonica*. Taf. 1, 7, 26.

\*\*\*) Bär, die Gräber der Liven. Taf. III u. XIX.

†) Schrödter und Lisch, *Friderico-Francisceum*.

††) Klemm, *Culturwissenschaftl. Werkzeuge und Waffen*. p. 113, Fig. 204.

†††) Das k. Museum vaterl. Alterthümer in Berlin, von Leopold v. Ledebur, p. 10.

kommen geraden, etwas über zwei Fuss langen Schafte versehen waren \*).

Es ergibt dies ein Verhältniss der Klinge zum Stiel wie bei unserer jetzigen Holzaxt, während die breite Streitaxt der Angelsachsen auf dem Teppiche von Bayeux einen weit längeren Schaft zeigt, der sich bei der Barte der Ditmarsen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts nach dem Zeugnisse gleichzeitiger Abbildungen erhielt.

Wenn alle diese Formen des Beils zu merovingischer Zeit nicht nur als Werkzeuge je nach ihrer Gestaltung für die verschiedenen Arten der Holzarbeit, sondern unzweifelhaft auch als Waffen benutzt wurden, so gilt dies nicht weniger für die kleinste Gattung von Beilen, welche in einer für diese Zwecke scheinbar unbrauchbaren Dimension bis jetzt nur in Gräbern von Kindern gefunden wurden, und allem Anscheine nach ausschliesslich für dieselben zu einer frühzeitigen Übung in ihrem Gebrauche gefertigt sind.

Ogleich schon zwei solcher kleinen Aexte nur von 9 und 11 cm Länge auf den Todtenfeldern römischer Zeit bei Kastel und Ingelheim entdeckt waren, so blieb es doch unentschieden, ob die Graburnen, in welchen diese Beilchen lagen, die Ueberreste jugendlicher Todten enthielten.

Nach der verlässigen Auskunft, welche in dieser Hinsicht der fränkische Friedhof von Samson in Belgien gewährte, müssen wir jetzt annehmen, dass die Sitte der Mitgabe von Waffen selbst in Kindergräber, bei der rheinischen Bevölkerung schon in die Zeit der römischen Herrschaft, und deshalb gewiss in noch weitere Frühzeit hinaufreicht.

Zu Samson wurden Beilchen von nur 7 bis 8 cm Länge aus Gräbern erhoben, welche bei einer Ausdehnung von wenig über einen Meter offenbar nur Knaben angehören konnten, deren Knochen, wie in allen Kindergräbern dieser Zeit, bis auf wenige Ueberreste bereits verschwunden waren. Diese Beobachtung fand ihre Bestätigung auf dem Grabfelde von Wiesbaden am Schiersteiner Wege, welchem die in Fig. 100 abgebildete Kinderaxt angehört. Wir können uns deshalb der Ansicht del Marmol's vollkommen anschliessen, welcher in dieser Thatsache einen sehr bezeichnenden Zug erkennt für die Zeit und die Sitten des Volkes.

Fig. 100.



\*) Ein Schaft von Taschberg misst 66 cm, ein anderer von Nydam 80 cm.

Dass derselbe jedoch nicht als eine ausschliessliche Eigenthümlichkeit der Franken zu betrachten ist, und auch bei den übrigen deutschen Stämmen die Knaben ihrem Alter entsprechende Waffen führten, ergibt die schöne Erzählung des Paulus Diac. von den Söhnen des Herzogs Gisulf, von welchen Grimuald, der jüngste, als noch viel zu schwach für den Kampf der Befreiung aus der Gefangenschaft der Avaren, von seinen Brüdern getödtet werden soll, aber auf die Versicherung seiner Entschlossenheit verschont, den Feind, welcher ihn fortschleppt, mit seinem kleinen Schwerte niederschlägt, und zu seinen Brüdern entrinnt.

Auffallend, weil im schärfsten Widerspruch mit den Nachrichten der Historiker, bleibt es, dass unter den vielen hunderten von Aexten der Gräberfunde, noch nicht eine einzige Doppelaxt entdeckt wurde, da doch das Beil der germanischen Völker und sogar die Wurfaxt als bipennis bezeichnet wird. Das Werkzeug mit zwei Schneiden, welches Abbé Cochet auf dem Friedhofe von Parfondeval fand, Fig. 101, wurde eine Zeit lang als eine solche bipennis betrachtet, obschon \*) dieselbe keinerlei Beziehung zu jener bestimmten Form der Doppelaxt hat, wie

Fig. 101.

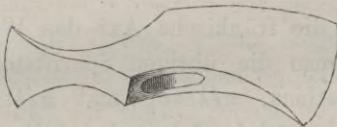


Fig. 102.

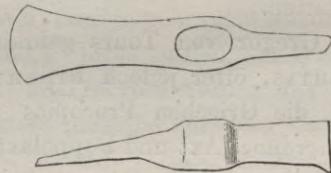
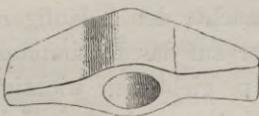


Fig. 103.



sie bei den alten Culturvölkern im Gebrauche war und auf ihren Kunstdenkmalern häufig dargestellt ist \*\*). Jenes Werkzeug, eine Verbindung der Axt mit dem von den Schiffszimmerleuten gebrauchten Tæxel, unterscheidet sich von dem sogenannten Streithammer des Ulmer Grabfeldes \*\*\*) , Fig. 102, und dem eisernen Hammer Fig. 103 des fränkischen Friedhofes bei Sierk im Luxemburgi-

\*) Le tombeau de Childeric I, p. 722.

\*\*\*) Noch Vegetius, V, 15, schildert die Bipennis in ganz anderer Weise: Bipennis est securis habens utraque parte latissimum et acutissimum ferrum. Sie wird besonders bei Seegefechten zum Abhauen der Bänder des Steuerruders gebraucht.

\*\*\*) Das alamannische Todtenfeld bei Ulm. p. 13, Taf. I, Fig. 6.

schen\*) nur dadurch, dass es zwei scharfe angeschliffene Schneiden hat, während die beiden anderen Geräthe nur an ihrem wagerechten Theile eine Schneide zeigen, und der senkrechte entweder abgestumpft ist, oder ursprünglich schon die Form einer schmalen, nur zum Schlagen, nicht zum Spalten gebrauchten Kante hatte.

Keinem Zweifel unterliegt es zwar unserer Ueberzeugung nach, dass diese drei Werkzeuge auch als Waffen benutzt, und deshalb in die Gräber gelegt wurden, aber alle ihre Formen finden sich theils genau übereinstimmend, theils mit geringer Verschiedenheit der Maassverhältnisse unter den römischen Werkzeugen der Zimmerleute, Steinhauer und Steinbrecher\*\*).

Möglich bleibt es immerhin, dass zeitweise die Doppelaxt unter den Beilformen vorherrschte. Obwohl sie unter den Bronzewaffen fehlt, ist sie wenigstens unter den Steinwaffen in namhafter Zahl vertreten; aber dass aus den Tausenden von Gräbern merovingischer Zeit, die bereits untersucht sind, nicht ein einziges zweischneidiges Streitbeil zu Tage kam, muss gerechtes Bedenken erwecken, den Waffenbezeichnungen der alten Historiker ohne Vergleichung mit den Resultaten der Grabforschung eine unbeschränkte Geltung zu gestatten.

Gregor von Tours gebraucht für die fränkische Axt das Wort *securis*, öfter jedoch *bipennis*, ebenso die übrigen Schriftsteller und die Griechen Procopios und Agathias, *πέλεκυς* und *πέλεκυς ἀμφιστόμος* (Axt und Doppelaxt). Flodoard I, 23 bringt den Namen Francisca, und Hincmar in der vita St. Remigii, Francisca quae vocatur bipenna. Sidonius Apollinaris, der in der Beschreibung von Sigismar's Aufzug die Waffen *securis missiles*, Wurfäxte nennt\*\*\*), verwendet, sobald er Verse macht, den geläufigeren lateinischen Ausdruck *bipennis*, selbst da, wo er auf das bestimmteste vom Werfen der Axt spricht†). Isidor Hisp. giebt den wichtigen Nachweis, dass die Waffe noch im Anfange des siebenten Jahrhunderts von den Spaniern, d. h. Gothen, Francisca genannt wurde (XVIII, c. 6).

\*) Notice sur les tombes gallo-franques du grand Duché de Luxembourg par M. A. Namur 1853. IV, 28.

\*\*) Ein mit jener sogenannten Bipennis von Parfondeval vollkommen gleichartiges, nur 8 cm grösseres römisches Werkzeug besitzt das Museum von Mainz.

\*\*\*) *securibus missilibus dextrae refertae*. Epistol XX.

†) *excussisse citas vastum per inane bipennes, et plagae praescisse locum*. Panegy Major.

Jacob Grimm erklärt, dass die *Francisca* und *Franca* zusammenfalle mit der bei Tacitus als germanisch, d. h. zunächst fränkisch geschilderten *framea*, selbst abgesehen von dem herstellbaren Gleichlaut des Namens \*).

So überzeugend seine Gründe sind, so bleibt es doch schwer zu glauben, dass zu verschiedenen Zeiten dasselbe Wort, bald nur für die Bezeichnung des Speeres, bald nur für jene des Beiles verwendet worden sei. Diese Annahme genügt schon deshalb nicht, weil sie nicht erklärt, warum unter dem Worte *framea* sogar das Schwert verstanden werden konnte, und es muss für diese Gemeinsamkeit der Bezeichnung ein tieferer Grund in den nahen Beziehungen gesucht werden, in welche die alten Waffenarten durch die Art ihres Gebrauchs gelangten.

Wenn J. Grimm in treffender Weise die Uebereinstimmung von *framea* als *Speer* \*\*), und von *franca*, *francisca* als *Wurfaxt*, in ihrer gemeinsamen Eigenschaft als *jaculum missile* findet, so schliesst er dagegen, wie wir glauben, mit Unrecht, die Bedeutung der *framea* als *gladius* aus, welche doch ebensowohl beglaubigt als dadurch begründet ist, dass die älteste und am allgemeinsten verbreitetste Art des deutschen Schwertes, der *sax*, auch als *Wurfwaffe* gebraucht wurde \*\*\*).

Der Grund, warum Augustinus und Isidorus in den von Grimm (Gesch. der deutschen Sprache, p. 514) angeführten Stellen das Wort *framea* für *gladius* setzen, und der letztere dasselbe geradezu als zweischneidige *spatha* †) erklärt, ist nicht darauf zurückzuführen, dass man zu dieser Zeit den von Tacitus aufgestellten Begriff des Wortes nicht mehr vor Augen hatte. Auch Gregor v. T., welchem die Waffen

\*) Geschichte der deutschen Sprache. Seite 514 bis 517.

\*\*) Die Taciteische *framea* findet sich bekanntlich nur in der *Germania*, von welcher Handschriften erst in dem 15. Jahrhundert entdeckt sind. Wenn sieben Stellen dieser Schrift die *Framea* als *Speer* kennzeichnen, so bleibt es immerhin bemerkenswerth, dass alles, was zu ihrer näheren Beschreibung gesagt wird, bei einer Lanze überflüssig erscheint, die man, wie alle *Speerformen* des Alterthums, nach Belieben zum *Wurfe* oder *Nahegefecht* brauchen konnte, während die Schilderung für eine *Wurfaxt* nöthig und vollkommen zutreffend ist. Das *breve et angustum ferrum* ist besonders bezeichnend, da die *Frankenaxt* die schmalste und *reducirteste* aller bekannten *Beilformen* ist.

\*\*\*) Selbst den Römern war es zur Zeit der höchsten Entwicklung ihrer Sprache noch nicht fremd geworden, die Bezeichnung *tela*, welche eigentlich nur den *Fernwaffen* zukömmt, auch auf alle *Angriffswaffen* zu erstrecken; Cicero, Livius, Nepos wie Vergilius gebrauchen *telum* für *Dolch*, *Schwert*, *Beil*, und sogar für den *Kampfriemen* der *Faustfechter*.

†) *framea: gladius ex utraque parte acutus, quem vulgo spatham vocant.* Isid. orig. 18, 6, 3.

der Franken und ihre Benennungen bekannt genug waren, gebraucht *framea* für *gladius*, einmal offenbar um die Wiederholung dieses Wortes zu meiden. Bei der Flucht des Leo und Attalus, da der letztere keine Waffen als eine kleine Lanze bei sich hatte (*lanceam parvulam*), bringt Leo aus dem Zimmer des schlafenden Herrn dessen Schild und Schwert (*scutum et frameam*), und als im Walde die Verfolger nahen, werfen sich beide mit gezogenen Schwertern zur Erde, um sich im Fall der Entdeckung sogleich mit der *framea* zu vertheidigen (*projecerunt se terrae, gladii evaginati ut, si advertirentur confestim se framea defensarent*).

Von den Romanen konnte dieser Gebrauch des Wortes, welches ihrer Sprache gar nicht angehört, unmöglich ausgehen, er muss auch bei den deutschen Stämmen ein allgemeiner gewesen sein.

Dass er, wie Grimm aus Notker's Uebertragung der Vulgata, aus Stellen des Waltharius und althochdeutschen Glossen \*) nachweist, noch in spätere Zeit hinabreicht, zeugt eher für altheimischen Ursprung als für Uebertragung von aussen her.

Wenn der Gebrauch des Schwertes, Beiles und Speers ursprünglich Manches gemeinsam hatte, so sind doch der letzteren Waffe im Laufe der Zeit durch wachsende Grösse und Wandelung der Form die Eigenschaften entzogen worden, welche sie zu jener gleichartigen Verwendung befähigt hatten. Spuren derselben lassen sich noch in der merovingischen Zeit auffassen, und wir werden bei der Betrachtung der verschiedenen Arten des *sax* auf dieselben zurückkommen müssen.

Immer aber wird für eine Erklärung dieser Uebertragung des Wortes *framea* auf ganz verschiedenartige Kriegsgeräte vor allem zu beachten sein, dass sich diese scheinbare Willkür in dem Gebrauche der Waffenbezeichnungen in den ältesten deutschen Liedern bestätigt findet.

Im Beowulf ist innerhalb weniger Verse oft in demselben Satze die nämliche Waffe einmal Schwert und das andere Mal Barte genannt \*\*), und es lässt sich denken, dass diese dunkle, hochalterthüm-

\*) *effunde frameam*, Vulg. ps. 35, 3 verdeutscht Notker: *Kebreita dīn svert*. Im Waltharius ist *framea* zweimal für Schwert gebraucht, und Graff 6, 72 giebt die Glosse *stapasvert, framea*. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, p. 515, 518.

\*\*) „da sah er unter sarwat sieghafte Barte Ein altes ekstarkes eotnisches Schwert.“ 1571, Beowulf.

liche Ausdrucksweise schon lange vorher der Sprache des Volkes eigenthümlich war \*).

Die nüchterne Auffassung der Romanen musste dabei öfters irregeleitet werden, und uns selbst ist heutigen Tages die Vereinigung solcher scheinbar widersprechenden Bezeichnungen, welche nur aus einer allgemeinen Gleichartigkeit des Gebrauchs zu erklären ist, fremd geworden.

Mehr als bei den übrigen deutschen Stämmen tritt der Gebrauch der Axt bei den Franken hervor, und es ist bemerkenswerth (auch für das Verhältniss der *framea* zu *franca*), dass bei ihnen zuerst die Wurfaxt als einheimische Waffe genannt wird.

Ohne Zweifel war aber das Beil eine allen deutschen Völkern gemeinsame Waffe. Für die Hochdeutschen wird es durch das Hildebrandslied verbürgt \*\*), und die Barte der Nordgermanen ist im Beowulf häufig genannt. Auch die Gothen führten die Wurfaxt, welche sie nach dem Berichte des Agathias, in der Vertheidigung der Stadt Cumae auf die Angreifer schleudern \*\*\*). Bei den Langobarden erscheint die Axt in der schönen Sage von der Brautfahrt Authari's. Beim Abschiede von seinen bajuvarischen Geleitmannen giebt sich der König durch einen gewaltigen Schlag seiner Axt in einen nahestehenden Baum zu erkennen, mit dem Ausrufe: „Solche Hiebe führt Authari“ †).

Bei den Alamannen und Burgunden ist zwar das Beil weder in geschichtlicher Ueberlieferung, noch in der Sage besonders erwähnt, dagegen aber in den Gräbern dieser Stämme nachgewiesen, wenn auch hier wie überall sonst, weit zurückstehend an Zahl im Vergleich zu jenen der Franken.

Während die vielen Hunderte von burgundischen Gräbern bei Charnay nach Baudot's Versicherung ††) nur einige 20 Beile

---

\*) Diodor V, 31 sagt von den nördlichen Völkern: „Im Gespräch drücken sie sich kurz und dunkel aus, und deuten manches nur unvollständig und bildlich an. Der stolze und feierliche Ton, den er ihrer Sprache zutheilt, entspricht vollkommen dem Charakter unserer ältesten Dichtungen.“

\*\*) Strophe 20, nū scal mich suasat chlind suertū hauwan breton mit sīnu billju. Nun soll mich das eigene Kind Mit dem Schwerte hauen, Niederstrecken mit seinem Beile.

\*\*\*) Nicht minder tapfer kämpften auf der Mauer die Streiter Aligerns, und warfen mit ihren Händen gewaltige Steine, Balken und Beile auf die Angreifer. Agathias I.

†) Paul. Diac. III, 30.

††) Memoire sur les sepultures etc. etc., p. 28.

lieferten, und das durchschnittliche Vorkommen der Axt in dem westlichen Frankreich nach Abbé Cochet nur das Verhältniss von 1 auf 36 Gräber erreicht, steigt dasselbe schon in Belgien theilweise auf 1 zu 6\*), und in den Rheinlanden oft zu 1 zu 5, und selbst auf 4.

Die älteren Stammsitze der Franken, und namentlich das Rheingebiet, zeigen demnach auch in Bezug auf diese alte National-Waffe einen grösseren Reichthum\*\*).

Dieses Vorwiegen der Axt bei den Franken findet darin eine weitere Bestätigung, dass schon in den Nachrichten über das erste Auftreten des Stammes in Gallien und Italien das Beil als bemerkbares Kennzeichen desselben erwähnt und auch in den eingehenderen Erzählungen Gregor's überaus häufig genannt wird. Wenn es jedoch hier zumeist nur als das Werkzeug des Mordes auftritt, so erklärt sich dies aus der Art der Ereignisse und Vorgänge, welche dem Bericht-erstatte seiner Stellung nach besonders beachtenswerth sein mussten.

Handlungen wilder Leidenschaft und blutige Gewaltthat, welche die Geschichten aller deutschen Stämme dieser Zeit erfüllen, mussten in dem Zustande feiger Verderbniss, in welchem die romanische Welt versunken war, doppelt auffallend und schrecklich erscheinen.

Der würdige Bischof, welchem vor Allem die Geschicke seiner Kirche, die Verbreitung und Vertiefung ihrer Lehre am Herzen lagen, musste für diese Bestrebungen in den unbändigen Leidenschaften der Eroberer die mächtigsten Hemmnisse finden. Ohne Verständniss und Theilnahme für das Volkswesen der Germanen erfasste er nur das, was für den Kreis seiner Thätigkeit und Anschauungsweise widerstrebend, und vorwiegend feindlich und nachtheilig erschien, und demnach bilden in seinen Berichten die gewalthätige mörderische Politik des königlichen Hauses, und die Aeusserungen der wilden Sinnesweise des Volkes den weitaus grössten Theil von Allem, was er über die Franken zu erzählen für wichtig genug hält.

In dieser Reihe von Szenen des Mordes aus Herrschsucht, Habgier und Rache erblicken wir überall die Axt. Unter ihren Streichen sinkt die ganze Sippe Chlodowech's zum Theil selbst durch die Hand ihres königlichen Bruders und Ohms, des Stifters eines neuen christlichen

---

\*) Auf dem Friedhofe zu Samson kommen 44 Aexte auf 250 Gräber.

\*\*\*) Das Museum von Mainz besitzt bis jetzt 17 Franciskan und 15 andere Formen von Aexten, grösstentheils nur aus sorgfältig untersuchten Gräbern, sonst werden auch am Rhein gerade die Aexte zu erneutem Gebrauche von den Landleuten zurückbehalten. Uebrigens fehlt es noch sehr an verlässigen statistischen Uebersichten der Gräberfunde.

Reichs. Mit dem Beile drohen die Gesandten Childebert's dem Könige Gunthram, und dieser den Führern seines meuterischen Heeres. Das Beil trifft die zum Gastmahl, zum Schauspiel der Thierkämpfe geladenen Opfer, aber ebenso ist es auch zur Rettung Bedrängter wirksam, und bei den verschiedensten Vorgängen des Lebens als bevorzugtes Werkzeug überall zur Hand.

Als Waffe muss aber die Axt schon gegen das Ende der merovingischen Periode allmählig durch das Schwert verdrängt worden sein. Schon Karl der Grosse führt sie in seiner Verordnung über die vollständige Ausrüstung des Heerbannes nicht mehr auf, und im zehnten Jahrhundert war die Wurfaxt nur noch aus der Ueberlieferung der Vorzeit bekannt. Bei der Stelle des Waltharliedes, in welcher der Franke Gerwich die Wurfaxt auf den Helden schleudert, findet der Dichter die erklärende Bemerkung nöthig, dass damals solche Waffen bei den Franken im Gebrauche waren\*).

Dagegen scheint es, dass bei den Sachsen erst in späterer Zeit der Gebrauch der Axt allgemeiner wurde. In den sorgfältig untersuchten Grabhügeln und Gräbern der Angeln, Jüten und Sachsen Englands ist das Beil nur so äusserst selten zu Tage gekommen, dass die von den englischen Forschern bekannt gegebenen Waffen dieser Art die Zahl von acht nicht überschreiten. Ihre Formen stimmen jedoch genau mit denen des Festlandes, es sind theils Wurfäxte, wie die Franciska oder derselben nahe verwandte Gestaltungen, wie unsere Figuren 89 und 90, theils Hiltbarten wie unsere Figuren 92 und 93\*\*). Es findet sich auch eine sehr kleine Axt von nur 7 $\frac{1}{2}$  cm Länge unter denselben von der Art, wie sie auch aus den Gräbern fränkischer Knaben erhoben worden sind.

Es erscheint die Seltenheit der Axtfunde in England um so mehr beachtenswerth, als diese Waffe nach allen Berichten über die Schlacht bei Hastings zu jener Zeit, vorzugsweise von den Sachsen, geführt wurde. Nach Mathaeus Paris waren dieselben als Fusskämpfer alle mit dem Beile bewaffnet\*\*\*). Mit demselben verfolgen sie die nor-

---

\*) Venit et ancipitem vibravit in ora bipennem. Istius ergo modi Francis tunc arma fuere. Waltharius v. 918.

\*\*\*) John Jonge Ackermann, Remains of pagan Saxondom pag. 45, pl. XXIII. Und: On some of the weapons of the Celtic and Teutonic Races p. 9. Roach Smith, Collectanea. vol. III, pl. I, Fig. 1 u. 2.

\*\*\*\*) Math. Paris, hist. Angl. Proelium apud Hastings: „Saxones pedites omnes cum securibus“.

mannische Reiterei bei ihrer Scheinflucht\*). Diese Streitaxt, wie sie in der Darstellung jener Schlacht auf dem Teppiche von Bayeux abgebildet ist, hat einen längeren Schaft als die Wurfaxt, welche ebenfalls in diesem letzten Kampfe der Angelsachsen tapfer gebraucht wurde\*\*). Der Beilwurf mit der englischen taper-axe erscheint wie in Deutschland, auch in einer Verordnung des Königs Kanut als das Ausmaass für die Bestimmung eines Raumes\*\*\*).

Eine Andeutung, dass die Wurfaxt in England länger als bei uns im Gebrauche blieb, erhalten wir durch Fischart (Gargantua), welcher diese Waffe als englisch bezeichnet. Er warf das Englisch Beihel, schlenkert den Spiess, schleudert die Stange, bartet den Sparren, schoss zum Zweck etc.

Auch bei den Slaven reicht das Wurfbeil bis in das späte Mittelalter †). Bei der jetzt noch gebrauchten sekina stimmt zugleich die unbedeutende Länge des Schaftes mit dem von uns angenommenen Maasse desselben für die germanische Wurfaxt überein. Er hat ungefähr die doppelte Länge der Eisenklinge von dem Helm bis zur Schneide gerechnet. Auch die Wurfaxt, welche A. Dürer auf seiner Darstellung eines Kampfes deutscher Landsknechte mit Hussiten (Randzeichnungen zum Gebetbuch) einen böhmischen Krieger schleudern lässt, hat nahezu dasselbe Maass, obgleich die Waffe etwas anders gestaltet, und allem Anschein nach ganz von Eisen ist.

Die Hiltbarte dagegen, die eigentliche Streitaxt, hat sich bei uns bis in das späte Mittelalter erhalten, und zumal in der Hand der Schweizer und Ditmarsen ihre alte Furchtbarkeit bewährt.

#### d. Das Messer. Der Sax.

Nach dem Beile bleiben die schneidenden Waffen, das Messer und das Schwert, zu betrachten. Wir stellen das Messer voran, aus

\*) Et sitot comme les Anglois les virent fuir. Ils commencèrent à poursuivre Chacquin la hache à son col. Extr. de la Chronique de la Normandie.

\*\*\*) Jactant Angli cuspides ac diversorum generum tela, saevissimas quasque secures etc. etc. Gesta Gulielmi Ducis Normannorum.

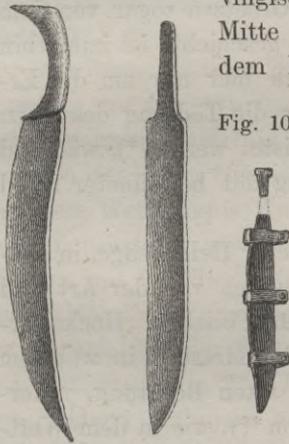
\*\*\*\*) John Yonge Ackermann, Remains of pagan Saxondom, p. 46 aus dem Codex diplom. aevi saxonici.

†) Philander von Sittewald zählt unter den Dingen, „die auf Erden man nit bald wird sehen“: Ein Thüring der nicht Wildkraut kennt, Ohn Wurff- und Spitzbarten ein Wend etc.

welchem das volksthümliche Kurzsword hervorging. Das zweischneidige Langsword *spatha*, welches bei den Deutschen erst zu merovingischer Zeit in allgemeineren Gebrauch tritt, hat die Reihe der Angriffswaffen dieser Periode zu beschliessen.

Die verschiedenen Arten der Messer, wenn auch nicht so zahlreich wie die der Speere, bilden einen wesentlichen Theil des Waffenvorraths der Gräber.

Alle unterscheiden sich von den Messern der älteren Grabbügel-funde darin, dass die Schneide der Letzteren etwas rückwärts ge-  
Fig. 104. Fig. 105. krümmt ist (Fig. 104), während bei jenen der merovingischen Zeit, die Spitze sich entweder in der Mitte der vollkommen geraden Klinge, oder an dem Ende der Schneide befindet, so dass in diesem Falle der starke Rücken sich nach  
Fig. 106. vorwärts biegend in die Schneide verläuft (Fig. 105)\*).



Nur die kleinsten Messer von 9 bis 16 cm Länge und  $1\frac{1}{2}$  bis 2 cm Breite (Fig. 106), welche zumeist in Frauengräbern gefunden werden, sind ausschliesslich als Geräte für mancherlei Handarbeit zu betrachten.

Zu demselben Gebrauche müssen wohl auch die gleichlangen und etwas grösseren Messer von 15 bis 20 cm Länge benutzt worden sein, welche vorzugsweise aus Männergräbern zu Tage kamen, und häufig den Scheiden von Scramasaxen und Langswordern angeschlossen erscheinen. Die übrigen zählen zu den Waffen, und sind von sehr kräftiger und an der Spitze zweischneidiger Klinge.

Alle diese Messer, welche unter der Bezeichnung von *sax*, ahd. *sahs*, *ags*, *seax* zusammengefasst werden, bilden mit geringer Verschiedenheit der Form, und nur nach dem Verhältniss ihrer Grösse und Stärke, einen Uebergang von Dolch und Wurfmesser zu einer

\*) Ohne Kenntniss der Waffenfunde giebt Peuker (das deutsche Kriegswesen der Urzeit, p. 153) dem fränkischen Messer, *Sahs*, eine etwas gekrümmte Klinge. Bis jetzt ist unter den vielen Tausenden von Messern, welche aus Gräbern dieser Zeit vorliegen, auch kein einziges von solcher Form nachzuweisen.

furchtbaren Hiebwaſſe, zu dem breiten, gewichtigen Kurzsſwert, Scramasax.

Wir unterſcheiden drei Hauptgattungen:

1. Die kleinere Art des Sax (Fig. 107), durchſchnittlich von einer Länge von 22 bis 33 cm, und einer Breite von 3 und 3½ cm,

Fig. 107. wird öfter neben dem groſſen Hiebmeſſer, wie auch der Spatha, gefunden, und erſcheint denſelben als dolchartige Stoſſwaſſe beigeſellt. Sie bietet aber auch im Vergleich zu den übrigen Arten des Meſſers die meiſten Eigenſchaften einer Wurfwaſſe, deren Gebrauch für die merovingiſche Zeit mit Sicherheit anzunehmen iſt.



Dass in den langobardiſchen Geſetzen ſogar von dem Werfen des Schwertes Erwähnung geſchieht, iſt immerhin bemerkenswerth, wenn es ſich auch hier nur um die Erlegung eines Thieres handelt. Für die Tödtung deſſelben durch den Wurf muſs Erſatz geleiſtet werden \*), während dieſelbe in Folge der Vertheidigung mit bewaffneter Hand ſtraflos bleibt.

Um ſo wichtiger ſind die Zeugniſſe unſerer Heldensage, in welcher ſo viele unverkennbar ächte Ueberlieferungen von der Art und dem Gebrauche der vorzeitlichen Waffen erhalten blieben. Hochalterthümliche Weiſe bekundet das Werfen mit den Meſſern, in welchem Wolfdietrich von ſeinem Waffenmeiſter, dem alten Bechtung, unterwien wird und ſeine Meiſterſchaft gegen ihn\*\*), wie in dem Wett-

\*) Et si spatham aut aliam armam post ipsum jactaverit, quacum occiderit reddat ferquido id est similem. Leg. Langob. CCCXXXV.

\*\*) Bechtung der hiess mit Ehren  
Drey meſſer dare tragen  
Da verſucht er ſeinen Herren  
Als wir es hören ſagen.  
Mit Mannheit und mit Liſten  
Führt er ſein Sprüngen gar eben  
Des er wol kundte friſten  
Damit ſein werdes leben.

Da das nun war geſchehen  
Sprach Wolfdietrich  
Als wir es hörten jehen:  
Bechtung nun hüte dich  
Ich will werffen geſchwinde  
Dar zu den Füſſen dein  
Daſelb ich dir verkünde  
Und ſollt doch ſicher ſein.

Das Meſſer bei der Klinge  
Wolfdietrich da nam  
Er warff es gar geringe  
Gegen Bechtung hindan.  
Es fuhr jm zwiſchen die Beine  
Des hat der Alt erſehen  
Hört edeler Fürſte reine  
Ich will euch Meiſterſchaft jehen.  
Heldenbuch.  
und daſſelbe an anderer Stelle:  
„Ich mane dich daran  
Das ich dich Wurf und Sprünge  
Gar wol geleret han.“

kampfe mit dem Heidenkönige bewährt. Die Uebung mit diesem gefährlichen Wurfzeug musste ohne Schutzwaffe erlangt werden, und war eine Schule der höchsten Gewandtheit. Angriff, wie Vertheidigung forderte die vollkommenste Herrschaft über alle Bewegungen und die grösste Schnellkraft. Der Wurf musste durch Sprung gemieden werden, ganz in der sicheren Raschheit, mit welcher bei dem von Tacitus geschilderten Schwerdttanze sich die Jünglinge zwischen den Schwung von Hieb- und Stosswaffen warfen (*inter gladios se atque infestas frameas saltu jaciunt*) Germ. XXIV.

Auch die Bestimmtheit, mit welcher der Kämpfer die Treffstelle seines Wurfes vorher angiebt, gemahnt an die von Sidonius gerühmte Sicherheit des fränkischen Beilwurfs und der Vorherbezeichnung seines Zieles\*).

Als eine spätere Zuthat können wir diese Schilderungen des Kampfes mit dem Wurfmesser, wie sie das Heldenbuch bringt, unmöglich annehmen, zumal da sie mit bezeichnenden Einzelheiten, die auch sonst in den alten Ueberlieferungen wiederkehren, durchflochten sind. Bei dem Wettkampfe Wolfdietrich's findet sich auch der Weitsprung in Waffenrüstung, wie ihn die Niebelungen bei dem Wettkampfe Brunhilden's mit Gunther bringen, und ebenso begegnen wir dort\*\*), wie im Waltherliede, dem eigenthümlichen Zuge, dass dem Helden durch die Schärfe der feindlichen Waffe zwei Haarlocken vom Haupte weggeschnitten werden\*\*\*). Die „mit Zauberlisten beladenen Wurfmesser“ des Heiden †) erinnern an die mit zauberhaften Verwünschungen belegten Messer, welche die Königin Fredegunde den Mördern Sigibert's übergab. Gregor IV, 46, 7, *cultri maleficati a Fredegunde regina*.

Der Gebrauch des Wurfmessers, wie wir ihn im Heldenbuche finden, muss gleich dem Werfen des Hammers und der Axt in eine frühe Vorzeit hinaufreichen. Die Waffe ist gewiss in den alten Historien unter einem bisher unbeachteten Namen oft genannt, und wir glauben, Holtzmann hat das richtige getroffen, wenn er in der *mataris* oder *mataras* das Wurfmesser wiederfindet ††).

\*) *Excusisse vastum per inane bipennes et plagae praescisse locum*. Sid. Apoll. Paneg. Majoriam.

\*\*) Er warff im von der Blasse Zween Löcke wunnesan, Als sie mit eim scharsasse weren geschorn hindan. Heldenbuch.

\*\*\*) *Et feriens binos Aquitani vertice crines abrasit*. Walth. v. 971.

†) Du magst mir nicht geschaden Da sind mit Zauberlisten Mein Messer überladen.

††) Caesar I, 26. *Nonnulli inter carros rotasque mataras et tragulas subiciebant nostrosque vulnerabant*.

Für die Uebertragung dieses Namens auf einen Speer gilt dasselbe, was oben über ein gleiches bei der *framea franca* und *francisca* bemerkt ist.

Wenn im Mittelalter dagegen das Wurfmesser aus dem Kriegsgebrauch und den Waffenübungen verschwunden scheint, so muss sich dasselbe mindestens in Volks- und Zunftspielen bis in das 16. Jahrhundert erhalten haben.

Fischart hat sowohl dies, als die Erinnerung an die Sage beachtet, wenn er von den Waffenübungen seines Gargantua sagt: „Aber das Baderisch und Bechtungisch Messerwerffen und Scharsachschiessen liess er St. Velten haben“.

In Italien und Spanien wird jetzt noch das Messer zum Wurfe gebraucht, freilich nicht das „schwere Messer“\*) der alten Zeit, sondern das leichte Stilet, und die Waffe des offenen Kampfes ist zu einem Werkzeug des tückischen Mordes herabgesunken.

**2. Der Langsax.** Die nächste Uebergangsstufe des Messers zum Schwerte bietet der Langsax, den wir nicht für vollkommen gleichartig mit dem *scramasax*, der *semispatha* der alten Volksrechte betrachten können. Wie ihn die Grabfunde bringen, hat seine Klinge eine Breite von  $3\frac{1}{2}$  bis 4 cm auf eine Länge von 40 bis 60 cm (Fig. 108), er bietet demnach eine merkbare Verschiedenheit von dem Charakter jener breiteren und gewichtigeren Waffe. Seine schlankere Gestalt war mehr für den Stoss und Schnitt, als für den Hieb geeignet, während das stärkere Halbschwert für jeden Gebrauch, ja vorzugsweise gerade zur Hiebwaffe bestimmt scheint.

Ob diese nur in der Breite und dem Gewicht variirenden Arten der grossen Messer überall auch nach ihrer Form durch besondere Namen unterschieden wurden, ist freilich nicht nachzuweisen. Für die Waffen dieser Art findet sich in den alten Landrechten die allgemeine Bezeichnung *cultellus*, dem deutschen *sahs* entsprechend. Nur bei Franken und Friesen begegnen wir in dem *scramasax* und dem *langsax* einer bestimmteren Kennzeichnung. Der letztere, wie er allerdings weniger häufig als der erste, aus burgundischen und fränkischen Grabfunden vorliegt (Fig. 109), muss vorzugsweise von den norddeutschen Stämmen geführt worden sein, da er noch in dem zu Karl's des Grossen Zeit verfassten friesischen Gesetze genannt wird.

---

\*) „Drei scharfe Messer, schwere“, werden im Heldenbuche jedem der Wettkämpfer zugestellt.

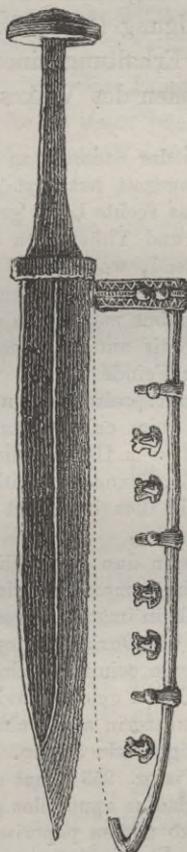
In dem Asegabuche wird das Tragen dieser Messer zu Friedenszeiten verboten. Eine mit dem Langsax verübte Tödtung hat doppelte Busse und den Verlust der rechten Hand zur Folge. Auf die Verwundung steht als Strafe das Durchschlagen der Hand mit dem Sax\*).



Fig. 109.



Fig. 110.



Aus den Gräbern von Selzen. Gesamtlänge 61 cm, Klinge  $45\frac{1}{2}$  cm, Breite 4 cm, Stärke des Rückens 5 mm.

Aus den Gräbern von Bel-air. Länge 54 cm, Breite der Klinge 3 mm.

Aus den Gräbern von Bel-air. Im Ganzen 50 cm lang, die Klinge  $4\frac{1}{2}$  cm breit.

Das lange Messer, welches bis in die spätere Zeit des Mittelalters von dem Landvolk getragen wurde, hat sich bis zu unseren Tagen in wenig veränderter Form in dem Waidmesser und dem Hirschfänger erhalten.

**3. Der Scramasax.** Die letzte und grösste Art der Messerwaffe ist der Scramasax, das einschneidige Kurzsword (Fig. 110). Seine Länge steigt von 44 cm bis zu 76 cm, und seine Breite von 4 cm bis zu  $6\frac{1}{2}$  cm. Der Rücken der Klinge hat bis zu der Stelle, wo er sich nach der Schneide hin verläuft, eine Stärke von 6 bis 10, ja bis zu 12 mm, welche der Waffe eine

\*) Die Rüstinger Kuren von Richthofen. Peucker, das deutsche Kriegswesen der Urzeiten. p. 153.

besondere Wucht und Wirkung verleiht. Die Form ist allenthalben dieselbe, und sie erscheint ungemein zahlreicher als das zweischneidige Langschwert in den Gräbern der Burgunden, Alamannen und Franken, seltener dagegen nur gerade da, wo man sie am ersten erwarten sollte, in den Gräbern der Angelsachsen, bei welchen doch die vorherrschende Sitte der Beerdigung (eher als der Leichenbrand bei den festländischen Sachsen) die Erhaltung einer Waffe zuließ, von welcher die alte Sage sogar den Namen des Volkes herleitet.

Die Beziehung des Namens der Sachsen zu dem Schwerte oder vielmehr zu dem schwertragenden Kriegsgott hat erst Jac. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache p. 610, in das rechte Licht gebracht. „Widuchind I, 67, die schöne Sage von den Sachsen und Thüringern berichtend und einer Zusammenkunft beider Völker gedenkend, wobei diese unbewaffnet, jene mit Waffen auftraten, sagt ausdrücklich:

erat autem illis diebus Saxonibus magnorum cultellorum usus, quibus, usque hodie Angli utuntur, morem gentis antiquae sectantes. Mit diesen Schwertern überfielen und schlugen sie ihre Feinde nieder. fuerunt autem et qui hoc facinore nomen illis inditum tradant: cultelli enim nostra lingua sahs dicuntur, ideoque Saxones nuncupatos, quia cultellis tantam multitudinem fudissent. Nennius hist. Brit. cap. 46 legt dem Hengist die Worte in den Mund: quando clamavero ad vos et dixero: „Eu, Saxones, nimith eure saxas“ cultellos vestros ex ficonibus vestris educite, et in illos irruite et fortiter contra illos resistite.“

Im Anolliede heisst es aber:

Cin Duringin duo der siddi was  
daz si mihhili mezzir hiezín sahs,  
der di rekkin manigiz druogin,  
damidi si die Duringe sluogin  
mit untrüwin ceinir sprachin,  
die ci vridin si gelobit havitin:  
von den mezzerin alsõ wahsin  
wurdin si geheizin Sahsin.

Gottfried von Viterbo bei Pistor. 253 b. hat die Verse:

ipse brevis gladius apud illos saxo vocatur  
unde sibi Saxo nomen peperisse notatur,

wobei nur der deutsche Unterschied zwischen sahs und Sahso verwischt wird. Es ist noch bis in spätere Zeit bei Sachsen und Westfalen der Gebrauch geblieben, dass die Männer zu Gericht mit Messern erschienen und sie in die Erde niedersteckten. R. A. s. 771.

Dies alles erscheint bedeutsamer, wenn zweierlei anderes damit in Bezug treten wird. An die Spitze des ostsächsischen Stammes in Britannien stellen die ags. Genealogien den Seaxneat, Vodens Sohn und göttlichen Helden, derselbe Saxnöt wird in der abrenuntiation neben Vodan und Thunar als dritter Gott aufgestellt; dieser würde also Saxnaut, ahd Sahsnöz goth. Sahsanauts auszudrücken sein, und Schwertträger, Gott des leuchtenden Schwertes, Kriegsgott bedeuten. Heissen nach ihm seine Kriegsgenossen, alle Männer des Volkes, denen er heilig ist, Sahson, Sachsen, so hat diese Auslegung sicher den Vorzug vor der spielenden Sage, die den Namen erst auf eine besondere Waffenthat des Volks, zur Zeit, in welcher es ihn längst geführt haben muss, ziehen will.

Mit solchen Stammsagen scheint aber auch die Wahl der ältesten Zeichen auf Schild und Fahne in Verbindung zu stehen.“ Grimm findet eine solche Beziehung auf jenen Sahsnöt in dem Schwerte des sächsischen Wappens, welches mit dem Rechte der Reichsmarschallwürde, dem Könige das Schwert vorzutragen, auf die askanischen und meissnischen Kurfürsten überging. Auch die Erklärung anderer deutscher Stammnamen, jenes der Cherusken, der Suardonen, der späteren Sveordveras und der schwäbischen Ziuvari, leitet Grimm aus Zeichnungen des Schwerts und eines Schwertgottes.

Das Verhältniss, welches die Fundzahl dieser Waffen bei den Angelsachsen im Vergleiche zu jener bei den übrigen deutschen Stämmen bietet, bleibt immerhin deshalb auffallend.

Die Anzahl von Daggers, Long-knives und War-knives, welche Roach Smith in seinen Collectaneen bespricht und abbildet, ist gerade nur genügend, um ihre Gleichartigkeit mit dem Langsax und dem Scramasax des Festlandes nachzuweisen, und die Uebereinstimmung der gleichzeitigen Waffenformen zu bestätigen.

Wenn dieser gelehrte und umsichtige Forscher die geringe Zahl der grösseren Messer aus dem Mangel an Beachtung erklärt, welche diesen Fundstücken namentlich in Kent, dem waffenreichsten Theile des alten Sachsengebietes, zugewendet wurde, so bleibt es doch bedenklich, dass in dem von Bryan Fausset verfassten Verzeichnisse \*) sorgfältiger Untersuchungen kentischer Gräber, unter den Fundergebnissen von 794 Gräbern und Tumulis zwar 422 kleinere Messer, aber nur 9 Daggers erscheinen, von welchen nur einige die Grösse und den Charakter des Langsax zeigen.

Anders stellen sich die Zahlen auf dem Festlande. Von den burgundischen Friedhöfen lieferte Bel-air aus seinen 162 Gräbern die zahlreichen kleineren Messer, ungerechnet dreizehn Saxen, welche Troyon coutelas nennt, und sie als „*épees courtes larges pointues et tranchantes d'un coté*“ näher bezeichnet \*\*). Baudot fand in den zahllosen Gräbern bei Charnay \*\*\*) über 200 Saxen, welche er aber nicht genau genug nach ihrer Grösse unterscheidet. Die Abgebildeten (Taf. I.) sind Scramasaxen und erreichen die Länge von 70 cm.

Auch die Todtenfelder der Franken in Neustrien wie in Belgien und Lothringen zeigen, je weiter nach Osten, eine immer wachsende

\*) *Inventorium sepulcrale by The Rev. Bryan Fausset edited by Charles Roach Smith. London 1856.*

\*\*) *Description des Tombeaux de Bel-air, par Frédéric Troyon.*

\*\*\*) Baudot sagt: *Mémoire sur les sepultures des Barbares etc. pag. 16: „Je ne puis déterminer le nombre des morts dont j'ai troublé le repos; c'est par centaines qu'il faudrait les compter.*

Anzahl dieser Waffen. Während die grössten Friedhöfe der Normandie, jene von Envermeu und Londinières, von 460 und 400 Gräbern je einige 20 scramasaxen brachten, steigt diese Anzahl in den rheinischen Gräbern so bedeutend, dass allein das Museum von Mainz aus ungefähr 200 Gräbern, deren Inhalt es bewahrt, neben 23 Langsaxen 47 Scramasaxen und darunter viele der grössten Art aufweisen kann. Auch in den Gräbern der Alamannen findet sich die Waffe häufig und in ihrer grössten Form. Doch lässt sich ihr Zahlenverhältniss bis jetzt nicht genau feststellen, da die Berichte gerade über die bedeutenderen Friedhöfe viel zu allgemein gehalten, und die Fundstücke selbst nicht mit gleicher Sorgfalt conservirt, theilweise sogar zerstreut wurden\*), oder wie jene von Nordendorf nicht an einem und demselben Orte aufbewahrt sind.

Der Scramasax zeigt einen hochalterthümlichen Charakter, und erinnert sowohl an die breves gladii, welche Tacitus den Nordgermanen zutheilt, wie an die Schwerter der Quaden\*\*) und Gothen, welche Ammianus Marcellinus mucrones nennt, und damit eine zum Stosse wie zum Hiebe taugliche Waffe bezeichnen will\*\*\*), die dem breiten Sachs unserer Gräber vollkommen entspricht.

Wie uns eine sichere Vorstellung des alten volksthümlichen Kurzschwertes erst durch wohlerhaltene Grabfunde des fünften und sechsten Jahrhunderts geboten wurde, so ist uns auch erst aus dieser Zeit der heimische Name dieser Waffe kund geworden.

Scramasaxus †) ist das fränkische Wort, welches Gregor von Tours und die Chronik der Frankenkönige zwar nur an wenigen, aber sprechenden Stellen als die Benennung des culter validus, ferreus aufbewahrt haben ††).

\*) Wie die Ergebnisse der Ausgrabungen auf dem grossen, überaus reichen Grabfelde von Pfullingen, unweit Reutlingen.

\*\*) (Quadi) eductis mucronibus, quos pro numinibus colunt, juravere se permanuros in fide. Amm. Marc. XVII, 12.

\*\*\*) Wir ersehen dies aus seiner Schilderung der mörderischen Schlacht ad Salices, in welcher die Gothen den linken Flügel des römischen Heeres bewältigen, mucrones acrius resistentium pectoribus illidentes, und später bei Beschreibung des Schlachtfeldes, et quorundam capita per medium frontis et verticis mucrone distincta in utrumque humerum magno cum horrore pendebant. Amm. Marc. XXXI, 7.

†) Wir müssen es den Sprachkundigen überlassen, diese alte Bezeichnung besser und zutreffender, als es bisher gelungen, zu erklären.

††) Gregor Tur IV, 51 bei der Ermordung Sigibert's: cultris validis, quos vulgo scramasaxos vocant: Gesta franc. 35, beim Tode Chilperich's: percussurunt regem in alvum scramasaxis.

Wir erkennen diese Waffe sowohl in der Scrama der Lex Wisigothorum\*), als auch in der Semispatha der Lex Burgundionum\*\*), in dem barbarisch lateinischen semispatium eines capitulare Pipins\*\*\*), und dem cultellus der Lex Salica, unter der Uebertragung ihres Namens in fremde Sprache.

Die Strafe, welche das letztgenannte Volksrecht mit 600 Denaren, = 15 solidis, für die Entwendung des cultellus ansetzt, lässt keinesfalls unter dieser Bezeichnung auf das kleine fusslange Messer, welches so überaus zahlreich gefunden wird, sondern auf die grössere und wichtigere Waffe schliessen †).

Der alte Namen derselben war noch im 13. Jahrhundert unvergessen ††). Der Scramasax ersetzte bei der Mehrzahl der fränkischen und alamannischen Krieger das grosse, zweischneidige Schwert, und erscheint, abwechselnd mit der Axt, nur da zugleich neben jener selteneren Waffe, wo die Gräber eine sehr reichliche Ausrüstung mit allen Arten der Kampfgeräthe zeigten.

Damit steht es in vollkommener Uebereinstimmung, dass in den alten Dichtungen, welche durch keine spätere Ueberarbeitung eine Veränderung in den Schilderungen der Waffen und Trachten erfahren haben, die Helden zwei Schwerter führen, neben der zweischneidigen Spatha das einschneidige Hiebmesser, den Sax.

Walthari rüstet sich, im Begriff Hiltgunde zu entführen, und

„Gürtet die Hüfte links mit doppelschneidigem Schwerte,

Und nach pannonischem Brauch die rechte zugleich mit dem zweiten,

Welches mit einer Seite jedoch nur ertheilet die Wunden“ †††).

Als im Kampfe mit den Franken seine Schwertklinge auf Hagen's Stahlhelm in Stücke springt

— — „entreisst er der Scheide das Halbschwert

Das an die rechte Seite er gegürtet“ §)

und schlägt Hagen die Wunde, welche den Kampf beendet.

\*) Siehe Note 3, S. 149.

\*\*) Titul 37. Quicumque spatham aut semispatham eduxerit ad percutiendum alterum et non percusserit inferat mulctae nomine sol. XII, si percusserit inferat similiter sol. XII et de inflicto vulnere judicetur.

\*\*\*)) Deutsche Glossen erklären semispathium mit sahs. Eckart, Francia Orientalis, p. 693.

†) Lex salica, tit. 29. art. 12 de cultello sexxauro (?): Si quis cultellum alienum furaverit sexcentis denariis qui faciunt sol. XV culpabilis judicetur.

††) cultellos permaximos, quos vulgariter scramasaxos nominamus. Rorico bei Du Cange. Glossarium II, p. 694.

†††) Waltharius: Vers 336 u. f.

§) eripuit semispatham. V. 1390.

Ebenso führt Beowulf gegen den Drachen zwei Schwerter. Seine berühmte Waffe zerbricht an dessen felsnfestem Haupte

— — „Doch Nägling zerbarst  
Geschwich beim Schlage, das Schwert Beowulf's  
Das greise grauhelle.“

Da ergreift er das andere:

„Den Walsachs er schwang  
Den bittern balscharfen, den er an der Brünne trug  
Da spielt der Weder Schirm den Wurm in mitten.“

Wo das grosse zweischneidige Schwert versagt, bewältigt das starke Hieb-  
messer jeden Widerstand. Wiglaf erzählt von dem Tode des Helden:

„Ihm zur Seite liegt der Seelberaubte (Wurm).  
Von Sachswunden siech, Mit dem Schwerte mocht er  
— auf keine Weise — Wunden wirken“. (V. 2910.)

Ausserdem bringt Beowulf noch v. 1630 breitsachs und v. 1555:  
Den sachs sie nahm, den braunen Knief, die breite Klinge.

Unverkennbar gewähren jene Züge der alten Dichtung einen

Fig. 111.



Länge 71 cm,  
Breite 5 1/2 cm.  
Mus. Mainz.

Fig. 112.



Aus den Grä-  
bern von  
Oberflacht.

willkommenen Beitrag zu den spärlichen Ueberlieferungen über den Gebrauch unserer Gräberwaffen, wie sie ihrerseits von diesen eine sichere Beglaubigung erhalten.

An den meisten Scramasaxen finden sich einige vertiefte Rinnen nahe bei dem Rücken der Klinge und in gleicher Richtung mit demselben (Fig. 111). Die Behauptung, dass dieselben zur Aufnahme von Giftstoffen bestimmt oder benutzt wurden, lässt sich nicht rechtfertigen, weil diese vertieften Streifen schon 3 Zoll oberhalb der Spitze, oft noch früher ihr Ende erreichen. Um danach das Gift recht wirksam mittheilen zu können, musste das Messer so tief in den Körper eingedrungen sein, dass die Wunde nach der ganzen Art der Waffe ohnehin schon gefährlich oder tödtlich war. Gerade dass von Fredegunde\*) die Messer gedungener Mörder vergiftet werden, zumal solcher, welche zagend vor der Gefahr sogar durch einen besonderen Trank

\*) Gregor Tur. IV, 51, und VIII, 29.

zu dem Frevel ermuthigt werden müssen, spricht am bestimtesten gegen allgemeinen Brauch. Zwischen diesen vertieften Linien sind an einigen Klingen von Saxen, wie an der unter Fig. 112 abgebildeten, noch Spuren eingravirter Verzierungen erhalten.

Der Griff des Scramasax zeigt die Eigenthümlichkeit, dass er im Ganzen weit grösser als jener des zweischneidigen Schwertes, die Länge von 18 bis 29½ cm erreicht und manchmal nahezu ein Drittheil der ganzen Waffe einnimmt, ein Verhältniss, welches offenbar auf den Gebrauch beider Hände hinweist und die volle Benutzung der Wucht des Hiebmessers möglich macht.

Dies einschneidige Schwert mit zweihändigem Griffe begegnet uns noch im 13. Jahrhundert, und wir sehen es in der Schlacht bei Bouvines in der Hand eines Helden, des Kaisers Otto, welcher mit den mächtigen Hieben seines „nach Messerart einschneidigen Schwertes, das er mit beiden Händen führte, die Feinde nach allen Seiten traf, und wen er erreichte betäubte oder die Reiter mit den Rossen zu Boden schlug\*)“.

Auch im Norden erhielten sich die einschneidigen Schwerter mit langem Griffe im Gebrauche, und die Wikinggesetze empfehlen sie als besonders geeignet zur Verstärkung des Hiebes\*\*).

Bei vielen Scramasaxen ist die Klinge auf die einfachste Weise an dem Griff befestigt, indem die Angel nach ihrer Einschiebung in die Hülse, welche die Handhabe bildet, oben umgeschlagen ist, wodurch ein Zurückschieben und Rücken des Griffes unmöglich wird. Andere haben statt des Schwertknopfes ein flaches, eiförmiges Beschläge (Fig. 110), welches der Form des Bügels entspricht, der den unteren Abschluss des Griffes bildet. Die sogenannte Parirstange fehlt an allen Schwertformen dieser Zeit; bei dem Sax wird die Klinge von dem Griffe meist durch eine Eisenplatte getrennt, welche nur um Weniges über die erstere hervorragt.

Die Griffe selbst sind der überwiegenden Mehrzahl nach aus Holz gebildet, welches, nach einzelnen Ueberresten zu schliessen, mit Leder überzogen, und bei den reich ausgestatteten Waffen mit Goldblech belegt war.

---

\*) Mathaeus Paris, *Historia Angl.* Ipse (Otho Imp.) cum gladio quem tenebat ad modum siccae ex una parte acutum, hostibus ictus importabiles hinc inde junctis manibus imprimens, quoscunque attingebat vel attonitos reddebat, vel sessorum cum ipsis equis solotenus prosternebat. Proelium apud Bovinas.

\*\*\*) Gladii unica tantum acie, superius crassi, tubo lato ictibus aggravandis idonei. Leges Piraticae Halfi regis. Thormod. Torfaeus *hist. Norweg.* I, 186.

Doch finden sich auch Spuren von Griffen aus Bein, welches jedoch bei der Länge des Klingendorns nur in einzelnen Stücken und

Fig. 113.



Fig. 114.



Ringen an demselben aufgesetzt werden konnte, und manchmal durch zwischenliegende Metallscheibchen regelmässig und abgetheilt waren, wie sich dies aus dem Griffe eines Sax ergibt, Fig. 113, welchen Troyon aus den Gräbern von Bel-air abgebildet hat. Wenn an diesem Fundstück auch die Bekleidung aus Bein oder Holz durch die Zeit zerstört und nur die abtheilenden Scheibchen aus Kupfer erhalten sind, so gewährt dagegen der unter Fig. 114 abgebildete lange Griff von ganz gleicher Art die ergänzende Erklärung. Es ist diese Waffe

Fig. 115.

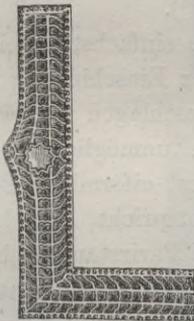


Fig. 116.

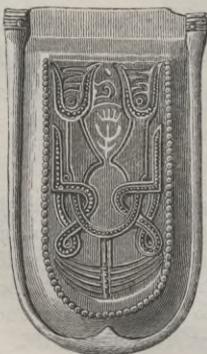


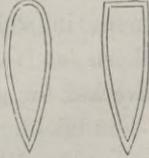
Fig. 117.



dem merkwürdigen Diptychon des Halberstädtischen Domschatzes entnommen, und auf dem Bildwerk über einer Gruppe Gefangener offenbar von einer nordischen Völkerschaft angebracht. Sie bietet uns die älteste Darstellung sowohl dieser eigenthümlichen Schwertgriffe als auch einer besonderen Form des unteren Beschlägs der Schwertscheide, die hier einen rechtwinkeligen geradlinigen Abschluss hat, wie das goldene Ortband von Childerich's Sax (Fig. 115), und wie ihn auch die Erzbeschläge der gleichartigen Waffe der Oberflachter Gräber andeuten (Fig. 112). Sonst überall zeigt sich das Ortband an den Ecken abgerundet wie bei Fig. 116, einem anderen Scheidebeschläg von Oberflacht, oder auch zugespitzt, wie an der Scheide des Sax von Sprendlingen (Rheinessen),

Fig. 117, an dessen Holzscheide noch auf den Resten von Lederbezug alle einzelnen Beschlägstücke aus Erz in ihrer ursprünglichen Lage gefunden wurden, und welche deshalb als ein möglichst vollständig erhaltenes zu betrachten ist.

Fig. 118.



Das Mundstück der Scheide ist nach der Seite, welche der Rücken der Klinge berührt, weiter geöffnet, entweder rund ausgewölbt oder der Form und der Breite des Rückens entsprechend (Fig. 118).

In allem Uebrigen zeigt die Scheide des Sax eine solche Uebereinstimmung mit jener des Langschwertes, zu welchem wir jetzt übergehen, dass alles, was über diese noch zu bemerken ist, zumeist auch für jene Geltung hat.

#### e. Die Spatha, das zweischneidige Langschwert.

Das grosse Schwert, welches schon bei dem ersten Auftreten deutscher Stämme\*) unter ihren eigenthümlichen Waffen erwähnt wird, erscheint zu den Zeiten der Merovinger nach seiner Form und Grösse als Nachbildung der gleichartigen Waffe der Römer, welche ihrerseits das Langschwert seitdem von den nordischen Völkern aufgenommen hatten und für die Art ihres Kriegswesens in ein maassvolleres Verhältniss gebracht hatten. Es ist die Spatha, welche Tacitus\*\*) als das eigenthümliche Schwert der Auxiliaren dem Gladius der Legionaren gegenüberstellt, und welche bereits vor den Zeiten des Vegetius, nach grosser Veränderung und Mischung römischer Kriegsrüstung mit barbarischer, in die Bewaffnung der Legion selbst aufgenommen war\*\*\*).

Schon der Name bezeugt, dass wir in dieser Waffe das grosse nordische Schwert zu erkennen haben, welches bei allen Völkern diesseits der Alpen mit dem Zeitpunkte auftritt, in welchem sie in Besitz einer ausreichenden Fertigkeit in der Metallarbeit gelangten.

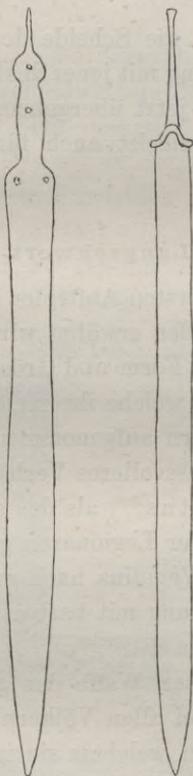
\*) Bei den Kimbern und Teutonen (Plutarch. Marius), wie bei den Sueven des Ariovist (Cassius Dic. 38, 49).

\*\*) Bei der Schlacht des Ostorius gegen die Britannier unter Caractatus sagt er von den letzteren: si auxiliaribus resisterent, gladiis ac pilis legionariorum, si huc verterent, spathis et hastis auxiliarium sternerantur. Annal. XII, 35.

\*\*\*) Haec erat gravis armatura, qui habebant cassides cataphractas, ocreas, scuta, gladios majores, quos spathas vocant, et alios minores, quos semispathas nominant, plumbatas quinas positas in scutis quas primo impetu jaciunt. Veget. de re militari X, 15.

Diese aber hatte zuerst in der Nachbarschaft der Culturstaaten des Südens und durch belebte Handelsverbindungen mit denselben eine anregende Förderung erhalten, und es erklärt sich daraus, dass wir an den Grenzen und im Bereiche dieser Berührungslinie, von den Ländern an der Donau, den Alpen und bis über Gallien nach Britannien hin neben den bestimmt charakterisirten Waffen südlichen Imports, überall auch dem langen Schwerte aus Eisen begegnen, in welchem

Fig. 119. Fig. 120.



sich jene von den Historikern so vielfach bezeugte Vorliebe der Nordvölker für grosse Waffen so unverkennbar kundgiebt. Die Ueberlieferung ihrer technischen Ausführung vom Süden her findet aber auch darin ihre Bestätigung, dass alle diese zweischneidigen Schwerter mit blattförmiger oder gleichbreiter Klinge in ihrer Form und Griffbildung vollkommen mit den gleichzeitigen Waffen des Südens übereinstimmen, und keinen wesentlichen Unterschied bieten, als ihre ungewöhnliche Länge (bis 1 m, ja bis 1,10 m), und ihre rohere Arbeit. Dafür spricht auch weiterhin die grosse Seltenheit dieser Schwertklingen unter den Grabhügel-funden im Innern Deutschlands, für welche sich eine naturgemässe Erklärung nur darin ergibt, dass in der unzugänglicheren Mitte des Welttheils eine durch die Berührung mit dem Süden hervorgerufene Entwicklung der Metallarbeit erst mit dem Vorrücken des Römerreichs an den Rhein und die Donau möglich wurde.

Zu dieser Zeit aber waren alle jene Völkerstämme, bei welchen die Südländer das grosse Schwert zuerst kennen lernten, bereits bezwungen und vollkommen wehrlos gemacht. Die Führung ihrer Lieblingswaffe war ihnen nur in veränderter Form und nur für die Zeit gestattet, in welcher sie in die Legionen oder Auxiliartruppen des römischen Heeres eingereiht waren.

Die sogenannte keltische Spatha war verschwunden und durch das bessere römische Langschwert ersetzt, welches seinerseits der Spatha der merovingischen Zeit zum Vorbilde diente.

Wenn wir jedoch diese Wandlungen der Waffe in den Gräberfunden verfolgen, so begegnen wir einer Wiederholung derselben Erscheinung in dem Hervortreten der Neigung zur Vergrößerung der vom Auslande überlieferten Form. Wie wir das alte nordische Schwert aus den Maassverhältnissen der südlichen Erzwaffen herausgewachsen sehen, so finden wir, dass die Spatha der merovingischen Zeit demselben Zuge nationaler Vorliebe folgend, sich wieder über die durchgehende Länge und Breite der römischen Waffe ausdehnt, wenn auch nicht mehr bis zu den unbehülflichen Maassen des ältesten Langschwertes.

Aber jetzt tritt die Spatha auch sofort bei den deutschen Stämmen an die Stelle der wichtigsten, am meisten bevorzugten Waffe.

Wie früher das Kurzsword, der Sax, gilt sie für das Symbol des Kriegsgottes. Sie wird beim Gebete in Händen gehalten, und beim Eidschwure berührt.

Als die eigentliche Waffe des geschlossenen Kampfes, welche vor allen anderen Kraft und mannhafte Muth fordert, bleibt sie fortan die Hauptwaffe germanischer Helden in Sage und Geschichte. Sie ist es, welche in der Hand der Gothen, Franken und Langobarden, so auch bei den späteren Kämpfen mit unseren „Feinden ringsum“ einen vernichtenden Schrecken vor dem deutschen Namen verbreitete und die Schilderungen, welche italische\*) und griechische\*\*) Schriften von dieser Waffe und ihren Streichen in deutscher Faust aufbewahrt haben, bestätigen alles, was Plutarch\*\*\*) und Livius von den Wirkungen des keltischen Schwertes erzählen, wie zugleich den Ursprung und Gebrauch jener Waffe überhaupt bei Völkern, deren Körperkraft und kriegerischem Ungestüm dieselbe vollkommen entsprach.

Nach den Grabfunden merovingischer Zeit zu urtheilen, ist jedoch die Spatha allmählig nur zu allgemeinem Gebrauche gelangt. Sie erscheint nicht sofort überall bei den deutschen Stämmen in gleichem

---

\*) Guglielmus Pugliese sagt von den Schwaben:

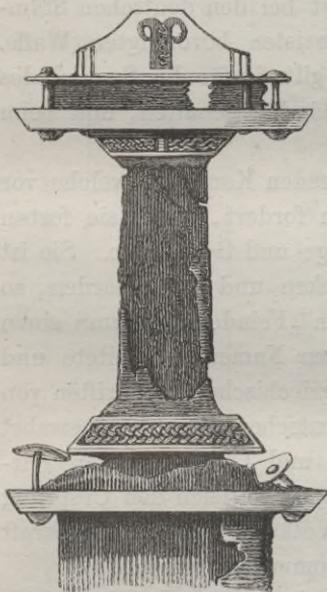
Ictibus illorum, quam lanceis plus valet ensis,  
Sunt enim longi specialiter et peracuti  
Illorum gladii; percussum a vertice corpus  
Scindere saepe solent.

\*\*) Nicetas Choniates. Vita Manuelis, bezeichnet die Wirkung des fränkischen und alamannischen Schwertes mit den Worten: Turci praelongis gladiis medii dissecabantur. Siehe ausserdem: Wilhelm von Tyrus über die Belagerung von Damascus und das Chronicon hierosolym. lib. VII 24, VIII 70.

\*\*\*) Nach Barbarenart ohne alle Fechtkunst zuschlagend, hieben sie ganze Arme, und zumeist die Köpfe herunter. Plut. Camillus.

Zahlverhältniss zu den übrigen Waffen, und es ergibt sich nach den bis jetzt zu erhebenden Angaben die bemerkenswerthe Thatsache, dass im Allgemeinen die Zahl dieser Waffen in der Richtung von Westen nach Osten bis zum Rheine hin zunimmt und von da an wieder eine

Fig. 121.



Schwert von Coombe. East-Kent. 3 Fuss  $6\frac{3}{8}$  Zoll lang,  $2\frac{1}{2}$  Zoll breit. Taf. XXIV. Pagan Saxondom.

Fig. 122.



Aus den Gräbern bei BRIGHTHAMPTON. Archaeologia XXXVIII.

jedoch minder rasche Abnahme kundgiebt.

Für England ist eine Uebersicht zunächst aus einer Zusammenstellung der Grabfunde von Kent, wie sie Roach Smith nach den Aufzeichnungen Faussets' in dem Inventorium sepulchrale veröffentlichte, zu gewinnen. Wir ersehen aus demselben, dass dort 151 Tumuli und Gräber keine einzige Spatha ergaben, dass 308 Gräber bei Kingston zwei Schwerter, 106 bei Gilton fünf dieser Waffen, und 181 bei Sibertswold sechs zu Tage brachten. Zwei brachten die Gräber von Fairford, und die schönen Spathen von Coombe (Fig. 121) und Ash bei Sandwich sind nur als Einzelfunde zu betrachten.

Als eine grosse Seltenheit ergibt sich

deshalb, dass die 60 Gräber von Brighthampton vier Schwerter lieferten.

Im westlichen Frankreich stellt sich die Zahl weit geringer. Die Todtenfelder von Oville und Nesle-Hodeng, ersteres mit 100, das

zweite mit 200 Grabstellen, ergaben gar keine Schwerter. Envermeu brachte aus 460 Gräbern drei Spathen, Londinières aus 400 nur zwei, und Parfondeval aus 150 ein einziges Schwert. In dem alten Burgund wurden bei Charnay aus einer Masse von vielen hunderten von Gräbern 14 Spathen erhoben, und in dem Todtenfelde von Belair bei Lausanne fehlen sie gänzlich.

Besser stellt sich das Verhältniss in Belgien. Zu Seraing fanden sich in 200 Gräbern doch schon drei Langschwerter, und zu Samson in 250 sogar neun.

Von da ab zeigt ihre Zahl durch Lothringen nach dem Rheine hin eine solche Zunahme, dass in den ostfränkischen Grabfeldern im Durchschnitt unter 100 Gräbern auch auf sieben bis acht Spathen zu rechnen ist. Manchmal steigt ihre Zahl sogar auf 12, und an einzelnen Orten auf noch eine höhere Zahl. Dagegen fanden sich auf dem Todtenfelde bei Beckum in Westphalen in 77 Gräbern drei Spathen, und ein gleiches, theilweise aber doch höheres Zahlenverhältniss findet sich auch bei Alamannen und Bayern, nur dass hier die Nachweise bei Mangel genauer Angaben nachträglich aus den Fundstücken schwer zu erbringen sind, da die Eisenwaffen der Grabfunde von Nordendorf, Ulm und Pfullingen sowohl, als von Peiting und Fridolfing ohne die nöthige sorgfältige Behandlung zerfallen und unkenntlich geworden sind.

Aus einer Verschiedenheit des Alters der Friedhöfe der einzelnen Länder lässt sich diese Verschiedenheit der Zahl jener Waffen nicht erklären, da die ostfränkischen Todtenlager des Mittelrheins, in welchen die Spathen besonders häufig, zu den ältesten ihrer Art gerechnet werden müssen, und allen Merkmalen nach, der Mitte des sechsten Jahrhunderts angehören. Näher liegt die Annahme, dass in diesen Gegenden gerade die Tradition römischer Metallarbeit am vollkommensten erhalten blieb, und mit ihr die nöthige Erfahrung für die Fertigung der zweischneidigen Klinge, welche zugleich stark und federkräftig sein muss, sowie vorzüglicheren Stoff und sorgfältigere Bearbeitung fordert, als das messerartige einschneidige Schwert mit starkem Rücken.

Dass sich der Ruhm ausgezeichneter Waffenschmiede neben jenem der Helden in der Ueberlieferung des Volks erhielt\*) und mit über-

---

\*) Neben Wiland, dem kunstreichen Schmiede, der in den Sagen und Liedern aller deutschen Stämme gefeiert wird, erscheinen auch Mime der Alte, und Hertrich als weitberühmte Meister in der Fertigung trefflicher Schwerter. Der im Parzival und Willehalm genannte Schmied Trebuchet erinnert an den Namen

menschlichen Eigenschaften in Verbindung gebracht oder auf die Unterweisung von Elben oder Zwergen zurückgeführt wurde, beweist nur die Seltenheit der Erfahrung und Kunstfertigkeit, welche die Herstellung vorzüglicher Waffen verlangte. Die Schärfe und Härte ihrer Schneiden musste Panzerringe und Helme zerspalten \*), und die Stärke ihres Stahls die strengste Prüfung bestehen können, wie denn, um die sagenhaften Züge unberührt zu lassen, Ludwig der Deutsche die Schwerter normannischer Könige, welche ihm als Zeichen \*\*) der Huldigung übersendet wurden, probend mit seiner Hand, stärker als Eisen, eine Klinge zerbrach, eine andere aber, von den Gesandten dargebotene, bis zum Griffe gleich einer Weidenruthe zusammenbog, und dann wieder in ihre frühere Gestalt zurückgehen liess.

Beachtenswerth erscheint es, dass zur Zeit, in welcher im westlichen Theile des Frankenreiches, wie in Burgund, noch der Gebrauch des alterthümlichen Scramasax vorwaltet, Langobarden \*\*\*) und Vandalen als treffliche Waffenschmiede bezeichnet werden. In einem Schreiben Theodorich's, des grossen Gothenkönigs, an Thrasamund, König der Vandalen, dankt derselbe für die Uebersendung schöner Spathen, deren Klinge er für werthvoller noch als ihre reiche Goldverzierung schätzt. Er rühmt ihren spiegelnden Glanz, die Gleichmässigkeit ihrer Schneiden, wie die anmuthige Wirkung krauser Schlangenwindungen in ihrer Hohlkehle, und den bunten Schimmer, der sich auf dem leuchtenden Metall aus diesem Farbenwechsel ergibt †). Seine Ausdrücke, welche zunächst an die Bezeichnung „wurbunt“ erinnern, die oftmals bei Schilderungen alter Schwerter

---

eines der altgermanischen Stämme des linken Rheinufers, und bemerkenswerth bleibt es immerhin, dass zu merovingischer Zeit gerade hier die Spatha zahlreicher als irgendwo sonst gefunden wird.

\*) Ouch fuort er Balmungen ein ziere wäfen breit,  
daz was also scherpfe, daz ez nie vermeit  
swā manz sluoc üf helme, sīn ecke wāren guot.

Nibel. 983.

\*\*) Monach. St. Gallen s. II, 18.

\*\*\*) Paul. Diac. I, 27.

†) Cassiodor. Var. lib. V, epist. 1. Die merkwürdige Stelle lautet: Regi Vandalorum Thrasamund, Theodoricus rex . . . Spathas nobis etiam arma descantantes vestra fraternitas destinavit, ferro quam auri pretio ditiores. Splendet illie claritas expolita, ut intuentium facies fideli puritate restituant: quarum margines in acutum tali aequalitate descendunt ut non limis compositae, sed igneis fornacibus credantur effusae. Harum media pulchris alveis excavata quibusdam videntur crispari posse vermiculis: ubi tanta varietatis umbra concludit, ut intextum magis credas variis coloribus lucidum metallum.

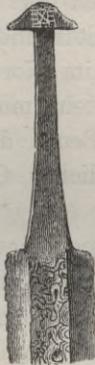
wiederkehrt, können hier nicht auf Ziereinlagen aus anderem Metalle in Art der Tauschirung bezogen werden, welche sich in dieser Periode nur auf der Hilze, dem Griffe des Schwertes, findet; sie deuten unzweifelhaft auf eine Herstellung des Stahls nach Art der Damascenerklingen.

Ob und zu welcher Zeit dieses Verfahren aus Asien nach dem Westen gelangte, steht dahin, gewiss bleibt es, dass es an Schwertern

Fig. 123.



Fig. 124.



mit römischer Fabrikmarke sowohl, als auch an solchen aus fränkischen Grabstätten vorliegt, was einerseits durch die Moorfunde bei Nydam \*), andererseits durch die neben abgebildeten Schwerter, Fig. 123 des Wiesbadener Museums, und Fig. 124 des Museums von Mainz, bezeugt wird. An allen diesen Klingen sind die weicheren Theile des Eisens mehr oder minder durch den Rost aufgelöst, wodurch die

Eigenthümlichkeit ihrer Technik unverkennbar zu Tage tritt.

Unter den Stämmen im Innern Deutschlands sind es die Bayern, auf welche der Ruhm der alten Noriker als vorzügliche Waffenschmiede überging. Das Annolied \*\*) und andere Dichtungen des 11. Jahrhunderts halten diese Ueberlieferung fest.

Regensburg namentlich ist die Stadt, in welcher vorzügliche Helme

\*) Die Schwerter von Nydam. Denmark in the early Iron age by Engelhardt, plate VI, VII.

\*\*)

Dü sich Beireland wider in vermaz  
 Die merin Reginsburch her se bezaz  
 Da vant er inne  
 Helm unti brunigen  
 Manigin helit güdin  
 Die dere burg huhdin.  
 Wiliche Knechti die werin  
 Deist in heidnischin büchin meri.  
 Da lisit man Noricus ensis  
 Daz diutit ein svert Beierisch  
 Wanti si woldin wizzen  
 Daz nigeini baz ni bizzen  
 Die man dikke durch den Helm slug.  
 Annolied XX, V. 293 bis 305.

und Brünnen zu finden sind, und der „noricus ensis“ ist das bayrische Schwert, ausgezeichnet an Härte und Schärfe, wie kein anderes. Auch in dem Rolandliede führt Ganelon „das beste Saks“, das Werk Madelgers, eines Schmiedes von Regensburg.

Dass Theodorich den Klingen der vandalischen Schwerter höheren Werth als dem Golde beilegt, entspricht vollkommen den Verhältnissen und der Anschauung der Zeit, zu welcher treffliche Waffen einen wichtigen Bestandtheil der Königsschätze bildeten. Ausgezeichnete Schwerter, Helme und Brünnen wurden dort bei den kostbaren Geräthen und Gefäßen aus Gold und Edelsteinen bewahrt, als Erzeugnisse kunstvoller Metallarbeit, welche im Norden ursprünglich nicht heimisch, damals noch selten genug sein musste, dass ihre Werke in den alten Liedern zumeist als Beute der Kriegszüge, „Raub der Kühnen“, oder als Erbe vorzeitlicher Geschlechter bezeichnet wurden \*).

Für die Theilung des Nibelungenhortes empfängt Sifrid ein Kleinod desselben von unvergleichlichem Werthe: den Balmunc, daz Niblunge swert, und in dem Schatze, welchen der von Beowulf getödtete Drache hütete, liegen neben den Schalen und Bechern, „dem Gold der Altmänner“ auch „theure Schwerter, olmdurchfressene, als ob sie in der Erde Schooss tausend Winter träge gerastet“ \*\*).

Wenn nun auch in den Gräbern jener Zeit die Spatha zumeist nur bei reicher Ausstattung mit Schmuck und unverkennbaren Zeugnissen grossen Besitzthums der früheren Eigener zu Tage kommt, so berechtigt dies alles wohl zu der Annahme, dass jene Waffe, deren Fertigung ungewöhnliche Erfahrung und Sorgfalt verlangte, damals nur in die Hand von Männern gelangen konnte, welche durch das Ansehen ihres Geschlechtes oder als ausgezeichnete Krieger eine bevorzugte Stellung behaupteten \*\*\*).

Aber auch keine von allen anderen Waffen war den Helden so theuer und vertraut, wie das Schwert, das sie durch Ertheilung besonderer Namen gleichsam zu einem selbständigen Gefährten ihrer

\*) Beowulf. „Einst es kühne erwarben“. V. 2254 und Enzisches Altwerk V. 2621, Enzisches Altschwert V. 2780.“

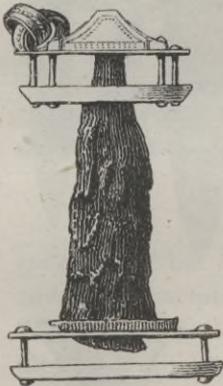
\*\*) Beowulf, V. 3054 u. f.

\*\*\*) Auch eine Stelle des Heldenbuchs scheint dies nach alter Tradition zu bestätigen: Von den im Bitterolf aufgezählten 13 Schwertern der berühmtesten Waffenschmiede heisst es: Das buch hören wir sagen, die swert dorste niemand tragen, er enwär fürst oder fürstenkind. Klemm, Culturgeschichte. Waffen und Werkzeuge, S. 216.

Thaten und Gefahren erhoben, auf welchen ein Theil ihres Ruhmes übergieng. Manche jener Klingen, welche mürbe durch den Rost von zwölf Jahrhunderten den Gräbern entnommen werden, mag in den Tagen ihres jungen Glanzes und ungebrochener Stärke einen Namen geführt haben, welcher durch die Lieder jener Zeit weit bekannt und gepriesen wurde. Von den Schwertern der ältesten Sagen bis zu denen des karolingischen Heldenkreises ist eine grosse Zahl von Namen berühmter Schwerter aufbehalten, unter denen Sifrid's Balmung, Wieland's Mimung, Beowulf's Nägling, Roland's Durndart am hellsten noch hervorleuchten. Karl der Grosse trug, wie die früheren fränkischen Könige, die Spatha, und an seine, wie an Chlotar's des Zweiten Waffe ist die schauerliche Sage geknüpft, dass sie mit ihr die besiegten Feinde gemessen, und von Sachsen\*) und Slaven\*\*) niemand am Leben gelassen, der grösser gewesen als ihr Schlachtschwert, das man Spatha nennt.

Die Länge der Spatha wechselt zwischen 81 bis 97 cm, ihre Breite zwischen  $4\frac{1}{2}$  bis 6 cm. Die Grifflänge entspricht der Grösse einer starken Hand, und beträgt mit Knopf und Bügel im Durchschnitt 12 bis  $14\frac{1}{2}$  cm. Die Bildung des Griffes, obwohl überall von derselben Hauptform, zeigt je nach dem Grade der sorgfältigen oder

Fig. 125.



kunstvollen Arbeit der Waffe grosse Verschiedenheit. Bei der grössten Zahl der Spathen ist der Schwertknopf so einfach wie an dem Griffe der Saxen gebildet. Das obere Ende ist auf einer kleinen ovalen Unterlage von Eisen festgenietet, und der Bügel besteht aus einer ovalen Platte von starkem Eisenblech, welche nur um wenig über die Breite der Klinge vorragt, und durch zwei Heftnägeln mit dem Griffe aus Holz oder Bein verbunden ist. Bei den besser ausgestatteten Schwertern wird der Abschluss des Griffes von zwei Metallplatten gebildet, welche seiner flach elliptischen Form entsprechen, und von welchen

die untere, der Bügel, das kurze Schwertkreuz, etwas grösser ist als die obere, welche den Schwertknopf trägt. Diese Platten finden sich bei sächsischen Schwertern, wie das in Fig. 125 \*\*\*) von Gilton

\*) Chronik der Frankenkönige.

\*\*) Mon. St. Gall. II, 12.

\*\*\*) Yonge Ackermann: Pagan saxondom plat. XXIV.

Lindenschmit, deutsche Alterthumskunde.

Fig. 126.

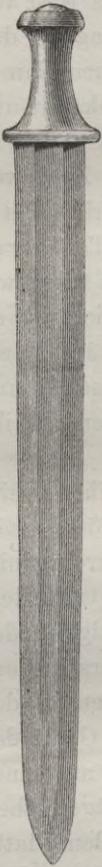


Fig. 127.

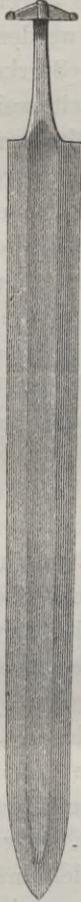


Fig. 128.

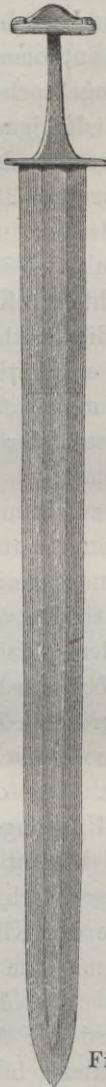


Fig. 129.



Fig. 130.

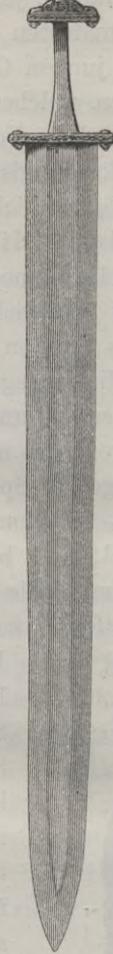


Fig. 131.



Fig. 132.



Fig. 133.



Fig. 134.

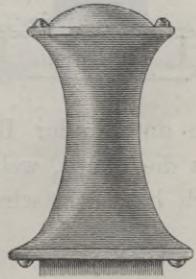


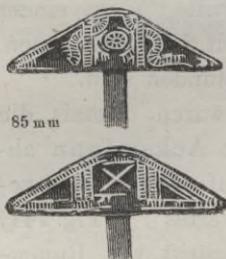
Fig. 126 bis 134 Spathen.

Fig. 126. Knopf, Griff und Bügel aus Bein. Mus. in Regensburg. Fig. 127. Knopf, Eisen-  
(Mus. Mainz). Fig. 128. Knopf und Bügel, Eisen. Mus. Mainz. Fig. 129. Knopf und  
Bügel, Eisen, Griff von Bein. Mus. Stuttgart. Fig. 130. Knopf und Bügel, Erz. Mus.  
Stuttgart. Fig. 131. Knopf und Bügel-Beschläge, Erz. Mus. Mainz. Fig. 132. Knopf,  
Eisen, mit Erz besetzt, Bügel Erz. Mus. Stuttgart. Fig. 133. Knopf und Bügel von  
Fig. 130, etwas vergrößert. Fig. 134. Knopf und Bügel Eisen, Griff von Bein. Vereins-  
Sammlung in München.

(Kent), mit Zierstreifen aus vergoldetem Silber verbunden, welche eine Zwischenlage von Bein oder Holz mit langen Heftnägeln zusammenhalten. Auf dem Festlande ist diese Art der Verzierung der Griffbeschläge nur in einzelnen Fundstücken nachzuweisen, wie an dem Schwerte von Farébersviller in Lothringen, an welchem der Knopf und die obere Platte des Griffes eine Zwischenlage aus Horn zeigte, die mit dünnen Kupferstreifen besetzt war. In Deutschland findet sich bei den reicher ausgestatteten Schwertern die Leiste des Bügels und jene, welche die Unterlage des Knopfes bildet, wie dieser selbst mit Gravirung, Tauschirung und Niellirung verziert.

Die nebenstehenden Abbildungen (S. 226) geben die vorherrschenden Arten der Griffbeschläge, von welchen jene einer alamannischen Spatha des Stuttgarter Museums (Fig. 132) ein vollständiges Bild der einzelnen Theile sowohl des Schwertknopfes, als des Bügels gewähren, die hier aus einer bronzeartigen Metallmischung gebildet, und mit eingravirtem Flechtwerk verziert sind. Ein anderer Schwertknopf aus Eisen mit Silbereinlagen (Fig. 135) derselben Sammlung zeigt eine dreieckige Form, wie sie mit mehr einwärts gebogenen

Fig. 135.



85 mm

Fig. 136.



Fig. 137.



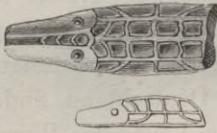
Fig. 138.

Seitenlinien bei dem Knopfe der Schwerter von Gilton (Fig. 134) und Brichthampton (Fig. 136) erscheint, ebenso auch bei deutschen Waffen, namentlich der Spatha von Langenenslingen in dem schönen silbernen, mit Niello verzierten Knopfe\*) vorliegt. Diese abgeplattete dreieckige Form zeigt aber mancherlei Verschiedenheiten und Uebergänge zu einer mehr gewölbten, im Grundriss ovoiden Gestaltung, wie bei Fig. 137 und Fig. 138, einem Schwertknopfe von Bronze aus den alamannischen Gräbern von Oberhausbergen bei Strassburg. Die Anordnung des Ornaments ist bei der Mehrzahl durchgehend dieselbe. In der Mitte ein senkrecht laufendes Band von Flecht-

\*) Fürstl. Hohenzoll. Sammlung vaterl. Alterth. Taf. I, Fig. 11.

werk, und nach den Ecken hin zoomorphische Bildungen, in welchen sich mehr oder minder bestimmte Andeutungen von Thierköpfen und

Fig. 139.



Körpertheilen unterscheiden lassen. Unverkennbar sind besonders an Childerich's leider nur zu zwei Drittheilen erhaltenen goldenem Schwertknopfe jene Thierhäupter mit ihren rothen funkelnden Augen aus eingesetzten Granatperlen (Fig. 139).

Wir begegnen dieser Art von Schwertknöpfen und der entsprechenden gesammten Griffbildung auch bei den Schwertern des Nydamer Moorfundes, und diese Thatsache verbürgt eine nahe Beziehung dieser bisher so widersprechend beurtheilten Waffen, welche

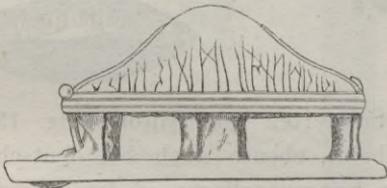
Fig. 140.



ihrer ganzen Technik und ihren bestimmten Fabrikmarken nach für römische Erzeugnisse gelten müssen. Die Verwandtschaft dieser Erscheinung (Fig. 140) ist demnach nicht unbeachtet zu lassen, obschon römische Schwertknöpfe, wie sie theils von sehr kunstvoller Arbeit an zwei sächsischen Schwertern in England\*) und in Frankreich zu Vateville\*\*) in einem Grabe der merovingischen Zeit zu Tage kamen, in Deutschland noch nicht gefunden sind.

Auf den Knöpfen und Beschlägen des Griffs waren oftmals die Namen der Besitzer verzeichnet. Der von Yonge Ackermann ab-

Fig. 141.



gebildete Knauf eines bei Ash gefundenen Schwertes\*\*\*) (Fig. 141) zeigt eine Inschrift von Runenbuchstaben, mit welchen auch im Beowulf†) der Name des früheren Eigenthümers auf die Hilze jenes Schwertes geschrieben ist,

welches der Held aus der Behausung Grendel's heraufbringt. Ebenso waren die Schwerter der brittonischen Häuptlinge, welche Graf Wido

\*) Zu Gilton. Inventorium sepulcrale. p. 11 u. p. 29.

\*\*) Abbé Cochet. Childeric I, p. 84 u. p. 85.

\*\*\*) Pagan Saxondom plate XXIV, Nr. 3.

†)

„Auch war auf der Leiste von lichtem Golde  
Mit Runstaben recht verzeichnet

Gesetzt und gesaget wem der sachs gewirket“.

an König Karl als Zeichen ihrer Unterwerfung überbrachte, mit ihren Namen bezeichnet\*).

Der Griff, die Hilze, das Gehilze, bei der Mehrzahl der Spathen aus Holz oder Bein und Horn, selten aus Elfenbein, war bei den besseren Schwertern mit aller Kunst der Waffenschmiede aus verschiedenen Metallen glänzend gebildet\*\*).

Childerich's I. Schwertbeschläge (Fig. 142), und jene der Spatha und des Sax, welche dem Westgothenkönige Theodorich zugeschrieben\*\*\*) werden (Fig. 143 und Fig. 144), sind von Gold und mit Edelsteinen besetzt. Die Griffe dieser Waffen sind mit Goldblech überzogen, wie jene

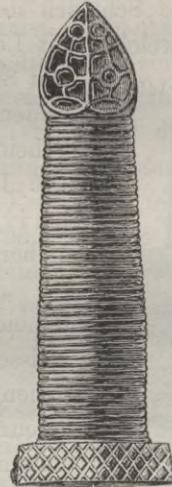
Fig. 142.



Fig. 143.



Fig. 144.



der beiden Schwerter, welche leider nur in Bruchstücken aus Gräbern bei Ulm †), Esslingen ††), und im Badischen bei Oos †††) erhoben wurden. Mit diesen Erscheinungen steht alles, was Sage und Geschichte von den Waffen der Könige und Helden dieser Zeit bewahrte, in vollster Uebereinstimmung. Walthari's Schwertgriff ist von hohem Werth an trefflicher Arbeit sowohl, als an edlem Metalle§), und ebenso führt

\*) Einhard, Ann. 799.

\*\*\*) wurmbunte schmuckziere hilze. Beow. 630  
gebunden mit gold einen sax er verehrte. 1915  
dat gehilze was guldin. Nibel 1340.

\*\*\*) Peigné de la Court. Recherches sur les champs de bataille d'Attila etc.

†) Das alam. Todtenfeld bei Ulm. Taf. I, Fig. 1, a, b, c.

††) Jahreshefte des württemberg. Alterthumsvereins.

†††) Museum in Karlsruhe.

§) capulum, quamlibet eximio praestaret et arte metallo, protinus abjecit. Walth. 1378.

Gunthari eine mit Edelsteinen besetzte Waffe\*). Auch Gregor erwähnt eines gleichartigen, wunderbar schönen Schwertes, dessen Griff aus spanischen Edelsteinen und Gold gearbeitet war, welches König Gunthram von den Söhnen Waddo's erhielt\*\*). Der Griff des Schwertes, das Karl der Grosse trug, war entweder von Silber oder Gold, und bei hohen Festlichkeiten oder beim Empfange von Gesandten trug er eine mit Edelsteinen besetzte Waffe\*\*\*).

Das Schwert, welches in sein Grab gelegt wurde, war golden †), d. h. mit goldenem Griffe geziert, wie dasjenige, welches der langobardische König Luitprand zu Rom an dem Grabe des Apostels niederlegte.

Die Scheiden der Schwerter aller Grabfunde bestehen nur aus Holz, welches mit Leder bezogen, und nur stellenweise an den Seiten mit Streifen von Metall besetzt war. Diese Beschläge finden sich nur an dem oberen und unteren Theile der Scheide und da, wo das Wehrgehäng befestigt war. Die Beschreibung, welche der Mönch von St. Gallen ††) von der Waffe seiner Zeit giebt, zeigt vollendete Uebereinstimmung mit dem Ergebniss der Grabfunde.

„Das Schwert, sagt er, wurde erstlich durch die Scheide (Holz), dann durch Leder, drittens durch sehr weisses, mit hellem Wachs gestärktes Leinen so umgeben, dass es mit seinen in der Mitte glänzenden Kreuzchen zum Verderben der Heiden dauerhaft erhalten wurde.“

Diesen Kreuzchen der karolingischen Zeit entsprechen die kleinen halbmondförmigen Verzierungen an dem älteren Schwerte, welche wie auf einem Scramasax des Mainzer Museums (Fig. 145), auf der Mitte der Scheide der Länge nach einen Zierstreifen bilden. Kleine Ornamente dieser Art, die auch sonst häufig in verschiedener Gestalt, selbst auch in Kreuzesform bei Saxen und Schwertern gefunden, und als Lederverzierung erkannt sind, finden damit die Er-

Fig. 145.



\*) Rex quoque gemmatum vaginae condidit ensem. v. 1314.

\*\*\*) gladium mirabilem, cujus caputem ex gemmis hispaniis auroque dispositum erat. Greg. 21, X.

\*\*\*\*) Einhard, vita Caroli 23.

†) Einhard, Annal, 814.

††) Monach St. Gall. I, 34.

klärung ihrer ursprünglichen Bestimmung. Besondere Zierden des Schwertes bilden das Mundstück und das Ortband der Scheide, so wie die Beschläge zur Befestigung des Wehrgehänges. Edles Metall und reiche Verzierung kennzeichnen immer eine bevorzugte Stellung des früheren Besitzers an Rang oder Reichthum, da der überwiegenden Mehrzahl der Spathen, im Rheinlande wenigstens, diese Ausstattung fehlt.

Es erklärt dies nur zum Theil, dass das ripuarische Landrecht den Werth einer Spatha mit ihrer Scheide nur auf 7 Sol. feststellt\*). Wenn auch das häufigere Vorkommen der Spatha in dem Rheingebiete auf eine schwungvollere Waffenfabrikation, und in Folge derselben auf eine billigere Herstellung derselben hinweist, so bleibt es doch immer auffallend, dass die Scheide mit 4, und die Waffe selbst nur mit 3 Sol. abgeschätzt wird, und mit dieser höheren Preisbestimmung der Scheide lässt sich die Thatsache schwer vereinigen, dass von Metallbeschlägen der Scheide, die Seitenleisten und das einfache bügelförmige Ortband (Fig. 146 und Fig. 147) aus Erz schon nicht

Fig. 146.

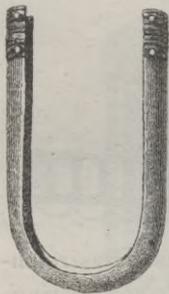


Fig. 147.



gerade besonders häufig sind, jene aus Silber aber sehr selten, und goldene Beschläge dieser Art bis jetzt selbst in den übrigen deutschen Ländern noch nicht aufgefunden, oder vielmehr aufbewahrt sind, denn bei den Waffen von Ulm und Esslingen werden sie schwerlich gefehlt haben.

Die höhere Werthbestimmung der Scheide bei der ripuarischen Spatha ist deshalb wohl eher aus einer Verwendung von Zierden vergänglichem Stoffe, aus mehrfarbigem Leder oder kunstreichem Flechtwerk zu erklären.

Das Mundstück, als ein breites, den Obertheil der Scheide rings umfassendes Metallbeschlag, wie es schon bei dem römischen Schwerte erscheint und in späterer Zeit wieder allgemein aufgenommen wurde, findet sich häufiger bei der Scheide der Scramasaxen, als bei jener der Spathen.

Die Mundstücke, welche bei diesen beobachtet sind, bestehen aus vergoldetem Erz oder Silber. Sie sind entweder querlaufend gerippt,

\*) Si quis weregeldum solvere debet . . . spatam cum scogilo (vagina spathae, von scoh, Schuh) pro septem solidis tribuat, spatam absque scogilo pro tribus solidis tribuat. Lex Ripuariorum Tit. 36, cap. XI.

wie (Fig. 148) jenes der Spatha von Erbenheim, Museum Wiesbaden, oder platt und dann manchmal mit Niello verziert, wie Fig. 149, das

Fig. 148.

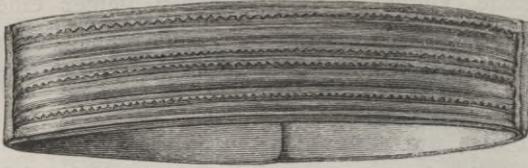


Fig. 149.



Fig. 150.



Fig. 151.



Mundstück einer Spathenscheide des Karlsruher Museums. Das reichverzierte der Spatha von Brighthampton (Fig. 150), ist von geringhaltigem Silber. Das goldene, mit rothen Edelsteinen besetzte Band, Fig. 151, aus dem Grabe von Pouan, wird als das obere Scheidebeschläge der Spatha betrachtet, deren Griff wir unter Fig. 143 abgebildet haben. Dagegen bieten die Fundstücke aus Childerich's I. Grab unter den zahlreichen goldenen Beschlägen keines, welches als ein solches bandförmiges Mundstück der Scheide eines zweischneidigen Schwertes gelten könnte.

An der Stelle desselben finden sich manchmal dünne, mehr oder minder verzierte Metallstreifen, auf beide Seiten, oder nur auf die Vorderseite der Scheide geheftet, wie die goldenen auf jener des fränkischen Schwertes von Beauvais (Fig. 152); eine Art von Beschlägen, die auch aus einzelnen deutschen Funden vorliegen, aber seither meist eine andere Erklärung ihrer Bestimmung gefunden haben.

Die metallenen Randleisten, welche die Kanten der Scheide verstärken, schliessen sich entweder unmittelbar an das Mundstück, wie

Fig. 152.



Fig. 153.



Fig. 154.



auf einer Spatha von Sprendlingen des Mainzer Museums (Fig. 153), oder sie sind mehr oder weniger von demselben entfernt, auf der Scheide befestigt. Diese Leisten bestehen manchmal aus flachen Metallstreifen, und berühren in diesem Falle mit ihrer Längsseite den Rand der Scheide, häufiger sind sie rinnenförmige, halbcylindrische Röhren, welche die Kanten der Scheide in ihren Hohlraum aufnehmen, und zum besseren Anfassern mit querlaufenden Rippen oder Kerben versehen sind. Der Befestigung wegen haben viele dieser Beschläge weiter in die Mitte der Scheide reichende Fortsätze in Gestalt phantastischer Thierköpfe oder herzförmiger Blätter, wie die goldenen Randleisten an der Spatha Childerich's I. (Fig. 154).

Sind diese Leisten auch zugleich für die Befestigung des Wehrgehänges bestimmt, so finden sich entweder in ihrer Mitte vorspringende Knöpfe angebracht, wie an den sächsischen Schwertern von Brighthampton (Fig. 122), und jenen von Fairford\*), oder sie sind in einem Bügel ausgewölbt, zum Durchziehen des Schwertriemens. Zu diesem Zwecke dienen auch besondere Beschläge, welche nicht immer gerade auf den Kanten der Scheide aufgesetzt sind, wie das des fränkischen Schwertes von Beauvais (Fig. 155 a. f. S.) aus versilbertem Erze mit Einlagen von rothem Glase, und die goldenen des Schwertes von Pouan (Fig. 156 a. f. S.), die mit ihren eisernen Spitzen unter dem Lederüberzug auf die Scheide in derselben Weise befestigt waren, wie die gleichartigen

\*) W. M. Wylie, Fairford graves pl. III, S. 28.

eisernen, mit Silber tauschirten und mit rothen Steinen besetzten Riemenhalter an der Spatha von Erbenheim (Fig. 157) des Wiesbadener Museums.

Fig. 155.



Fig. 156.

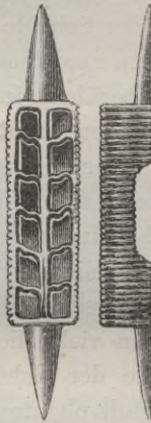


Fig. 157.

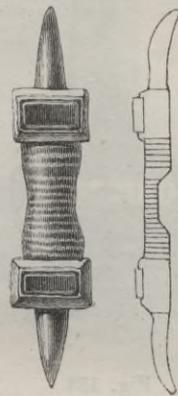


Fig. 158.

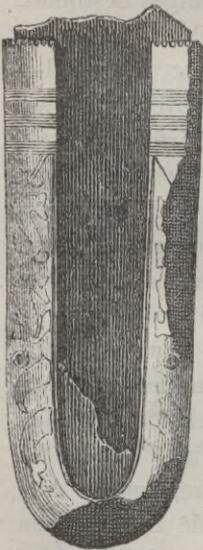


Fig. 159.



Das Ortband findet sich bei der Spatha, wie bei dem Sax zu meist als ein einfacher, offener Bügel (Fig. 146), der aus einer bald schmalen, bald breiter übergreifenden Hohlleiste gebildet, und nach unten manchmal spitzer zulaufend, bei der vorwiegenden Mehrzahl abgerundet ist.

Das nebenabgebildete Ortband des Schwertes von Brightampton (Fig. 158) zählt zu den breiten. Es ist von Silber, mit vergoldeten Figuren verziert, und theilweise mit Leinwandresten bedeckt.

An beiden Arten des Schwertes, dem Sax und der Spatha, begegnet uns eine schon bei römi-

\*) Aehnliche Ortbänder lieferten die Moorfunde von Nydam. Engelhardt, Denmark in the early Iron age. pl. VII.

schen Waffenscheiden häufige Ausfüllung dieses Bügels mit einer Zierplatte, so dass das Ortband ein vollkommen geschlossenes Beschläge bildet, wie bei Fig. 159, jenem von Oberflacht, und anderen silbernen und bronzenen Scheidebeschlägen\*).

Eine besondere Eigenthümlichkeit bieten die Ortbänder jener alamannischen Spathen (Fig. 160, Fig. 161 und Fig. 162), an welchen die unterste Wölbung der Beschlagleiste von einem zweiten, quer-

Fig. 160.



Fig. 161.

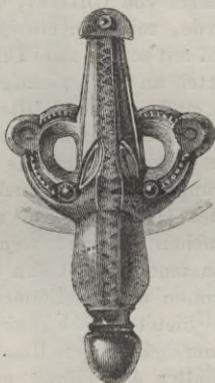
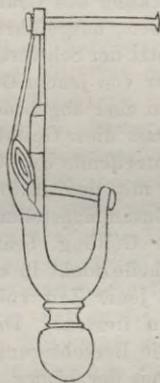


Fig. 162.



laufenden Bügel umfasst wird, welcher der Scheidenspitze eine grössere Festigkeit und besondere Zierde verleiht. Diese vorspringenden Aufsätze, meistens in Gestalt phantastischer Thierköpfe mit niellirten Ornamenten und Einlagen von Almandinen oder rothem Glase verziert, finden sich nur bei reich ausgestatteten Waffen mit silbernen und vergoldeten Beschlägen, wie die Figuren 160, 161 und 162 der Museen von Stuttgart und Karlsruhe.

Auch die fränkischen Gräber zu Samson in Belgien brachten gleichartige Bildungen solcher eigenthümlich verzierter Aufsätze zur Verstärkung des Ortbandes\*), für welche auch einige Beschläge von Schwertscheiden des Nydamer Moorfundes sehr nahe und bemerkenswerthe Beziehungen bieten\*\*).

Nur aus einer genauen Beachtung dieser Formen lässt sich das Verhältniss der deutschen Waffen dieser Zeit zu den römischen, wie das Maass und die Art der Umbildung erkennen, welche die letzteren, Jahrhunderte lang mustergiltigen Formen zu merovingischer Zeit erfahren haben.

\*) Fouilles dans un cimetière de l'époque franque à Samson, par Eugène Del Marmol. pl. III, Fig. 2 u. 3.

\*\*\*) Engelhardt, in gen. Werk. pl. VIII, Fig. 37.

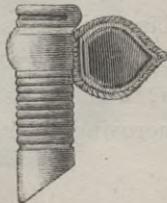
Aber auch andererseits gewährt die Kenntniss dieser Einzelheiten den einzig sicheren Anhalt für die Wiederherstellung wichtiger Fundstücke aus ihren einzelnen, durch Zeit oder Missverstand getrennten Bestandtheilen, wie es für einen der bedeutendsten und kostbarsten Waffenfunde, das Schwert Childerich's I., hier wohl zu versuchen am Orte ist.

Wir geben unter Fig. 163 eine Darstellung dieser Waffe, wie sie jetzt in einer Abtheilung des Musée du Louvre aufbewahrt ist. Die Zusammensetzung

Fig. 163.



Fig. 164.



ihrer Bruchstücke ist noch ganz dieselbe, wie sie kurz nach Entdeckung des Grabschatzes von Chiflet, dem Herausgeber desselben, ausgeführt wurde; mit dem einzigen Unterschiede, dass jetzt der Schwertknopf mit seinen zwei Thierhäuptern fehlt, welcher von jenem Gelehrten an seine richtige Stelle gebracht, seitdem aber abgebrochen, und nur zur Hälfte noch vorhanden ist. Dass diese Gestaltung des Ganzen nicht die ursprüngliche und zutreffende sein kann, ergibt schon die ganz ungewöhnliche, mit den Anforderungen des Gebrauchs nicht vereinbare Zusammenstellung des Griffs, welche nur dann irgend welche Geltung beanspruchen könnte, wenn sich die Bestandtheile nicht in ein passenderes mit den übrigen Schwertgriffen jener Zeit vollkommen übereinstimmendes Verhältniss bringen liessen. Dieses bietet jedoch keine Schwierigkeit. Für die Berechtigung einer gänzlichen Umstellung und den Nachweis der bisher verfehlten Anordnung genügt schon die Constatirung der Thatsache, dass statt eines einzigen Schwertes zwei dieser Waffen, eine Spatha und ein Sax, in dem Grabe des Königs vorhanden waren. Es ergibt sich dies aus den zwei verschiedenen Arten der Scheidenbeschläge, einerseits derjenigen, welche bei der jetzigen Zusammenstellung benutzt sind, und zwei anderen wichtigen Stücken, Fig. 164, welche Chiflet auf der Tafel zu S. 226 seines Werkes unter die phalera Regii equi verwiesen hatte, und welche ausser jedem Zweifel der Scheide einer Spatha angehörten.

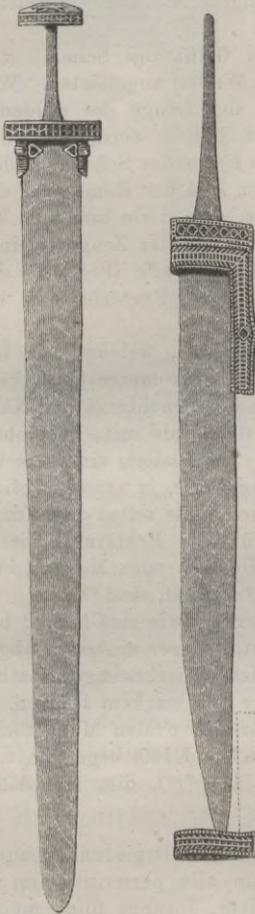
Abbé Cochet, welcher 200 Jahre später zuerst wieder diesen merkwürdigen Grabfund einer genaueren Untersuchung würdigte und dem Schwerte des Königs eine Abhandlung von 55 Seiten widmet, äussert zwar (p. 96 u. 97) einige Zweifel über die Zusammenstellung des Griffes, und gelangt ganz am Schlusse seiner Schrift (p. 442 bis 446) bei Betrachtung des Goldfragments (Fig. 162) zu der richtigen Beurtheilung desselben, als des Beschlags einer Waffenscheide; allein er wagt es nicht, dasselbe mit dem Schwerte selbst in Verbindung zu bringen\*), und glaubt nur aus der Anwesenheit der zweiten Scheide auf das frühere Vorhandensein eines Dolches (poignard) schliessen zu dürfen.

Alles andere, was sich als nächstliegende Folgerung aus den charakteristischen Formen der beiden Scheiden für die Art der zugehörigen Waffen ergibt, was sich aus einer Ver-

\*) Darin ist Herrn Cochet wohl beizustimmen, dass diese Hohlleiste nicht zu dem anderen Beschläge passt, welches gegenwärtig den Rahmen der Scheide

gleichung der Bestandtheile des Griffes mit der Stellung entsprechender Stücke an wohl erhaltenen Schwertern dieser Zeit für die Herstellung des Ganzen gewinnen lässt, ist dem verdienten französischen Forscher ungeachtet des massenhaften zu Rathe gezogenen Materials vollkommen entgangen.

Fig. 165. Fig. 166.



Das Resultat dieser Schlüsse und einer Berücksichtigung der bereits im Einzelnen dargestellten Form von Griff und Scheide der beiden Arten des Schwertes ergibt sich in einer Reconstruction dieser Waffen (Fig. 165 und 166), welche wir der bisher willkürlichen Zusammensetzung der einzelnen Theile (Fig. 161) gegenüberstellen.

Nur die ganze Art der eiligen und schlecht beaufsichtigten Erhebung des Grabschatzes erklärt es, wie Chiflet diese sonderbare Composition eines Schwertes zu Stande brachte. Er konnte dabei in keiner Weise durch eine Erinnerung an die ursprüngliche Lage der Gegenstände in dem Grabe selbst angeregt und unterstützt werden, denn einzelne Bestandtheile, die er zum Aufbau seines Schwertgriffes verwandte, sind erst viel später in der ausgeworfenen Erde aufgefunden und nachgeliefert worden\*).

Dagegen hat er die zu der Scheide verwendeten drei Stücke in soweit richtig zusammengestellt, als sie ohne Zweifel an einer und derselben Stelle gefunden sein müssen, weil das mittlere Beschläg, obgleich anders verziert, dennoch zu dem Mundstück und dem Ortband der Scheide gehört, freilich nicht als Bestandtheil der Scheide selbst, sondern als Griffbügel der betreffenden Waffe.

Dies zu erkennen, war für das antiquarische Wissen jener Zeit schwieriger als jetzt, wo eine grössere Fülle analoger Erscheinungen zugänglich geworden, und es ist begreiflich, dass Chiflet andere, seiner Ansicht nach passendere Fundstücke unter den aus dem Grabe geworfenen Goldfragmenten zur Bildung seines Schwertgriffes auswählte, und mit denselben das vorliegende Com-

bildet. Er sagt jedoch: *Cette garniture en effet restitué par Chiflet lui même et à l'époque de la découverte, me paraît si régulière, que je ne saurais trop où placer la tringle sans déranger la symétrie de l'ensemble.*

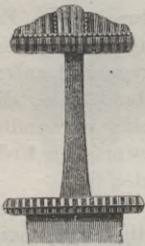
Er übersieht dabei, dass nur das obere und untere Beschläge bei Fig. 163 zur Scheide gehören, und dass die vermeintliche Regularität der Zusammensetzung derselben durch das willkürliche Einschieben des in die Mitte gesetzten ganz verschieden ornamentirten und anders geformten Bügels gründlich in Frage gestellt ist.

\*) Eine Vorstellung von der Art der Ausgrabung bietet die Mittheilung Chiflet's. p. 47 u. 48. *Et certe bona eorum pars, quae a Curione ac Aedituis accepta, Serenissimo Archiduci a Magistratu oblata sunt, eruderata fuit ex ingenti*

positum (Fig. 163) ergänzte. Eine zweite Klinge aber konnte um so leichter jeder Beobachtung entgehen, da in der Verwirrung und Hast, mit welcher gearbeitet wurde, selbst eine grosse Zahl der werthvollsten Goldgeräthe mit der Erde ausgeschaufelt und weggeführt wurde, und deshalb die Menge verrosteten und zerfallenen Eisenwerks\*) gewiss noch weniger Berücksichtigung fand. Wohl nur durch einen Zufall entgingen die etwas gewichtigere Axt und eine kleine Lanzenspitze der Verschleuderung.

Soviel darf als sicher betrachtet werden, dass Griff und Scheide von Fig. 161 nicht derselben, sondern zwei verschiedenen Waffen angehörten. Was den ersteren betrifft, so entspricht das Verhältniss der Länge des goldenen Griffes, sowie die Gestaltung des Knopfes und des Bügels einzig nur den gleichen Bestandtheilen der Spatha. Sie bieten eine Form des Schwertgriffes, welche praktisch und geschmackvoll zugleich von der Zeit der Römer her die

Fig. 167.



ganze merovingische und karolingische Periode hindurch bei dem grossen Schwerte sich behauptete, ja das Zeugniß einer schönen, mit Silber und Erz tauschartigen Waffe (Fig. 167) des Mainzer Museums erstreckt die Zeit ihrer Forterhaltung bis in das neunnte und zehnte Jahrhundert hin.

Dazu steht auch das Scheidebeschlag, welches wir bei Fig. 165 dem Schwerte zuweisen, in vollkommenster Uebereinstimmung. Diese, an den Kanten der Scheide in der Nähe des Mundstücks befestigten Hohlleisten, bald mit, bald ohne einen Auslauf oder Ansatz in Form eines Blattes, einer Rosette oder eines Thierkopfes, sind so vorzugsweise, ja ausschliesslich der Scheide der Spatha eigenthümlich, dass selbst alle Fundbeispiele, welche Abbé Cochet für die Erklärung dieser Randbeschläge als vermuthliche Bestandtheile eines Dolches oder Messers beibringt, einzig nur von Scheiden grosser Schwerter entnommen sind\*\*).

Dagegen findet sich Mundstück und Ortband von der Art, wie sie Chiflet bei Zusammenstellung seines Schwertes (Fig. 163) verwendet, in ihrer einerseits abgerundeten, andererseits zugespitzten Form, niemals bei der zweischneidigen Spatha. Sie entsprechen nur dem grossen Sax mit einer Klinge von starkem Rücken.

Auch die rechtwinkligen Fortsätze an der Spitze des ovalen Mundstücks und Ortbandes von Childerich's Schwertscheide (Fig. 168 und 169) begegnen uns in ähnlicher Weise nur an Scheiden von Saxen (Fig. 171)\*\*), die, wie Alles

cumulo terrae ac sordium egestarum, filamentis Paludamenti Regii undequaque collucentibus; nullo etiamnunc penes me dubio, quin alia perierint, cum et praeter jam commemorata miracula, ac magna quidem, Joannes filius meus, quovis pretio a variis obtinuerit, etiam ab ancillis, nummos aureos argenteosque, arculum aureum adcapulum gladii attinentem, apes aliquot aureas, fibulas duas, earumque alteram praegrandem. Bullas, umbilicos, fragmentum vasculi ex Achate gemma, aliaque ejusmodi.

\*) Efossa ferramenta multa vetustate exesa et consumpta. Darunter wahrscheinlich auch der umbo des Schildes und der Ango des Königs.

\*\*) Bezüglich eines Beispiels anderer Art hat er das Unglück, dass er bei seiner Berufung auf die Collection Fausset plat. XIII eine vollrunde Nadelbüchse für ein solches halbrundes Beschlag eines Messers nimmt.

\*\*\*)) Beschlag eines Sax aus den Gräbern von Pfronstetten (Museum Stuttgart). Ein ähnliches bei Baudot: Mémoire sur les sepultures de l'époque mérovingienne, p. 21 und pl. X, Fig. 18.

anzudeuten scheint, nicht senkrecht hängend, sondern die Schneide nach oben gekehrt, also in einer mehr schrägen der horizontalen genäherten Richtung getragen wurden.

Fig. 168.

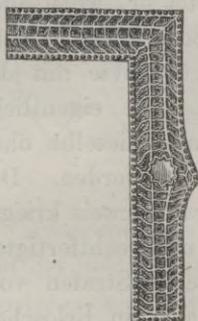


Fig. 171.

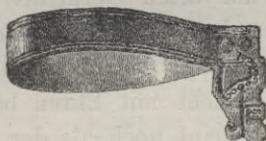
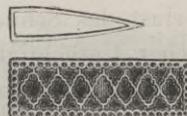


Fig. 169.



Fig. 170.



Das goldene, mit Rosetten verzierte Band von mehr dreieckiger als ovaler Grundform (Fig. 170), welches bei Fig. 163 in der Mitte der Scheide angebracht ist, steht dort ohne allen Zweck und ohne jede Berücksichtigung seines Mangels an erforderlicher Uebereinstimmung mit der Wölbung des Ortbandes und Mundstückes. Wir haben dasselbe (Fig. 166) als Bügel des Schwertgriffes über das Mundstück der Scheide gestellt, da bei den Saxen weit weniger als bei den Spathen der untere Griffbeschlag, das sogenannte Stichblatt, die Breite der Klinge überschreitet und weil hier eine Verschiedenheit des Ornaments eher gerechtfertigt, ja sogar von selbst gegeben ist, während sie auf einem und demselben Theile der Waffe bei dem Griff einerseits sowohl, als andererseits bei der Scheide unbedingt übereinstimmen muss.

Mit diesem Nachweis einer Spatha und eines Scramasax in dem Grabe des Königs glauben wir die Waffenrüstung desselben zu jener Vollständigkeit ergänzt zu haben, welche ihr nach dem gemeinsamen Zeugniß der alten Ueberlieferungen zukommt, und das wichtigste ihrer Bestandtheile, das Schwert, tritt somit aus einer bisher räthselhaften Sonderstellung in die Reihe der übrigen Waffenfunde jener Zeit, welche uns die äussere Erscheinung der Gestalten unserer Geschichte und Heldensage so unmittelbar vergegenwärtigen.

Wir gehen nun zu den Schutzwaffen über, welche zur Zeit, der unsere Gräber angehören, obgleich im Allgemeinen noch von einfachstem, altnationalem Charakter, doch durch Aufnahme von Bestandtheilen der römischen Bewaffnung einen Zuwachs erhielten, und in Folge der grösseren Entwicklung der Metallarbeit weiter ausgebildet und mit Eisenbeschlag verstärkt wurden.

Die wichtigste der Schutzwaffen blieb immer noch die älteste:

### D e r   S c h i l d .

Zu den Zeiten der fränkischen Könige behauptet er, wenn auch verändert in Grösse und Form, doch dieselbe Bedeutung, welche Tacitus dieser Waffe der alten Germanen beilegt. Wie mit der Uebergabe des Schildes bei der Wehrhaftmachung die eigentliche Kriegerlaufbahn des Jünglings eröffnet wird, so kann dieselbe ohne Bewahrung des Schildes nicht mit Ehren beschlossen werden. Der Verlust des Schildes erscheint noch als der schwerste Beweis kriegerischer Untüchtigkeit und Feigheit, und für den ungerechtfertigten Vorwurf eines solchen Vergehens haben die Gesetze Strafen vorgesehen\*), deren allmählig schwindende Bedeutung auf ein Erlöschen der alten Begriffe zu den Zeiten Karl's des Grossen hindeutet.

Wenn zugleich damals bei steigender Königsgewalt auch das Tragen des Schildes und Speeres zu den Gerichtsschranken nicht mehr gestattet wird, so zeigt sich damit eine wesentliche Umgestaltung des noch im sechsten Jahrhundert in voller Geltung bestehenden altgermanischen Brauches. Nach demselben wurde gerade bei Gerichts- und öffentlichen Versammlungen am wenigsten diese Waffe von den freien Eingeborenen aus der Hand gelassen. Gemäss alter Sitte geben die Ripuarier ihre Zustimmung zu den Vorschlägen Chlodowech's durch Zusammenschlagen ihrer Schilde\*\*) und übertragen ihm die Herrschaft bei seiner Königswahl durch Erhebung auf den Schild.

Nach der Ansicht, dass der von dem Krieger unzertrennliche Schild denselben wohl besser, als die übrigen Waffen kennzeichne, wird in den alten Gesetzen die Zahl der Männer nach Schilden gerechnet\*\*\*), wie im Mittelalter die Ritter nach Helmen oder Speeren, und noch heute auch die Reiter nach den Pferden gezählt werden.

---

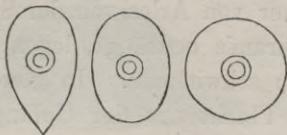
\*) Lex salica tit. XXXIII de convitiis. „Si quis homo ingenuus alio improperaverit quod scutum suum jactasset et fuga lapsus fuisset et non potuerit adprobare: DC den. qui faciunt solid. XV culpabilis judicetur.“ Lex salica a Carolo M. emendata, de convitiis XXXIII: Si quis alteri imputaverit, quod scutum suum projecisset in hoste vel fugiendo vel timore: CXX den. qui faciunt sol. III culpabilis judicetur.

\*\*) Gregor. II, 40. Plaudentes tam parvis quam vocibus, eum clypeo evectum super se regem constituunt.

\*\*\*) Lex Bajuvariorum tit. III, 8. Si quis liberum hominem hostili manu cinxerit, quod herireita dicunt, id est cum 42 clypeis, cum 40 solidi componat, si autem minus fuerint scuta, quod heimzucht vocant, cum 12 solidis.

Wie aus den ältesten Abbildungen und den Spuren der Grabfunde hervorgeht, hatten die Schilde der Franken, Alamannen und Angelsachsen entweder kreisrunde, häufiger

Fig. 172.



noch eine ovale, sich unten später immer mehr zuspitzende Form. Die eirunde Gestalt scheint auch bei den Römern in der späteren Zeit vorzugsweise gebraucht, und von da unmittelbar zu den deutschen Stämmen gelangt zu sein.

Wenn die Gothen nach der Angabe Procop's (bell. goth. I. 22) während der Belagerung Roms durch Witichis, bei dem Sturm auf die moles Hadriani, Schilde von auffallender Grösse, nicht kleiner als die persischen „Gerren“ führten, so waren die der übrigen deutschen Stämme, namentlich der Angelsachsen und Franken, von mässiger Ausdehnung. Der Schild hatte zumeist eine weithin leuchtende Farbe, weiss oder roth, so dass dieselbe zum Maass gewisser Entfernung in den alten Rechtsbestimmungen diente, „so weit der Schild blinkt“ und „den blick von eme kampskilde jegen der Sunnen“. Grimm. D. Rechtsalt. p. 74. Das Asegabuch der Friesen nennt den Schild den braunen oder rothen. Weiss aber muss nach Ermoldus Nigellus III, v. 243 und Sidonius, Epist. 20) die Schildfarbe der Franken gewesen sein, wahrscheinlich nicht ohne bunte Verzierung auf dem hellen Grunde.

Die Schilde selbst wurden noch, wie in den ältesten Zeiten, aus Holztafeln, zumeist der Linde, höchstens mit einem Ueberzug von Thierhaut aufs einfachste gefertigt.

Einen besonders alterthümlichen Eindruck gewährt die Beschreibung, welche Agathias von dem fränkisch alamannischen Heere unter Butilin giebt. In der Vorbereitung zu der Schlacht gegen Narses schärfen einige die Axt und den Ango, andere setzen ihre zerbrochenen Schilde in Stand, „welche leicht wieder von ihnen selbst hergestellt werden können, denn einfach und gering ist dieses Volkes Waffenerüstung, sie bedarf nicht verschiedener Werkmeister und kann leicht von denen, welche sie gebrauchen, wieder ausgebessert werden. Panzer und Beinschienen kennen sie nicht; die meisten schützen ihr Haupt gar nicht, und wenige kämpfen mit dem Helme bedeckt. Der Körper an Brust und Rücken ist nackt, umgürtet von da ab mit leinenen oder ledernen Hosen, welche die Beine bedecken.“

Diese mit den Angaben des Tacitus so ungemein übereinstimmende Schilderung ist unmöglich, wie schon versucht worden, als eine

blosse Umschreibung derselben zu betrachten, da die Einzelheiten an und für sich unbestreitbar, gerade in Bezug des von Tacitus Abweichenden, wie des merkwürdigen Ango, vollkommen bestätigt sind.

Bei Gregor\*) sind die Schilde der Franken aus Holz gefertigt, die Krieger Sigibert's, durch die Einwohner von Arles von der Stadt ausgeschlossen und von dem Heere Gunthram's bedrängt, legen sich auf ihre Schilde, um über die Rhone zu schwimmen. In gleicher Weise setzen Leo und Attalus bei ihrer Flucht aus der Gefangenschaft, auf ihren Schilden schwimmend, über die Mosel. Von dem Ueberzug der fränkischen Schilde erzählt Paulus Diaconus\*\*), dass das Heer Childebert's, von Krankheit und Hunger geschwächt, sich aus demselben, sowie aus Kleidern, Nahrung bereitet habe.

Der Schild muss an Art der Arbeit ganz dem mittelalterlichen Holzschild gleich gewesen sein, welcher nur an der Stelle, wo die Handhabe im Inneren befestigt war, Eisenbeschläg zeigt\*\*\*). Darauf weist zudem die geringe Preisschätzung der alten Waffe bezüglich ihres Geldwerthes hin, welche nach dem ripuarischen Landrecht mit dem Speer zusammen nur auf 2 solidi bestimmt ist †). Es erklärt dies vollkommen, warum in den Grabstätten von den Schilden nichts mehr erhalten sein kann, mit Ausnahme der Eisennägel und der eisernen Schildbuckeln, welche jedoch nur die besseren Waffen der Wohlhabenderen führten und nur in reicher ausgestatteten Gräbern gefunden werden.

Die von dem römischen Schilde entlehene Buckel (umbo) zeigt sich in vier Hauptformen mit wenig abweichenden Verschiedenheiten.

Die erste, Fig. 173, zeigt eine Wölbung in Gestalt eines Kugelsegments, die zweite, Fig. 174, einen kegelförmigen Abschluss auf cylindrischer Wandung, die dritte, Fig. 175, ein vollständig kegelförmiges, etwas nach Aussen gewölbtes Profil, und die vierte, Fig. 176, ein solches mehr einwärts gezogenes, mit stark vortretender Spitze.

In deutschen Gräbern finden sich die beiden ersten Formen durchaus vorherrschend, obschon in den Maassen verschieden, bald mit breitem, bald mit schmalerem Befestigungsrand, bald stärker, bald

\*) Gregor Tur. IV, 30, III, 15.

\*\*) Paul. Diac. III, 31. Anno 590.

\*\*\*) An den vier Nägeln. Auf den Helm, oder die vier Nägel des Schildes musste beim Tost der Speer gerichtet werden. Der Winsbeck lehrt seinen Sohn: „Ze nagelen viere uf dem schilt da sol din sper gewinnen haft“.

†) Lex Ripuariorum tit. XXXVI: „Si quis weregeldum solvere debet scutum et lanceam pro duobus solidis tribuat.“

flacher gewölbt oder zugespitzt, mit und ohne Markirung des Uebergangs in den gewölbten oder kegelförmigen Obertheil, mit und ohne

Fig. 173.



Fig. 174.



Fig. 175.



Fig. 176.



Knopf auf der Spitze, immer entschieden innerhalb der beiden vorliegenden Typen. Die Maasse ihrer Höhe variiren zwischen 7 und  $10\frac{1}{2}$  cm, der Weite ihrer inneren Oeffnung zwischen  $10\frac{3}{4}$  und  $13\frac{1}{2}$  cm, der Durchmesser ihrer Randbreite zwischen 16 und 22 cm.

Weit seltener ist die dritte Form (Fig. 175) in den rheinischen und

süddeutschen Gräbern sowohl, als in jenen der westlichen Theile des alten Frankenreichs, während sie in den Gräbern der Angelsachsen namentlich in jenen der Grafschaft Kent in grösserer Zahl zu Tage kam. Dort ist ihre Spitze meistens mit einem Knopfe besetzt, wogegen dieselbe bei den Fundstücken der Festlande besonders scharf, manchmal zu einem förmlichen Stachel ausgebildet ist. Ueberall zeigt sich bei dieser Form der Buckel der Befestigungsrand weit schmaler als bei den drei anderen Arten. Von den beiden Exemplaren des Mainzer Museums, den einzigen, welche bis jetzt am Mittelrheine gefunden sind, hat das eine, aus dem Strome selbst erhobene, eine Höhe von 15 cm, das andere, aus den Gräbern von Mommenheim, in Fig. 175 dargestellte, eine von 12 cm, die jedoch durch die Wirkung eines kräftigen Hiebes nächst der Spitze etwas verkürzt erscheint. Die vierte Form ist bis jetzt vorzugsweise nur in westfränkischen und burgundischen Gräbern beobachtet. Die eiserne Buckel, welche das Wiesbadener Museum aus den Gräbern bei Bierstadt besitzt, steht ganz vereinzelt unter den rheinischen Funden, und die in Mecklenburg, wie überhaupt im Norden gefundenen Schildbuckeln mit verlängerter, theils stumpfer, theils scharfer Spitze müssen, wie ähnliche Bildungen aus Bronze, bei einer Betrachtung der Waffen merovingischer Zeit, ausser Berücksichtigung bleiben.

Vier aus Frankreich bekannt gewordene Stücke in der Form von

Fig. 176, sind von vorzüglicher Arbeit, und zwei derselben mit vergoldetem Silberblech überzogen. Jenes von Misery in der Picardie ist mit römischer Stempelmarke bezeichnet. Die gewaltsamen Beschädigungen, welche diese vergoldeten Buckeln offenbar durch scharfe Hieb Waffen erhielten, konnten nur die obere Silberbedeckung, aber nicht die starke eiserne Unterlage durchdringen, wie denn überhaupt die Ausführung der meisten Schildbeschläge eine solche Geschicklichkeit und Festigkeit zeigt, dass selbst schwere Axthiebe, welche bei einigen Buckeln des Mainzer Museums die Wölbung bis auf den Rand zusammengebogen hatten, dieselben nicht zu spalten vermochten.

Das Verhältniss der Fundzahl in den einzelnen Ländern ist ungefähr dasselbe, wie jenes der Spatha, nur dass namentlich die Ostküste Englands in dieser Hinsicht den reichsten Gegenden des Festlandes gleichsteht.

Am ärmsten zeigt sich auch hier das westliche Frankreich, wo sich auf den grössten Friedhöfen von Londinières und Envermeu in 860 Gräbern nur vier Schildbuckeln fanden, während von den angelsächsischen Todtenfeldern jene von Gilton, Kingston und Sibertswold aus 532 Gräbern schon 58 solcher Schildbeschläge lieferten. Doch ist auch hier die Vertheilung keine gleichmässige, da auf andern Friedhöfen derselben Grafschaft aus 240 Gräbern nur zwei Schildbuckeln zu Tage kamen, ganz so wie auch in Deutschland das Vorkommen derselben in der nämlichen Gegend stellenweise häufiger und seltener ist.

Die 35 Schildbuckeln des Mainzer Museums vertheilen sich in sehr ungleichem Verhältniss auf 352 Gräber der Umgegend, und dies ist auch in Süddeutschland der Fall, wo das grosse Todtenlager bei Fridolfing nur 8 bis 10 Schildbuckeln lieferte, jenes bei Nordendorf jedoch in nahezu 500 Gräbern 40 solcher Waffenstücke.

In den burgundischen Gräbern bei Bel-Air fehlen sie gänzlich, während in jenen bei Charnay ihre Zahl 21 beträgt. Die 77 Gräber bei Bochum in Westphalen lieferten drei Schildbeschläge.

Diese Buckel (umbo), zunächst zum Schutze der Hand bestimmt, welche den Schild führte, verlieh demselben zugleich die Eigenschaft einer Art von Angriffswaffe, so dass er zum Stosse nach Kopf und Brust des Gegners benutzt wurde.

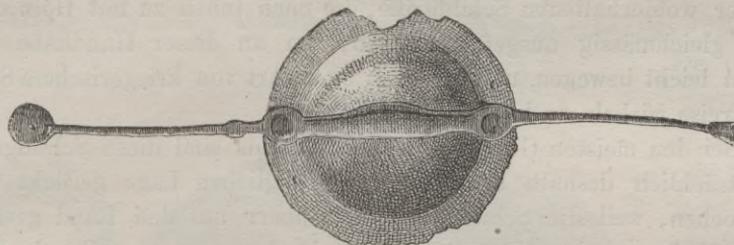
Sowie dies schon Tacitus von den batavischen Hülfsstruppen erwähnt\*), so gedenkt auch der Dichter des Waltharius dieser Fecht-

\*) Igitur at Batavi miscere ictus, ferire umbonibus ora foedare — coepere etc. Agricola 36.

weise in der Schilderung einer Schlacht: „Niedergestreckt wird der Mann von dem harten Stosse der Buckel“ \*).

Die Buckel war von aussen her mit starken Nägeln, und der Griff im Inneren öfters noch mit Spangen an die Schildwand befestigt, wie

Fig. 177.



Länge der Griffspange 46 cm.

es Fig. 177, ein gut erhaltenes Stück aus den Gräbern bei Bessungen nächst Darmstadt, sowie Fig. 178 ein solches aus dem Friedhofe von

Fig. 178.



Fig. 179.



Fig. 181.



Fig. 180.



Fig. 179 und Fig. 180  
aus den Gräbern von Flomborn.  
Mus. Mainz.  
Grifflänge 179. 38 cm.

Aus den Gräbern von  
Niederursel.  
Länge der Griffspange 47 cm.

\*) Sternitur et quaedam pars duro umbone virorum. Walthar. v. 195.

Londinières\*) darlegen. Bei der flachen Wölbung der Schildwand, welche durch eine leichte Biegung der Spangen genau angegeben ist, musste das Holz unmittelbar hinter der Buckel ausgeschnitten gewesen sein, um der Hand zum Anfassen des Griffs, des *clavus umbonis*, Raum zu geben. Fig. 179 und 181 (a. v. S.) giebt zwei andere solcher wohlerhaltenen Schildgriffe, die nach Innen zu mit Holz oder Bein gleichmässig ausgefüllt waren, um an dieser Handhabe den Schild leicht bewegen, und selbst in einer Art von kriegerischem Spiel im Kreise wirbeln zu können\*\*).

Bei den meisten Grabfunden Deutschlands sind diese Schildgriffe hauptsächlich deshalb aus ihrer ursprünglichen Lage gerückt und zerbrochen, weil die Schilde in den Gräbern auf den Rand gestellt oder schräg an den Körper und Arm gelegt waren. Durch Vermoderung der Holzwand wurde das innere Eisenwerk verschoben, so dass die Griffbeschläge oftmals aussen an den *umbo* angerostet sind, gleich den Kämmen auf Helmen, für welche die Schildbuckeln in der That lange Zeit hindurch ungeachtet ihrer nur handgrossen Oeffnung gehalten wurden.

Eine besondere Ausschmückung des Schildes durch kleinere, über die Schildwand vertheilte Zierplatten, wie sie in einem angelsächsischen Grabe beobachtet wurde\*\*\*), ist auf dem Festlande bis jetzt nicht nachzuweisen.

Metallschmuck ist hier nur auf die eiserne Buckel verwendet, und findet sich als eine Randeinfassung ein umgelegter Bandstreifen, und

Fig. 182.

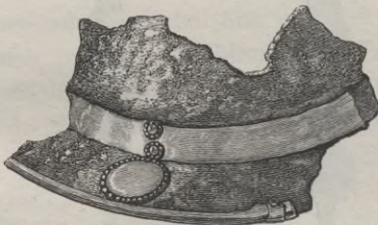
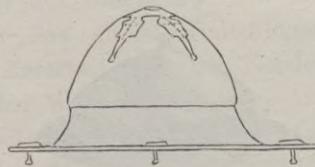


Fig. 183.



\*) Abbé Cochet: La Normandie Souterraine pl. VIII.

\*\*) *Clypeos rotare ludus*. Sydon. Apoll. Panegy. Major.

Daher stand auf die Verstümmelung oder Verwundung des Mittelfingers, welche unfähig machte, den Schild zu fassen, die Busse von 12 solidis. *Lex Alamannorum Tit. LXV, 23. Si quis autem longissimum digitum ita plagaverit ut inde mancus sit, ita ut complicari non possit, aut scutum prendere, aut arma in terra per illum recipere XII solidos componat.*

\*\*\*) *Remains of pagan Saxondom pl. XV.*

als Verzierung der breiten Nagelköpfe aus Erz, seltener aus Silber, wie auf dem Buckelfragmente der Gräber von Sinsheim (Fig. 182), oder als vergoldete, über die Wölbung kreuzweise gelegte Kupferspangen, wie auf der Schildbuckel in dem Grabe des Herzogs Gisulf zu Cividale (Fig. 6 G) und der nebenabgebildeten, wohl erhaltenen aus den Gräbern von Dietersheim (Mus. von Mainz), Fig. 183, 184, 185,



sowie einer vollkommen gleichartigen des Museums in Karlsruhe (Fig. 186). Häufiger erscheint die Verwendung gelb metallener flacher oder gewölbter Beschlagnägel, jedoch die weitaus grösste Mehrzahl der Buckeln zeigt nur die einfache, aber stets geschickt ausgeführte Eisenarbeit.

Dagegen strahlte das Schildbeschlüge der Fürsten von dem Glanze des Goldes. Bei dem festlichen Aufzuge des Sigismer, eines fränkischen oder gothischen Königsjünglings, dessen Tracht, wie die seiner Begleiter, Sidonius ausführlich beschreibt, leuchten die Buckeln ihrer schneeweissen Rundschilde in goldenem Schimmer\*). Brunhilde lässt einen Schild von wunderbarer Grösse aus Gold und Edelsteinen fertigen, welchen sie dem Könige Reccard nach Spanien schickt, und Karl dem Grossen wird sein goldener Schild, den Pabst Leo geweiht, mit in sein Grab gelegt.

Walthari's Schild ist reich und kunstvoll verziert, mit Leder bezogen und schön bemalt\*\*). Er reizt besonders die Begierde der

\*) *Clypeis laevam partem adumbrantibus, quorum lux in orbibus nivea, fulva in umbonibus, ita censum prodebat et studium.* Sid. Apoll. Epist. XX.

Ueber silberne und vergoldete Schildbuckeln siehe p. 244. Berichte und Abbildungen finden sich bei Rigollot. *Recherches historiques sur les peuples de la race teutoniques qui envahirent la Gaule.* Und Baudot. pl. XI, p. 169.

\*\*\*) *Waltharius. v. 1035. pellis superaddita ligno. v. 798. parma bene picta.*

Franken, und Hadawart hat ihn sich im Voraus von Gunthari als Antheil der Beute bedungen, weil er seinen Augen so wohlgefällt (781). Sein eigener Schild hat einen Griff aus Elfenbein, und Eckefried führt einen hölzernen, mit Stierhaut überdeckt\*).

Im Hildebrandslied findet sich für den Schild die Bezeichnung Staimbort, Kampfschild, und im Beowulf: breite Schilde, blinkende Schilde, die blanken Bordhölzer 1657. Die harten Heerrande 328, Heerschild 400, den Handrand er griff, die gelbe Linde 2615. Aber auch Goldrand 440, Stahrand 2575, und zum Kampfe mit dem Drachen

„Hiess ihm rüsten der Recken Schirm  
Der Eorle Gebieter — von Eisen ganz  
Kampfschildes Zierde; kund ihm war es  
Dass Holz ihm nimmer helfen mochte  
Linde gen der Lohe (das Feuer das der Drache auswarf).

Solche ganz mit Eisen bedeckte Schilde waren in so früher Zeit, wie es auch die Worte der Dichtung bezeugen, nicht im Gebrauch, obschon die besten Holzschilde, auch mit Eisenbeschläg versehen, nicht lange den gewichtigen Wurfspeeren und Aexten widerstehen konnten.

Durch die eingeworfenen Gere\*\*) und Schwerthiebe musste der Schild bald gespalten, und selbst der unerschrockenste Kämpfer einer beunruhigenden Wehrlosigkeit preisgegeben sein.

Hagen selbst (Nibel. 2271), der seinen Schild „mit grozen sorgen“ durchbohrt und zerhauen sieht, ruft den Markgrafen Rüdiger an mit dem Wunsche:

„Daz des got von himmele ruochen wolde  
daz ich schilt sō guōten noch tragen solde  
sō den du hāst vor hende, vil edel Ruedeger  
so bedorfte ich in dem Sturme deheiner halsberge mēr.

Rüdiger, im Begriffe, den gefährlichen Kampf mit den burgundischen Helden zu erheben, übergiebt dem furchtbarsten seiner Gegner auf dessen Wunsch den eigenen Schild\*\*\*), ein ergreifender Zug des edelsten Hochsinns, wie er in dem chevaleresken Zierwesen der späteren Ritterzeit nur in schwachen Anklängen zu finden.

Die Könige hatten einen bevorzugten Krieger ihres Gefolges als Schildträger, bei den Langobarden: skilpor. Diese armigeri, scutarii

\*) Taurino contextum tergore lignum 776.

\*\*) Dō schuzzen si der gēre sō vil in sinen rant.

daz er in durch die swaere muose lazen von der hant.

Nibel. 2013 bei Dankwart's Kampf mit den Hunnen.

\*\*\*) „Do er im sō willeclichen den schilt je geben bōt  
do wart genuoger ougen von heizen trehen rōt.“

reichten dem Könige, wenn sein Schild im Kampfe beschädigt worden, sogleich einen anderen und standen überhaupt, wie die Gefolgsmänner der Herzöge und Edeln der alten Germanen, ihren Fürsten, welche stets im Vorderkampfe fochten, zur Seite.

Davon gewährt eine lebensvolle Schilderung die Erzählung des Procopios von dem Tode des Gothenkönigs Tejas \*), einer Heldengestalt, bei welcher der griechische Historiker, Augenzeuge der grossartigen Kämpfe des gothischen Krieges, mit unwillkürlicher Bewunderung verweilt. Teja tritt beim Beginn der Schlacht als der Vorderste von wenigen Begleitern, allen sichtbar aus der Schlachtreihe, bedeckt mit dem Schild und drohend mit dem Speer. Als er von den Römern erkannt wird, so vereinigen sich die Muthigsten in grosser Anzahl zu seiner Ueberwältigung, sicher, dass mit seinem Falle die Schlacht sich entscheide. Die Schüsse und Stösse ihrer Speere fängt er mit seinem Schilde auf und tödtet in raschem Ausfalle viele seiner Gegner.

Als er seinen Schild von eingeworfenen Geschossen durchbohrt sieht, tauscht er denselben mit einem anderen, den ihm sein Schildträger reicht, und kämpft auf diese Weise den dritten Theil des Tages hindurch, bis er abermals seinen durch die Last vieler Speere beschwerten Schild nicht mehr bewegen, und damit seine Angreifer zurückdrängen kann. Keinen Finger breit dem Feinde weichend, wie festgewurzelt in dem Boden, mit der Rechten die Feinde niederstreckend, mit der Linken ihrem Ansturm wehrend, ruft er seinen Waffenträger bei seinem Namen heran. Als dieser mit einem frischen Schilde herbeieilt, tauscht er rasch zum zweiten Male seinen mit Geschossen belasteten. In diesem Augenblicke ist seine Brust entblösst und von einem Wurfspeere durchbohrt, sinkt der König entseelt zusammen.

Gefallene Krieger wurden auf dem Schilde vom Kampfplatz getragen.

„Do die herren sahen  
daz der held was töt  
Sie leiten in uf einen schilt  
der was von golde röt“.

Wie zu heidnischer Zeit bei dem Leichenbrande dem Eit, der Holzstoss mit Schilden geschmückt und mit dem Todten auch seine Waffe und Wehr den Flammen übergeben wurde, so legte man zu späterer Zeit den Schild in das Grab, meist an den Arm oder zu Füssen des Kriegers. Nachdem aber die fortgeschrittene Erkenntniss christlicher Lehre die Mitgabe von Waffen verbannte, entstand der Brauch, den Schild in der Kirche aufzuhängen, und reicht von den wirklichen alten Kampfschilden bis zu den sogenannten Todtenschilden, den hölzernen Wappenbildern des 15. und 16. Jahrhunderts.

\*) Procop. bell. goth. IV, 36.

## D e r H e l m .

Der Helm, wie der Hut überhaupt, war im höheren Alterthum bei den deutschen Völkern eine seltene Erscheinung, und blieb noch in merovingischer Zeit eine Auszeichnung der Könige und Edelschlechter (*generosi, nobiles*). Dem Bedürfnisse von Schutzwaffen genügte im Allgemeinen der Schild, und von den ältesten Zeiten bis in das 10. Jahrhundert war bei dem weitaus grössten Theile des Volkes das Haupt nur durch das dichte volle Haar bedeckt, welches, zumal wenn es nach altem Brauche geflochten, oder in einen Knoten geschürzt war, als ausreichender Schutz selbst im Kampfe betrachtet wurde.

Bekannt war allerdings der Helm den deutschen Völkern schon in sehr früher Zeit, denn alle bezeichnen das Waffenstück mit demselben Namen, aber die wenigen Helme, welche im ersten Jahrhundert n. Chr. bei den Germanen beobachtet wurden\*), müssen nach Form und Ausführung der Fundstücke, die bis jetzt aus dieser frühen Zeit auf deutschem Boden zu Tage gekommen sind, als auswärtige Ueberlieferung betrachtet werden, und damit stimmt es auch überein, dass unsere nationalen Dichtungen bei Schilderung von Schätzen der Vorzeit, neben fernher gebrachten Kleinodien, auch Waffen und namentlich metallene Helme hervorheben\*\*).

Allein sobald die einheimische Schmiedekunst zu grösserer Entwicklung und Erfahrung gelangt war, musste sie wohl auch auf die Bildung von Schutzwaffen für den wichtigsten Theil des Körpers bedacht gewesen sein, da die Herstellung einer einfachen Helmhaube keine grösseren Schwierigkeiten bietet, als jene der hohlen oft mit grosser Geschicklichkeit ausgetriebenen Buckel des Schildes.

Auch die Benutzung der zahlreichen Beutestücke der lang dauernden Kriege mit den Römern mag zur Verbreitung des Gebrauchs der Helme mitgewirkt haben, und es darf als sicher betrachtet werden,

---

\*) *Vix uni alterive cassis aut galea*. Tacit. Die in Deutschland gefundenen Erzhelme sind bekanntlich altitalischer Herkunft und zeigen etruskische und griechische Formen. Von römischen Helmen sind bis jetzt nur fünf, drei aus Erz und zwei aus Eisen, bekannt geworden.

\*\*\*) *Beowulf: mancher helm da war alt und olmicht, armbouge viel an Faden gereihet*. v. 2766.

dass im Vergleiche gegen früher diese Schutzwaffe zu merovingischer Zeit häufiger getragen wurde, wenn auch nur von Männern höheren Ranges, und von diesen selbst nicht einmal durchgehend und allgemein.

Bemerkenswerth bleibt dafür immerhin die Thatsache, dass bis jetzt, aus den vielen Tausenden von Gräbern dieser Zeit, welche in Deutschland und Frankreich aufgefunden sind, noch nicht ein Helm, oder auch nur das Metallbeschlüge einer Kopfbedeckung zu Tage gekommen ist. Es findet dies vielleicht eine Erklärung darin, dass gerade die am reichsten ausgestatteten Gräber ohne sorgfältige Ueberwachung Sachverständiger, immer die rücksichtsloseste Durchwühlung und Zerstörung der scheinbar werthlosen Eisenreste zu erfahren haben.

Deshalb vermag hier nicht das Verschwinden der Denkmale selbst die bestimmten Zeugnisse zu entkräften, welche für den Gebrauch des Helmes bei allen deutschen Stämmen in den Ueberlieferungen jener Zeit vorliegen. Bei den Gothen, während der Belagerung von Rom unter Witichis und in den weiteren Kämpfen gegen Belisar und Narses, sind die Führer und Vorkämpfer mit Brünne und Helm ausgerüstet\*).

Dagegen bleibt es ungewiss, ob der Hut, pileus, pileolus, welchen die Könige auch in der Schlacht trugen, nur als Abzeichen ihrer Würde, oder als eine hutförmige, mit Metallspangen verstärkte Kopfbedeckung aus Leder oder Filz zu betrachten ist, wie sie schon unter den Darstellungen der Donauvölker auf der trajanischen und antoninischen Säule erscheint. Es spräche für letztere Annahme allerdings die Thatsache, dass die in England aufgefundene, bis jetzt einzig nachweisbare Helmhaube merovingischer Zeit (Fig. 195, p. 256 u. f.), aus einzelnen Metallstreifen in Verbindung mit anderen Stoffen gebildet ist.

Allein in diesem Falle würde die reichverzierte Kopftracht der gothischen Könige unfehlbar als galea oder cassis und nicht in so bestimmter Weise von verschiedener Seite her als Hut bezeichnet sein.

Totila's Hut war mit Edelsteinen besetzt\*\*) und hatte herabhängende Zierbänder von so leuchtendem Purpur\*\*\*), dass er selbst

\*) Procop. bell. goth. I, 22 und III, 4.

\*\*) Theophanes ad annum 551. „Narses . . . Romam recepit, Totilamque interfecit, vestimentaue ejus adhuc sanguine tincta, pileolumque ejus gemmis ornatum Constantinopolim misit, quae ad Imperatoris pedes in secreto projecta sunt.“ Mascou. Paulus Diac. histor. XVI bezeichnet die Kopfbedeckung Totila's als „Corona lapidibus preciosis exornata“.

\*\*\*)) Die phalarai, von welchen Procop. IV, 13 spricht, waren jedenfalls nach der Angabe des Theophanes goldene, mit Edelsteinen besetzte Zierstücke.

den Griechen als ein würdiger Königsschmuck erschien. Diese Purpurschleifen aber erinnern lebhaft an die flammrothe Kopfbinde, welche den Alamannenkönig Chnodomar\*) nach der Schilderung Ammian's in der Schlacht bei Strassburg auszeichnete. Sie bestätigen zugleich damit die Ansicht Jac. Grimm's, welcher den Hut und die Binde als Abzeichen der Priesterwürde des Königs betrachtet. Die Priester und Könige der Gothen trugen die Tiara als gemeinsame Auszeichnung der Edelgeschlechter, aus denen sie hervorgingen, jener generosi, welche dieser bevorzugten Tracht wegen pileati genannt wurden. Von der Tiara aber, welche Jordanes mit dem Hute der pileati als völlig gleichartig betrachtet\*\*), erhalten wir aus der Art, wie Griechen und Römer diese Bezeichnung gebrauchen, nur die Vorstellung einer Kopfbedeckung, um welche eine Binde geschlungen ist\*\*\*). Der gothische Königshut konnte deshalb insofern eine Aehnlichkeit mit der Tiara der alten Könige Asiens haben, als auch bei dieser ein kostbares Band, um einen Hut ohne Rand gelegt, an dessen Rückseite in zwei langen Streifen herabhing. Die Form dieses kleinen Hutes, wie sie römische Sculpturen auf den Häuptern von Fürsten und Edeln der Donauvölker darstellen, ist die des abgestumpften Kegels, oder der phrygischen Mütze, einer Art von spitzer Haube mit nach vorn umgeschlagenem Zipfel (Fig. 187 und 188).

Fig. 187.



Fig. 188.



die Annahme, dass diese Form auch bei den Gothen die gebräuchliche war, spräche es wohl, dass das alte Volk der Phrygier, von welchem diese eigenthümliche Kopfbedeckung ihren Namen trägt, allen Ueberlieferungen nach, seine ursprünglichen Sitze nicht in Kleinasien hatte, sondern dorthin von

Sie mussten, weil sie bestimmt als herabhängend bezeichnet werden, auf Purpurbändern befestigt gewesen sein.

\*) Chnodomarius . . . ejus vertici flammeus torulus aptabatur, anteibat cornu sinistrum. Ammian. Marc. XVI, 12. Gegen die Deutung dieses Torulus als Kopfbinde ist schon Vieles versucht worden, sogar die Erklärung, dass mit dieser Bezeichnung wohl der nach suevischer Sitte auf dem Scheitel zusammengeknüpfte rothe Haarbusch des Königs verstanden sein könnte. Allein dass Ammian dieses Wort auch an anderen Orten nur als Bezeichnung der Binde gebraucht, ersehen wir aus der Stelle XXIX, 1 §, 28. Torulo capiti circumflexo.

\*\*) Jordanes c. XI: Diceneus . . . Nomen illis pileatorum contradens, quia opertis capitibus tiaris, quos pileos alio nomine nuncupamus, litabant.

\*\*\*) Curtius III, 119. Von der persischen Tiara: regium capitis insigne, quod caerulea fascia albo distincta circumibat.

Thrakien her eingewandert war, und dass die Römer diese Tracht bei allen Donauvölkern beobachteten. Dabei bleibt es weiterhin sehr beachtenswerth, dass, wie Falke\*) treffend bemerkt, in der Zeit der Karolinger, in welcher die einheimischen Darstellungen der graphischen Künste einigermaassen verlässiger zu werden beginnen, nach dem Zeugniß der Miniaturen, diese Form in dem Kegelhelm mit etwas vorgeneigter Spitze bei den germanischen Stämmen allgemein verbreitet war, und sich bis in das Ende des XII. Jahrhunderts behauptete.

Fig. 189.



Helm der alten Donauvölker.

Fig. 190.



Angelsächsischer Helm.

Fig. 191.



Fränkische Helme.



Keinem Zweifel unterliegt es aber, dass weit früher schon bei Herulern und Langobarden der Helm von den Königen und Edeln getragen wurde. Die Fahne und der Helm Rodulf's, des letzten Königs der Heruler, werden nach der Niederlage des Volkes als wichtige Beutestücke der siegreichen Langobarden sogar in der Einleitung des Gesetzbuches des Königs Rothari genannt\*\*). Beim Einbruch des fränkischen, von Childebert nach Italien gesendeten Heeres (590)\*\*\*) tritt demselben ein mit Helm und Panzer gerüsteter Langobarde entgegen, welcher nach ältestem Brauch zu einem Zweikampfe, als Gottesurtheil für den Ausgang des Krieges, auffordert, aber von mehreren Franken angegriffen und erschlagen wird.

Wir müssen annehmen, dass der Helm theilweise noch wie eine Art der römischen cassis, mit einem larvenartigen Visire geschlossen war, wofür die Bezeichnung grimhelme (Beowulf, v. 336) spricht, von grima Larve, oder er musste mit seinen breiten Wangenbändern (bucculis) einen grossen Theil des Gesichts bedecken, da er, wie aus vielen Zügen der alten Ueberlieferung zu schliessen, den Träger unkenntlich machte †).

\*) Jac. Falke: Zur Kostümgeschichte des Mittelalters. I. Die männliche Kopftracht. Mittheil. d. k. k. Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmale. V. Jahrg. 7.

\*\*\*) Auch Paul. Diac. hist. longob. I, 20.

\*\*\*\*) Gregor von Tours, X, 3, lorica protectus et galea.

†) Hagen wirft Walthari vor, dass er ihn, obgleich sein Antlitz bedeckt war, doch an seinen Waffen und seiner Haltung hätte erkennen müssen: cujus

Als der langobardische König Kuninkpert vor der Schlacht mit seinem Gegner Alahis auf Zureden seines Gefolges, dem Diaconus Seno erlaubt, seinen Harnisch, Helm, Beinschienen und andere Waffen anzulegen, wird derselbe von allem Volk für den König gehalten, als er in voller Rüstung aus dem Zelte hervortritt\*).

Der Helm musste gänzlich vom Haupte genommen werden, um sich wenigstens aus grösserer Ferne schon kenntlich zu machen.

Es ergibt sich dies aus dem Berichte, welchen die Longobardengeschichte\*\*) von einer kühnen That des Herzogs Wechtari bringt. Als die Slaven die vermeintliche Abwesenheit des streitbaren Grenzwächters zu einem Einfall in Friaul benutzen, eilt derselbe mit nur 25 Begleitern denselben entgegen, und da ihre geringe Anzahl beim Herannahen von den Feinden verlacht wird, nimmt er den Helm ab, um ihnen sein gefürchtetes Antlitz mit dem kahlen Scheitel zu zeigen. Er benützt den vorausgesehenen Schrecken der Ueberraschung und stürzt sich auf die Gegner, welche mit Hinterlassung vieler Erschlagenen die Flucht ergreifen.

Auch Chlotar II., als er seinem Sohne Dagobert an die Weser zur Hülfe eilt, giebt dem Sachsenherzoge (Bertvald) auf der anderen Seite des Flusses sein Eintreffen damit zu erkennen, dass er seinen Helm abnimmt und seine langen grauen Haare enthüllt. Gereizt durch höhnische Worte des Feindes setzt der alte König durch den Fluss und tödtet denselben nach hartem Kampfe\*\*\*).

Gregor von Tours erwähnt des Helmes wiederholt als eines Bestandtheiles der Kriegsrüstung fränkischer Edeln†). Selbst die Bischöfe Salunius und Sagittarius führen Helm und Harnisch, und Graf Leudast, welcher einen plötzlichen Angriff seiner zahlreichen Feinde besorgt, geht stets in voller Waffenrüstung mit dem Helme bedeckt einher.

Unter den ältesten Landrechten der deutschen Stämme gedenkt nur das ripuarische des Helmes.

Es bringt Cap. XI, titul. 36 die Bestimmung: Si quis wergeldum solvere debet helmum cum directo pro six solidis tribuat. Was die Worte: cum directo betrifft, so bleibt es unbestimmt, ob mit densel-

---

si facies latuit, tamen arma videbas, nota satis, habituque virum rescire valebas. v. 1270.

\*) Paul. Diac. V, 40.

\*\*) Paul. Diac. V, 23.

\*\*\*) Chronik der Frankenkönige. 41.

†) Gregor von Tours. IV, 42; V, 48.

ben die spitz zulaufende Form des Helmes, oder ein Aufsatz von dieser Gestalt verstanden ist\*). Aber auch durch die Bezeichnung *stāpa helm* (ags. *steap*), wie ihn das friesische *asegabuch* nennt, wird dem Helme eine über das Haupt aufragende kegelförmige Gestalt zugewiesen. Die Spitze war entweder etwas nach vorwärts geneigt, (wie bei Fig. 189 und Fig. 190), oder war auf dem Auslauf des Kegels mit einem Knopfe besetzt, wie wir aus annähernd gleichzeitigen Darstellungen ersehen, von welchen wir einige, Fig. 193, von der Elfenbeinkiste zu Xanten, und Fig. 194, von einer gleichartigen in Paris hier wiedergeben, deren Mittheilung wir Herrn Prof. Ernst aus'm Werth verdanken.

Fig. 193.



Fig. 194.



An diesem Knopfe oder Ringe konnten Zierden verschiedener Art befestigt werden, wie an dem Helme Etzel's, den Walthari entführt, ein rother Kamm\*\*), und der Rosshaarbusch auf dem Helme Scaramund's, wenn wir nicht etwa in dieser sonst nirgend nachweisbaren Art von Helmschmuck eine jener dem Dichter des Waltharius sehr geläufigen Reminiscenzen an die Waffenschilderungen der Aeneis zu erkennen haben.

Aber besondere Abzeichen mussten jedenfalls hier ihre Stelle haben, an welchen die Helden erkennbar waren, wie Walthari den Helm Haganon's von jenen der herannahenden Franken unterscheidet\*\*\*).

\*) Du Cange sagt: *quid hoc loco (in lege Ripuar.) directum sonet, non facile est divinare, nisi sit apex galeae, qui sursum ac in directum erigitur.*

\*\*) *Imposuit capiti rubras cum casside cristas. v. 334. Walth., und: Sic ait infrendens et equinam vertice caudam concutiens. v. 698.*

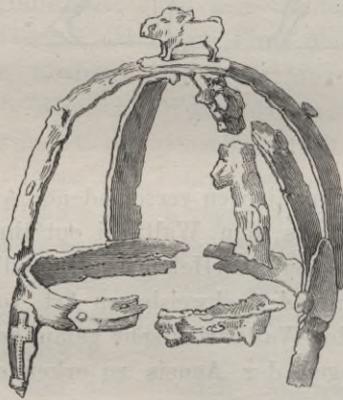
\*\*\*) *Et en galeam Haganonis aspicit, et noscens injunxit talia ridens  
Et meus hic socius Haganon collega veterus. Walth. v. 556.*

Bestimmteres Zeugniß gewähren dafür die Eberbilder, welche die Helme der Sachsen, wie aller norddeutschen Stämme, auf ihrer Spitze führten. Das *eoforcumbul aprisignum* der Angelsachsen, „das Schwein allgülden, der Eber eisenhart“ heisst es im *Beowulf*. Und ebendasselbst wird der Helm beschrieben: „geziert mit dem Zeichen des Frö\*), wie ihn in fernen Tagen der Waffenschmied wirkte, mit Schweinegebilden schmückte, dass ihn Barten noch Beile beissen konnten“. v. 1464.

Jacob Grimm (*Deutsche Mythol.* S. 195) sagt über dieses Eberbild: „Als heiliges, göttliches Symbol sollte es im Kampfe schirmen und den Feind schrecken; der Eigenname *Epurhelm*, *Eparhelm*, verglichen mit *Fröhelm*, empfängt auf diese Weise eigenthümliche Bedeutung. Solche Eberzeichen konnten auch noch christlichen Helden zur Zierde gereichen, nachdem die Erinnerung an Frö erloschen war, und lange Zeit als Kleinode geschmiedet werden.“

In den Ueberresten eines solchen Helmes (Fig. 195), der dieses ursprünglich heidnische Zeichen trägt, und zugleich mit dem Symbole

Fig. 195.



des Christenthums bezeichnet ist, besitzen wir das Einzige, was von Waffentücken dieser Art aus jener Zeit bis zu unseren Tagen erhalten blieb, und deshalb eine nähere Beachtung verdient.

Gefunden ist der Helm in einem Grabhügel bei Benty Grange unweit Monyash in Derbyshire, und besprochen von Roach Smith *collectanea antiqua* vol. II, p. 31 bis 37. „Er war“, sagt Herr Batemann, welcher das Grab öffnete, „aus strahlenförmig vom Kopfwirbel auslaufenden Eisenrippen gebildet, und mit schmalen Hornplatten bekleidet, welche in diagonaler Richtung von den Rippen abliefen, so dass sie ein Fischgrätenmuster bildeten. Die Enden waren mit Hornstreifen befestigt in strahlenförmiger Richtung wie die Eisenrippen, an welche sie in Zwischenräumen von  $1\frac{1}{2}$  Zoll genietet waren. Alle die Nieten hatten an der Aussen-seite verzierte silberne Knöpfe, und auf der Stirnrippe ein kleines Kreuz aus demselben Metall. Auf der Spitze des Helms ist eine läng-

\*) Dem Eber.

lich ovale Erzplatte befestigt, und auf derselben die in Eisen geschnittene, jetzt sehr verrostete aber immer noch erkenntliche Darstellung eines Schweines. Seine Augen sind aus Bronze gebildet. Dabei finden sich auch noch viele kleine Verzierungen und eine Masse von Nieten, welche alle zu dem Helme gehörten, aber sowie einige kleine Schnallen unmöglich mehr an ihre zugehörnde Stelle gebracht werden konnten.“ Auf die Reste eines Panzers, welche in demselben Grabe gefunden wurden, werden wir später zurückkommen.

Wir haben also hier den berühmten Eberhelm, aber nicht vollständig aus Metall gebildet, sondern als eine Art *galea*, als eine Haube von Leder oder Filz mit Hornplatten bedeckt, und durch strahlenförmige Eisenspangen gefestigt, demnach nahe verwandt mit dem Kampfschutz des Hauptes, welcher von den germanischen Völkern an der Donau getragen wurde.

Von dieser primitiven Art der Helmbildung durch gekreuzte Metallspangen, welche oben durch einen Knopf und unten durch einen Kopfring zusammengehalten werden, ist noch ein anderes Fundstück in England aufbewahrt. Es ist ein Spangenwerk von Bronze (Fig. 196),

Fig. 196.

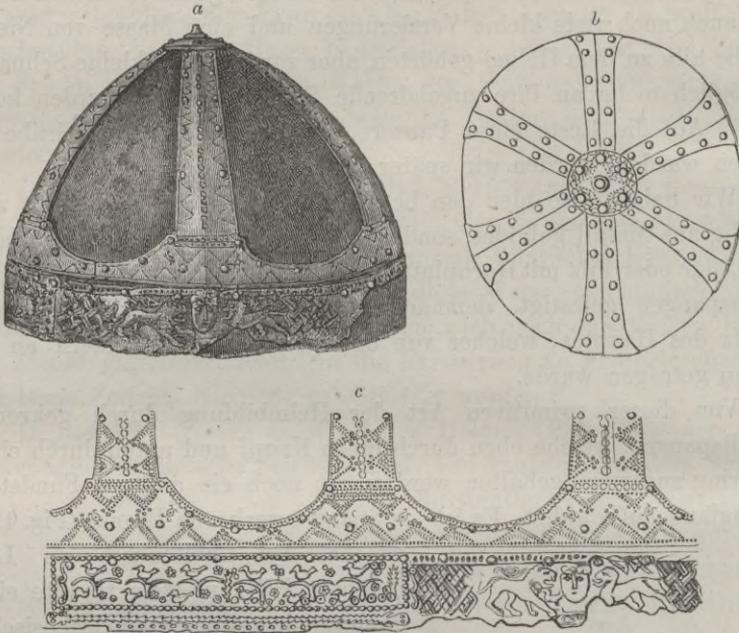


welches bei Cheltenham zu Lekhampton Hill auf dem Haupte eines Skeletts in einem angelsächsischen Grabe gefunden, und von Roach Smith (*Collectanea antiqua* II, p. 36) veröffentlicht ist.

Eine weitere Entwicklungsstufe dieses einfachen Kopfschutzes zu dem vollständig einheitlichen Metallhelm zeigt Fig. 197 (a. f. S.), die merkwürdige, aus Messingspangen und Eisenplatten gebildete Helmhaube der früher Freiherrlich Zu Rheinischen Sammlung, welche leider jetzt in das Ausland verkauft ist. Sie ist gebildet aus sechs einzelnen Eisenstücken, deren Zwischenräume durch ein flaches Spangenwerk aus starker Bronze oder Messing bedeckt sind, welches nach der Höhe des Kopfes in eine Spitze zusammenläuft, und durch eine runde Platte mit abgebrochenem Knopfe geschlossen wird. Die gewölbten Eisenstücke reichen nicht näher zusammen, als dass sie von den senkrecht herablaufenden Reihen starker bronzener Nietnägel gefasst werden können. Die sechs mit ihren Armen zusammengreifenden Bronzespangen sind an ihrem unteren Rande mit einem um-

laufenden Ringbände aus Eisen verbunden, welches mit einem reichverzierten Streifen aus Bronzeblech besetzt ist.

Fig. 197.



*a* Vordere Ansicht des Helmes. *b* Obere Ansicht desselben. *c* Theilwerk der Verzierung des Ringbandes.

Obschon die Herkunft und der Fundort des Helmes nicht mehr nachzuweisen ist, und bei der überaus grossen Seltenheit von Schutzaffen selbst noch des 10. und 11. Jahrhunderts, seine Altersbestimmung unsicher bleibt, so bietet doch seine nächste Verwandtschaft mit den beiden angelsächsischen Helmen und überhaupt mit der Schmiedearbeit der merovingischen Periode vollkommenen Anhalt für eine Vorstellung der Helme dieser Zeit, in welcher ja allenthalben das Vorwalten volkstümlicher Ueberlieferung erkennbar ist.

Wenn wir deshalb kein Bedenken tragen, diese Art von Spangenburgung unbedingt als die älteste nationale Gestaltung des Helmes zu betrachten, und ihr eine sehr lange Dauer beizumessen, so liegen doch manche Gründe vor, welche auch den Gebrauch des Metallhelmes, *cassis*, in der Zeit vom fünften bis achten Jahrhundert anzunehmen gestatten.

Obschon der Glosse in Rothari's Gesetzbuch „*cassides que elmos dicimus*“ kein besonderes Gewicht beizulegen ist für eine strenge Unter-

scheidung zwischen *galea* und *cassis*, die weder in den historischen noch in den poetischen Ueberlieferungen jener Zeit zu erwarten ist, so findet sich doch manches in den Waffenschilderungen der Lieder und Dichtungen des 8. bis 10. Jahrhunderts, was mit dem Sagenstoffe selbst, der älteren Zeit angehört.

Wir zählen dahin die *cassis fabricata*, den festen geschmiedeten Helm, mit welchem Hagano den Schwerthieb Walthari's auffängt, und an dessen Stahlhärte die Klinge in Stücke springt\*).

Aber auch für den Eberhelm finden sich die Bezeichnungen der harte helm, der Eberhautschmuck fest und feuerhart, v. 305, und wenn Ettmüller zwei Arten dieses Helmes annimmt\*\*), die eine mit dem Eberbild auf dem Giebel (*svin ofer helme*), wie Fig. 195, und eine andere, bei welcher der ganze Helm die Gestalt eines Eberhauptes hatte (*öoforic ofer hlëor*), so findet sich für die letztere Gattung eine verwandte Form in jenen angelsächsischen Helmen, an deren eigen-

Fig. 198.



thümlichem Kamme die Borsten des Ebers in dem Stile der Zeit nachgebildet scheinen (Fig. 198).

Diese Helme haben in den Malereien der Manuscripte die Farben von Eisen oder Gold, und sind damit als metallene Waffenstücke bezeichnet. Die Annahme, dass ausser dieser Andeutung der Borsten, welche in dem Kamme gegeben ist, auch die Augen, die Hauer und die Ohren des Thieres dargestellt sein konnten, und zwar durch andersfarbige Metalleinlagen von Bronze, Silber und Gold, liegt nicht allzufern, besonders da die „wurbunte“ Verzierung auch an Schwertgriffen gerühmt wird, und die Geschicklichkeit der Waffenschmiede in kunstvoller Tauschirung der Eisenarbeit aus zahlreich erhaltenen Denkmalen erkennbar ist. Auch die Snorra-Edda gedenkt des Helms Hildiswin (Kampfschwein), den Aldis dem erschlagenen König Ali nimmt, und es wird die Erklärung dieses Namens dahin ge-

\*) Sed *cassis fabricata diu meliusque peracta*

*Excipit assultum, mox et scintillat in altum,*

*Cujus duritia stupefactus dissilit ensis.* Walth. v. 1372 u. f.

Wenn auch viele Ausdrücke dieser Stelle des Waltharius von v. 1372 bis 1380, wie W. Meyer in den Sitzungsberichten der Münch. Akad. 1873, Heft III, S. 397 nachweist, offenbar der Psychomachie des Prudentius 140 entnommen oder nachgebildet sind, so muss doch die eigenthümliche Wendung des Kampfes durch Abspringen der Klinge, ursprünglich schon der heimischen Sage angehört haben. Wir erinnern daran, dass auch Beowulf's Schwert auf dem Haupte des Drachen zerspringt und es ihm nur mit dem Sax gelingt, denselben zu tödten.

\*\*) Beowulf: Heldengedicht des 8. Jahrhunderts. S. 49.

geben, dass ihn der Helm wegen der Gestalt seines Kamms, oder auch wegen seines Nasenschirms erhalten habe\*), welcher dem Rüssel jenes Thieres ähnlich war. Das erstere kann sich nur auf eine den angelsächsischen Metallhelmen gleichartige Kammform beziehen, da Büsche aus Pferdehaaren oder Eberborsten sich nirgend sonst bei den nordgermanischen Stämmen nachweisen lassen. Das Nasale aber ist weit späteren Ursprungs und findet sich an keinem Helme alter Zeit.

Allein bei dem gänzlichen Mangel eines Anhaltes und einer Vergleichung mit vorhandenen Ueberresten von Metallhelmen dieser Zeitperiode bleibt es ungemein schwer, einzig nur aus den barbarischen Zeichnungen der alten Manuscripte eine verlässige Vorstellung zu gewinnen, zumal dieselben neben offenbar brauchbaren und wahrscheinlich ächten Formen auch andere gänzlich abenteuerliche und unmögliche bringen.

Die von Jac. Falke\*\*) aus pariser Manuscripten nach Louandre und Lacroix gegebenen Hüte und Helme sind offenbar ursprünglich sehr ungeschickten Zeichnungen entnommen, und wir sind nicht berechtigt, auf diese und ähnliche Darstellungen hin sogar die Existenz viereckiger Helme anzunehmen, welche eine so unglückliche Vereinigung von Hässlichkeit und Unbrauchbarkeit bieten würden, wie sie unter den Kopfbedeckungen der rohesten Völker nicht zu finden ist. Im Gegentheile müssen wir für den Helm dieselbe Zweckmässigkeit der Form voraussetzen, welche auch alle übrigen Waffenstücke kundgeben, und seine Ausschmückung dürfen wir uns in demselben phantastischen Geschmacke vorstellen, welcher auch allen übrigen Geräthen dieser Zeit jene ausgesprochen eigenthümliche, so zu sagen wilde, aber keineswegs reizlose Bildung und Zierde verleiht.

Der Charakter abschreckenden Ungeschmacks und roher Abenteuerlichkeit, welche die Trachten und Waffen unter der ungeschickten Hand der mönchischen Maler erhielten, muss sofort verschwinden, wenn wir uns die Erscheinung von Kriegern jener Zeit vergegenwärtigen nach den Schilderungen und Bezeichnungen, wie sie in den alten Dichtungen, insbesondere dem Beowulf, offenbar unter dem Ein-

---

\*) Hanc galeam nomen göltr et swīn adeptam esse a figura cristae aut etiam nasalis tegminis, rostri suilli in modum formati, vix est dubium. Wörterbuch zum I. Theil der Edda Saemunds. L. Etmüller a. a. O.

\*\*) Zur Costümgeschichte des Mittelalters von Jac. Falke. I. Die männliche Kopftracht. Mittheilungen der k. k. C. Commission zur Erf. und Erh. der Baudenkmale. V. Jahrg. Nr. 7. Juli 1860.

druck der Anschauung gegeben sind: „der braunschöne (v. 2620), der helle silberziere fürstreifumfangene Helm“ (v. 1461) und: „Schön den Eberhelm auf dem Haupte sie trugen hell von Golde, fest und feuerhart. v. 305.“

### Das Panzerhemd, die Brünne.

Wie der Helm, so ist auch der Panzer, die Brünne (*brunia*, *lorica*, *thorax*) bis jetzt noch nicht aus einem Grabfunde merovingischer Zeit auf deutschem Boden nachzuweisen.

Der goldene Schuppenpanzer in dem sogenannten Königsgrabe zu Enzen, unweit Zülpich, bildet einen Theil der sagenhaften Ausschmückung dieses Schatzfundes, von welchem nur noch zwei Goldgeräthe römischer Zeit offenbar von einem Frauenschmucke erhalten sind.

Auch die Ergebnisse der Forschung in Frankreich und England bieten nur zwei sehr vereinzelte Bruchstücke dar, welche allenfalls für Reste von Panzer gelten könnten. Das eine ist ein Conglomerat einer Anzahl von kleinen Ringen aus den Gräbern des Eaulmethals, welches Abée Cochet ohne nähere Erläuterung abbildet\*), und das andere besteht in dem Eisenwerk, welches bei dem Helme von Benty Grange in Derbyshire gefunden, jedoch ebenfalls nicht genau genug untersucht wurde.

Es ergibt sich aus dieser Thatsache wohl die sichere Annahme, dass wenigstens im fünften Jahrhundert, und im Anfange des sechsten, metallene Schutzwaffen dieser Art noch sehr selten und ausschliesslich nur von den Königen und vornehmsten Edeln getragen wurden, von welchen sie allmählig dann auch auf ihr Kriegsgefolge übergingen, soweit als dies nach der mehrfachen Erwähnung des Ringpanzers schon vor der Zeit der Karolinger anzunehmen ist.

Die *lex salica* gedenkt weder des Helms noch der Brünne, und nur die weit später verfassten Landrechte der ripuarischen Franken und der Westgothen nennen die *brunia* und die *zaba*, *zava*, *sive lorica*. Der Werth derselben wird bei der Wehrgeldschätzung des ripuarischen Gesetzes auf 12 *solidi* angesetzt\*\*).

\*) Cochet: *La Normandie souterraine*. pl. XVI, Nr. 4.

\*\*\*) *Lex Ripuarior*. tit. 34. c. XI: *Si quis weregildum solvere debet, bruniam bonam pro XII solidis tribuat.*

Steht auch diese Preisstellung des Panzerhemdes seiner schwierigen Herstellung wegen in folgerechtem Verhältniss zu der Abschätzung des Helmes auf 6 Solidi, zu jener des Schwertes mit Scheide auf 7 Solidi, und des Schildes mit der Lanze auf 2 Solidi, so ist doch anzunehmen, dass eine Brünne, welche um den Preis von 12 Solidis\*) zu beschaffen war, immer nur von einer weit einfacheren Construction sein konnte, als jene Art des Panzerhemdes, bei welcher die neben einander liegenden Ringe durch Nietung unter sich sowohl als mit einer zweiten und oft dritten Schichte solcher Kettenlagen verbunden waren (*tunica trilix*), wie sie noch von römischer Arbeit theilweise erhalten war oder der Ueberlieferung gemäss von einzelnen Meistern der Schmiedekunst ausgeführt wurde.

Aus diesem Grunde schon, aber auch nach den bildlichen Darstellungen einer etwas späteren Zeit, dürfen wir verschiedene Arten des Panzers unterscheiden, deren Alter und grössere oder geringere Verbreitung von der einfacheren oder schwierigeren Art ihrer Fertigung bedingt erscheint.

Das einfachste, und sicher auch das älteste Panzerhemd bestand aus starkem oder stellenweise verdoppeltem Leder, das durch gitterförmig aufgeheftete Bänder noch widerstandsfähiger gemacht wurde, oder es war aus Lederstreifen kunstvoll geflochten und durch Futter verschiedenster Art verstärkt.

Dass dieser Art von Panzer aus verschiedenen Stoffen zu merovingischer Zeit auch durch Ueberzug mit farbigen Zeugen, oder durch abwechselnde Färbung der Lederstreifen eine Zierde verliehen wurde, die dem Geschmacke der Zeit vollkommen entsprach, glauben wir aus nebeugegebener Darstellung einer alten, in München bewahrten Schmelzarbeit (Fig. 199\*\*) schliessen zu dürfen, welche einen sicheren Hinweis auf älteres Herkommen solcher Art von Verzierung gewährt.

Die verschieden gefärbten Streifen des hier abgebildeten Panzerhemdes, in welchen wir keineswegs gefärbte Metallplättchen, sondern nur farbige Lederstreifen zu erkennen vermögen, sind schwarz, weiss, blau und gelb. Nur die weissen Felder auf den schwarzen Streifen,

---

\*) 12 Solidi galten den Werth von 6 guten Ochsen oder von 12 guten Kühen. In der Wehrgeldbestimmung der *lex Ripuarior. tit. 35 c. 11* heisst es: *Si quis weregeldum solvere debet, bovem cornutum videntem et sanum pro duobus solidis tribuat. vaccam cornutam videntem et sanam pro uno solido tribuat.*

\*\*) Veröffentlicht von Hefner-Alteneck, *Kunstwerke und Geräthschaften etc. II, 40*, und H. Weiss, *Kostümkunde des Mittelalters. I, S. 116*.

sowie die Schuppen an den Aermelöffnungen und dem unteren Rande der lorica können Metallbeschläge sein. Bei anderen Darstellungen von Panzerhemden auf demselben Schmelzgemälde finden sich rothe, gelbe, weisse und schwarze Streifen.

Wenn man im Allgemeinen das Ungewöhnliche und Eigenthümliche dieser Erscheinung auf orientalischen Ursprung zurückzuführen

Fig. 199.



pflügt, so bleibt, abgesehen von der ausschliesslichen Berechtigung dieser Ansicht, doch immer wohl zu beachten, dass Lederarbeiten und Waffen zu den Zeiten der byzantinischen Kaiser einen namhaften Gegenstand der Handelsausfuhr Westeuropas nach dem griechischen Reiche bildeten.

Bei den vielfachen Abstufungen von Sorgfalt und Fertigkeit, welche auf die Herstellung dieser Arbeit verwendet werden konnte, war es möglich, dass diese der ursprünglichen römischen lorica entsprechende Schutz- waffe zum Theil sehr einfach, und auch den weniger Vermögenden zugänglich war, theils ebensowohl durch Aufwand von Geschicklichkeit und Erfahrung zu einer Festigkeit gebracht werden konnte, welche jener des metallenen Brustschutzes kaum in etwas nachstand.

Nach den vielfachen Zeugnissen, welche den Gebrauch des Panzers verbürgen, müssen wir annehmen, dass gerade diese Art der lorica in Deutschland vorzugsweise geführt wurde, da nur aus der Vergänglichkeit ihres Stoffes ihr vollständiges Verschwinden aus den Gräbern, selbst der am reichsten mit Waffen ausgestatteten Krieger, erklärlich bleibt.

Dieselbe Ursache kann auch die Abwesenheit jeder Spur des Hornpanzers veranlasst haben, jenes mit Platten oder Schuppen aus Horn besetzten Hemdes aus Leder oder Leinwand, welches in früherer Zeit bei den Donauvölkern nachweisbar\*), gewiss von da auch zu den west-

\*) Die Hornpanzer der Quaden beschreibt Ammian XVII, 12. Sie bestanden aus geschabten und geglätteten Hornplättchen, die wie eine Decke von Federn

lichen Deutschen gelangt war. Dass Spangen und Platten von Horn bei Schutz Waffen wirklich zur Verwendung kamen, verbürgt der Helm von Benty Grange, und wir dürfen eine gleichartige Verstärkung auch bei dem ledernen und leinenen Leibschatze mit einiger Sicherheit voraussetzen, da der Hornpanzer noch in den älteren Dichtungen des Mittelalters erwähnt wird, wenn er auch dort nur, wie manches andere der vorzeitlichen Bewaffnung, den Riesen und Heiden zugewiesen wird \*). Der Mangel an Beglaubigung durch Ueberreste und Denkmale merovingischer Zeit kann deshalb so wenig als bei dem Panzerhemd aus Leder, die Annahme wirklichen Gebrauchs des Hornpanzers beseitigen.

Zugleich sprechen eben so wichtige Gründe gegen die Voraussetzung eines ganz allgemeinen Gebrauchs des Metallpanzers, ungeachtet gleichzeitige Nachrichten die *lorica* unverkennbar als eine Schutzwaffe aus Eisen und selbst als eigentlichen Ringpanzer bezeichnen. Wäre das Panzerhemd mit Schuppen und Ringen wirklich von der Mehrzahl der Krieger geführt worden, so müssten unfehlbar in der Masse von Gräbern dieser Zeit irgend welche Spuren von eisernen Buckeln, Ringen, rautenförmigen oder schuppenartigen Platten zu finden sein, ja sogar grössere zusammenhängende Reste des eigentlichen Schuppenpanzers und der Brünne sich erhalten haben. Es hätte sich die fest zusammenhängende Masse von Schuppen und Ringen niemals so vollkommen in formlosen Rost auflösen können, dass auch nicht die geringste Spur desselben aufzufinden ist, während doch alles übrige Metallgeräthe oft von ungleich geringerer Stärke in den Gräbern vollkommen erkennbar erhalten blieb.

Eine Erklärung dieser Thatsache finden wir deshalb einzig nur in der verhältnissmässigen Seltenheit der metallenen Schutz Waffen zu jener Zeit, sowie in der Beschränkung ihres Gebrauchs auf die höchsten Kreise des Volks und ihre nächste Umgebung.

Eine Stütze dieser Annahme gewährt noch jene Verordnung Karl's des Grossen über die Bewaffnung zur Heeresfolge, welche damals noch die Verpflichtung zu der Ausrüstung mit der Brünne nur bis zu den

auf Leinwand geheftet waren. *Loricae ex cornibus rasis et levigatis, plumarum specie linteis indumentis innexae.*

\*) Eine Vorstellung von der Festigkeit des Hornpanzers haftet, wie es scheint, selbst in dem alten Volksglauben, dass Drachenblut die Haut in Horn verwandle und selbst für die schärfsten Waffen unverwundbar mache.

Sifrit badet sich in dem Blute des Drachen und: *sīn hūt wart hurnin des snīdet in kein wafen.*

Besitzern von 12 Mansus herab ausdehnt\*). Eine andere Verordnung dieses Kaisers, welche bestimmt, dass jenes werthvolle Waffentück an den nächsten Erben übergehen sollte, kann für frühere Zeiten nicht so weit Geltung haben, dass sie die Abwesenheit des Panzerhemdes unter den Grabalterthümern zu erklären vermöchte, da der eiserne Ringpanzer erst zu einer Zeit in allgemeineren Gebrauch kam, in welcher überhaupt die heidnische Sitte der Mitgabe von Waffen an die Todten, in Deutschland wenigstens, grösstentheils schon im Erlöschen begriffen war.

Nichtsdestoweniger steht es ausser Zweifel, dass metallene oder mit Metall belegte Panzer nach dem Zeugnisse der Historiker und der alten Dichtungen in dem fünften bis achten Jahrhundert schon bei allen deutschen Völkern getragen wurden, welche in den Besitz von

Fig. 200.



Ländern des Römerreichs gelangt waren. Dass diese Waffen im fünften und sechsten Jahrhundert weit der Mehrzahl nach römische Beutestücke, auch später noch in römischer Form und Art hergestellt wurden, ergibt sich aus dem Zeugnisse der Denkmale, aus welchen wir unter Fig. 200 hier eine Elfenbeinsculptur des Doms von Aachen darstellen, welche in Bezug der Panzerrüstung noch den vollen Charakter der späteren Kaiserzeit erkennen lässt.

Von dem eigentlichen Ringpanzer, der bei den Franken bestimmt genannt wird, fehlen jedoch bildliche Darstellungen aus gleicher oder naheliegender Zeit. Dagegen finden sich von dem aus Platten oder Scheiben gebildeten Harnische schon unverkennbare Andeutungen auf den Siegelringen

der Könige Childerich (Fig. 201) und Alarich (Fig. 202 a. f. S.). Dieselben können unmöglich als ein kostbarer, mit Edelsteinen besetzter

\*) C. M. capitulare ad a 805, et insuper omnis homo de duodecim mansus bruneam habeat.

Brustschmuck betrachtet werden \*), da phalerae pectorales dieser Art sich mit Sicherheit weder bei dem römischen und byzantinischen

Fig. 201.



Fig. 202.



Kaiserornate, noch weniger aber unter den Ziergeräthen der germanischen Könige nachweisen lassen. Genauere Abbildungen geben die etwas späteren Elfenbeinsculpturen der Xantener und Kranenburger Kiste (Fig. 203 und Fig. 204). Die Metallplatten bilden hier fünf und acht, und oft mehr Reihen.

Andere byzantinische Darstellungen des zehnten Jahrhunderts zeigen noch eine grössere Anzahl von Schichten und Reihen kleinerer Metallplatten vollkommen im Charakter der

Fig. 203.



Fig. 204.

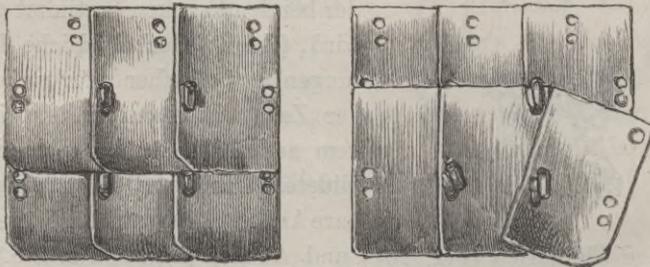


Ueberlieferung weit älterer Zeit (Fig. 205 bis Fig. 208). H. Weiss, Kostümkunde des Mittelalters. Die Zusammensetzung der Plättchen war noch ganz wie bei dem römischen

Schuppenharnische ausgeführt, von welchem wir von der Vorder- und Rückseite ein Bruchstück darstellen (Fig. 209). Diese Art von Panzern

wurde ohne Zweifel noch in grosser Menge im fünften und sechsten Jahrhundert von den Waffenfabriken der byzantinischen Kaiser gefertigt.

Fig. 209.



wurde ohne Zweifel noch in grosser Menge im fünften und sechsten Jahrhundert von den Waffenfabriken der byzantinischen Kaiser gefertigt.

\*) Wie Herr de Linas (orfèvrerie mérovingienne, Paris 1864) annimmt. Auf den Bildwerken, die er als Beispiel anführt, ist nicht zu unterscheiden, ob die betreffende Verzierung Metallarbeit oder Stickerei ist.

Sie sind um so mehr als eine gesuchte Beute der germanischen Sieger zu betrachten, da der Waffenraub an erschlagenen Feinden als allgemeiner Brauch in der Heldensage begegnet\*).

Fig. 205.



Fig. 206.



Fig. 207.



Fig. 208.



\* ) Goldschmuck und Waffen werden den Erschlagenen geraubt. *Armillas tantum cum bullis baltea et enses, loricas quoque cum galeis destraxerat ollis.* Waltharius v. 1193.

Wenn aber auch damals schon heimische Künstler mit Erfolg die schwierige Herstellung dieses Ringpanzers zu bewältigen wussten, so war eine solche Geschicklichkeit und Kenntniss der Metallarbeit ihrer Seltenheit nach so unbegreiflich, dass sie der Volksglaube den kunstreichen Elben und Zwergen zuwies, oder den einzelnen Meistern übermenschliche Eigenschaften beilegte. Wieland der Schmied zeigt in seinem Wesen Züge der heidnischen Götter, und gleicht auch darin dem Hephaistos und Vulcan, dass alle vorzüglichen Waffen der Helden als Wunderwerke seiner Hand betrachtet werden.

Im Beowulf V, 456 wird Hraedlas Brünne Welandes Werk genannt, und auch Attila's von Walthari entführtes Panzerhemd gilt als *Velandia fabrica* (Walth. 965).

Es wird ausdrücklich als Panzer aus gestählten Ringen bezeichnet (*duratis giris*, v. 956), und als Panzerhemd, *tunica aëna*, und *tunica trilix* \*).

Aber der Dichter des Waltharius kennt auch den *Thorax squamosus*, den Schuppenpanzer (v. 482), und der Bischof Fortunatus die *Tunica ferrata*, das mit Eisen besetzte oder bedeckte Kampfhemd. In seinem dem Herzog Lupus gewidmeten Gedichte VII erinnert er denselben an seine unter der Wucht des schimmernden Eisenpanzers erfochtenen Siege über Sachsen und Dänen \*\*).

Gregor v. Tours (v. 48) nennt bei der Schilderung der Ausrüstung des Grafen Leudast den *thorax* zugleich mit der *lorica* (*thoracibus et loricis praecinctus*). Es erinnert diese Zusammenstellung an die Tracht römischer Legionäre, welche nach den Darstellungen der Grabdenkmale über dem Panzerhemd noch mit einem durch Metallscheiben verstärkten Lederkoller bedeckt sind. Im Allgemeinen aber verstehen Gregor von Tours und Sidonius Apollinaris unter *lorica* den Ringpanzer.

Bei der Erzählung des ersteren von der Ermordung Gundovald's schützen den Verrathenen beim ersten Angriffe seine Panzerringe vor dem Speerwurfe Ollos \*\*\*), und der Dichter Sidonius schildert in einem seiner Briefe ein glückliches Gefecht mit Gothen, nach welchem die

\*) *Tunicamque trilicem assero, lorica fabrorum insigne ferentem*. Das dreifache Ringhemd, mit der Zierde der Schmiede, erinnert an die Worte von Beowulf v. 556: Das Brünnegeflecht, die Brust mir hüllte, das goldgeschmückte.

\*\*\*) *Ferratae tunicae sudasti pondere victor*

*Et sub pulvere nube coruscus eras.*

\*\*\*\*) *Immissa lancea voluit eum transfigere, sed repulsa a circulis loricae nihil nocuit*. III, 38.

franco-romanischen Krieger ihre von Stichen und Hieben zerrissenen Panzerringe untersuchen\*).

In seinem Lobgedichte auf Majorian lässt er auch vandalische Seeräuber sich mit der eisengeflochtenen Brünne rüsten\*\*), und ebenso erscheint die lorica als das Panzerhemd bei den Edeln der Ostgothen, in den Kämpfen gegen die Feldherren des Kaisers Justinianus. Bei der Belagerung Roms wird der gepanzerte Führer einer der gothischen Sturmhaufen von Belisar selbst mit einem Pfeilschuss durch den Hals niedergestreckt\*\*\*), und ein anderer mit Helm und Brünne gewappneter vornehmer Krieger fällt durch das Geschoss einer Wurfmaschine.

Auch bei den Langobarden findet sich das Kampfhemd lorica, aber hier so wenig als bei den übrigen deutschen Stämmen als eine allgemein geführte Schutzwaffe, wie man annehmen zu dürfen glaubt. Der vollständig mit Helm und Harnisch gerüstete Langobarde, welcher vor dem fränkischen Heere am Ausflusse des Luganer Sees eine Ausforderung zum Zweikampfe erlässt, war jedenfalls ein ausgezeichneter und angesehener Krieger.

Das Panzerhemd der Langobarden musste theilweise sehr geschmeidig und geschickt nach Art des römischen gearbeitet sein, so dass es unbemerkt unter den Kleidern getragen werden konnte, entweder aus Besorgniss vor hinterlistigem Ueberfall, oder in Absicht feindlicher That. Die Ermordung König Liutprand's wird vereitelt durch die Entdeckung des Panzers, welchen der Verräther unter den Kleidern trug †), und Herzog Grimoald erkennt die feindliche Gesinnung König Godipert's an dem Panzerhemd, welchem seine Hand bei der Begrüssung unter dem Gewande des Königs begegnet ††).

Die Panzer der Franken dagegen waren, wie es scheint, stärker und von grösserem Gewicht. Das Panzerhemd, welches Andarchius, ein Dienstmann König Sigibert's, einer Bürgerin von Arvern trügerischer Weise in einem Bücherkasten verpackt übergiebt, und als angebliches Heirathsgut von mehr als 16 000 Goldgulden hinterlegt, musste demnach immerhin ein sehr bedeutendes Gewicht haben.

\*) *Alii caesim atque punctim foraminatos circulos loricarum digitis viventibus metiuntur.* Sid. Apoll. lib. III, epist. III. Die Worte *digitis livescentibus* erinnern an die mittelalterliche Bezeichnung *harnaschvar*, *harnischfarben*, an die Eisenfarbe, welche der Gebrauch des Panzerhemdes dem Körper mittheilt.

\*\*) *Pars ferrea texta concolor induitur.* panegy. Maj. v. 4. 5.

\*\*\*) Procop. I, 22 und I, 23.

†) Paul. Diac. VI, 37.

††) Paul. Diac. IV, 52.

Ein Harnisch solcher Art musste nicht allein beschwerlich zu tragen, sondern zumal beim Uebergang über Flüsse gefahrbringend sein. Ein Krieger aus dem Gefolge des Herzogs Gunthram, welcher mit diesem verrätherischer Weise zum Beschreiten einer Fuhr in der Rhone veranlasst wird, versinkt im Wasser, durch die Schwere seines Panzers in die Tiefe gezogen \*).

In früherer Zeit waren die germanischen Hülfsstruppen der Römer nach dem Zeugnisse des Cassius Dio gewöhnt, in voller (römischer) Rüstung über reissende Ströme zu schwimmen, und auch in den Dichtungen der Angelsachsen hemmt die Brünne weder das Schwimmen noch die heftigsten Bewegungen im Wasser.

Beowulf führt bei seinem Kampfe mit den Meerfischen „das Guntgewand, das harte handgeflochtene, das Brünnegeflecht, das die Brust ihm hüllte, und ebenso gerüstet\*\*), taucht er zur Behausung Grendel's in die Fluthen hinab, und steigt mit dessen Haupte wieder durch dieselben herauf.

Trefflich schildern die Erscheinung eines mit Panzerhemden gewappneten Gefolges die Verse:

Die Kampfbrünne glänzte, die harte, handgeflochtene, der helle stahlring der sarwat klang, da sie zum Saale hin in den Schreckgewanden geschritten kamen. Beow. 323 bis 325.

Das Panzerhemd heisst in dieser Dichtung „der Serk (336), das Grauhemd, das Schlachtnetz, verschlungen durch Schmiedes Künste (409), die Eisenbrünne (679), das gestrickte Streithemd (1518) der Heerschurz (2170), die Ringbrünne (2265) das Heernetz, das gekettelte Kampfhemd (2760).

Es begegnen uns diese Bezeichnungen so häufig, und das Panzerhemd erscheint als ein so unerlässlicher Bestandtheil der kriegerischen Rüstung, dass dieser Umstand allein schon die letzte Abfassung dieser Dichtung der karolingischen Zeit zuweist. Zu dieser wurden im fränkischen Reiche nach rascher Entwicklung der heimischen Waffenschmiedekunst die Panzerhemden in solcher Menge hergestellt, dass sie einen Gegenstand der Handelsausfuhr bildeten, gegen welchen bei fortwährend feindlicher Haltung unserer östlichen Nachbarn bestimmte Verbote eintreten mussten. Eine Verordnung Kaiser

\*) Gregor v. Tours VI, 26. Ut erat loricae pondere adgravatus.

\*\*) Sich gürte Beowulf der Eorl das Eisenkleid, die Hiltbrünne sollte; die handgeflochtene, die schmeidige, schmuckziere, die Beinhülle bergen, dass ein Kampfgriff nimmer am Leib ihn letzen am Leben mochte.

Karl's\*), welche den Händlern den Verkauf von Waffen und Brünnen nach den Ländern der Slaven und Avaren bei Strafe der Confiscation der sämmtlichen Waarenladungen untersagt, giebt einen Fingerzeig für die Erklärung mancher weit über das deutsche Gebiet an Elbe und Donau reichender Waffenfunde, welche vollkommen mit den fränkischen der merovingischen und karolingischen Zeit übereinstimmen. Diese Nachricht über die Waffenausfuhr beseitigt aber zugleich auch das völlig haltlose Phantasiegemälde einer altslavischen, der deutschen gleichstehenden oder gar überlegenen Kunstfertigkeit und Industrie.

### Die Beinschienen, Beinbergen (ocreae).

Auch von dieser Art der Schutzwaffe ist bis jetzt keine Spur unter den Grabfunden entdeckt worden, und Alles, was hier die Abwesenheit des Panzerhemdes erklären kann, gilt auch für jene der Beinbergen, nur dass für die letzteren weit mehr noch ein ausnahmsweiser Gebrauch anzunehmen, und eine grössere Verbreitung nur auf locale und zeitweise Verhältnisse zu beschränken ist.

Dies ergibt sich schon aus dem Mangel an bildlichen Darstellungen

Fig. 210.



Fig. 211.



auf den annähernd gleichzeitigen Denkmalen, bei welchen nur hier und da eine Andeutung des Bein-

schutzes durch eigenthümliche, bis zu dem Knie aufreichende Stiefel zu finden ist, wie bei Fig. 210 und Fig. 211 von einer mit Elfenbeinsculpturen besetzten Cista aus Italien \*\*).

\*) Additamenta ad capitularia Caroli Magni CLXIII. De negotiatoribus qui partibus Sclavorum et Avarorum pergunt . . . et ut arma et brunias non ducantur ad venundandum. Quod, si inventi fuerint portantes, omnis substantia eorum auferatur ab eis. Dimidia quidam pars partibus Palatii, alia vero medietas inter missos et inventorem.

\*\*) Mittheilung des Herrn Prof. Ernst aus'm Weerth.

Die Beinschienen aus Metall, unmittelbar aus der schweren Bewaffnung der Römer aufgenommen, wurden anfänglich nur von den Königen und Führern getragen. Die goldenen ocreae, welche Walthari anlegt\*), sind ein Theil von Attila's geraubtem Harnisch, und bei den langobardischen Königswaffen, mit welchen vor der Schlacht gegen Alahis der Diaconus Seno ausgerüstet wird, sind auch die Beinschienen genannt\*\*).

Wie das Panzerhemd, so finden auch die Beinschienen nur in dem Landrechte der Ripuarier eine Erwähnung\*\*\*). Die Werthbestimmung, welche hier für zwei gute Beinberge angegeben wird, ist jener des Helmes gleich, auf 6 solidi festgestellt. Dieses Verhältniss allein schon bezeichnet die Beinschienen als einen Theil der seltenen Schutzwaffen, welche so lange nicht zu einer allgemeinen Aufnahme gelangen konnten, als die alte germanische Kampfweise nicht durch die Bevorzugung des Kriegsdienstes zu Pferde eine wesentliche Aenderung erfuhr. Selbst dann blieb anfangs der Gebrauch der metallenen Beinberge zum Theil nur auf die rechte von dem Schilde nicht gedeckte Seite beschränkt, und lange dauerte der Uebergang zur Aufnahme des vollständigen Panzers, welcher, indem er den ganzen Körper schützte, doch die früher alles entscheidende Freiheit und Raschheit der Bewegung hemmte, und den Waffenübungen wie der ganzen Kriegsführung eine andere Richtung gab.

### Hörner und Trompeten.

Die mit allen diesen Angriffs- und Schutzwaffen nach ihrem Stand und Vermögen mehr oder minder gleichmässig ausgerüsteten Krieger folgten, sobald sie zu grösseren Heerschaaren vereinigt waren, entweder dem Könige selbst, oder einem zum Führer bestellten Herzoge. Zur Kundgebung der gebotenen Bewegungen dienten für das Auge der Menge die vorgetragenen Fahnen, und für das Ohr gewisse Schallzeichen durch verschiedene Arten Blasinstrumente, Hörner, Trompeten und Posaunen (Fig. 212) (cornua tubae, buccinae, litui). In der Er-

---

\*) *Ingentesque ocreis suras complectitur aureis.* Walth. v. 335.

\*\*\*) Paul. Diac. v. 40.

\*\*\*\*) *Lex Ripuariorum. titul. 36, cap. 11. Si quis Weregeldum solvere debet, bainbergas boas pro sex solidis tribuat.*

zählung des Paul. Diaconus von der Niederlage des griechischen Heeres durch den Herzog Romuald lässt dieser beim Angriff von vier verschiedenen Seiten her die Trompeten blasen\*), und in der Schlacht des Kuninkpert mit Alahis stürzen beide langobardischen Schlachtreihen unter dem Schalle der Posaunen auf einander\*\*).

Fig. 212.



*a* Lituus, in England gefunden; vergoldetes Kupfer. 4 Fuss lang, drei aneinander gefügte Theile. *b* Buccina, nach den Säulen des Trajan und Constantin. *c* Hornbläser, Cornicen. (H. Weiss, Kostümkunde des Mittelalters, S. 162.) *d* Tuba, nach dem Bogen des Titus. *e* Tuba, nach dem Grabstein eines Reiters der Ala Claudiana. Mus. von Mainz.

Bei Gregor geben die Krieger Gundobald's, welche in die Stadt Vienne eingedrungen sind, ihren die Wälle bestürmenden Genossen ein Zeichen mit der Trompete\*\*\*), und Chlodowech, Chilperich's Sohn, wird bei seinem Ueberfall durch Sigulf, einem Anhänger König Sigibert's, mit Hörnern und Trompeten wie ein Hirsch verfolgt†). Der Dichter des Waltharius lässt den Helden durch sein Horn das Zeichen zur Sammlung des siegreichen Heeres geben ††), und im Beowulf finden wir die Bezeichnung „das Horn singt, das Gundhorn gelbt“ und Hygelakes Horn „der Heertrombe galm“ giebt den Eingeschlossenen das Zeichen nahender Rettung †††).

\*) Paul. Diacon. v. 10. Romualdus a quatuor partibus tubas insonare praecepit.

\*\*\*) Idem. v. 41. conseruntur itaque acies constrepentibus buccinis.

\*\*\*) Gregor. Tur. II, 33. sono buccinae. — †) IV, 48. cum tubis et buccinis.

††) Et tandem ductor recavo vocat agmina cornu. Walth. 206.

†††) Beowulf 2949, 1436, 1445.

Die ehernen Trompeten, welche im früheren Alterthume bei den Galliern und Germanen erwähnt werden, sind, wie die nordischen Fundstücke erweisen, italischen Ursprungs. Sie stammen allem Anscheine nach aus den Erzfabriken der Etrusker, welche ja auch als die Erfinder der grossen Schlachttrompete (salpinx) gelten.

Aus merovingischer Zeit sind Ueberreste von Trompeten und Hörnern bis jetzt nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen, nicht einmal Metallbeschläge der letzteren, welche ihrem Hauptbestandtheile nach aus wirklichen Stierhörnern gebildet\*) der Zerstörung der Zeit anheimfallen mussten.

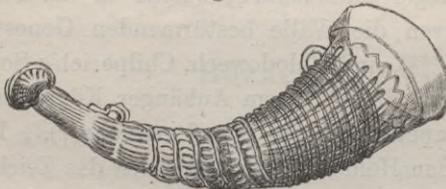
Im Allgemeinen konnte sich desshalb das Kriegshorn in nichts Wesentlichem von dem Horne der Hirten (Fig. 213) und der Jäger

Fig. 213.



Aus einem angelsächsischen Manuscript. Th. Wright. A History of English Culture. Nr. 50, p. 83.

Fig. 214.



Aus dem fränkischen Friedhofe zu Samson in Belgien. Eugène del Marmol. pl. I, Fig. 23. Aehnliche befinden sich in dem Museum zu Wiesbaden, aus Gräbern des Rheingauges.

unterscheiden, dessen Form und Beschläge mit den Tragrings selbst bei dem Trinkhorne beibehalten blieb, wie wir aus solchen hornförmigen Glasbechern ersehen, welche in den fränkischen Gräbern Belgiens und der Rheinlande gefunden werden (Fig. 214).

Von der reicheren und kunstvolleren Ausstattung der Kriegshörner der Fürsten und Edeln können wir nur aus spätzeitlicheren Denkmälern (Figur 215) eine Vorstellung gewinnen, wenn wir im Ganzen nur

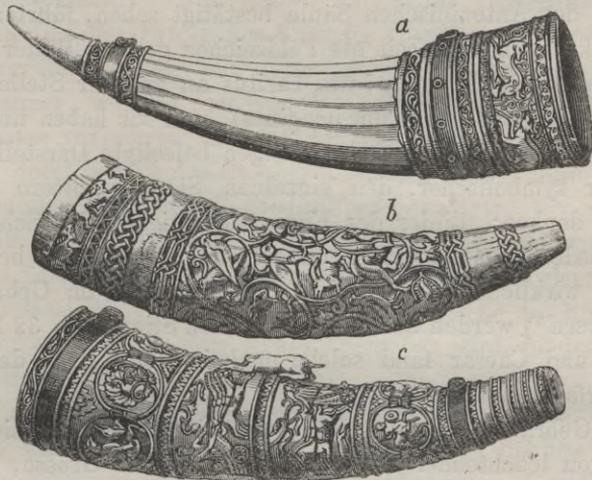
die Anordnung der Verzierung, weniger den bereits vorgeschrittenen Geschmack der Ornamentdetails berücksichtigen, und dieselben durch die entsprechend älteren Motive ersetzt denken, welche wir bei den Schmuckgeräthen der Gräber verwendet finden werden.

\*) Noch im Nibelungenliede heisst es v. 2057:

Mit Kraft begunde riefen der ritter überkorn  
Daz sin stimme erlüte alsam ein wisentes horn.

Bei Gothen, Franken, Langobarden und Angelsachsen war die aus Metall gebildete Trompete unmittelbar von den Römern aufgenom-

Fig. 215.



H. Weiss, Kostumkunde d. Mittelalters. Nr. 79, p. 162.

men, als ein dem einfacheren Horn an hellem und kraftvollem Ton wie an umfangreicherer Abstufung der Signale weit überlegenes Mittel zur Verkündigung der Befehle des Führers, wie zur Aneiferung der Krieger in dem Getöse der Schlacht.

### Die Fahnen.

Ältere heimische Art und Gestalt hatte sich bei den Fahnen, den sichtbaren Zeichen für die Bewegung der Heerschaaren, erhalten.

Wenn die Historiker der Zeit für die Feldzeichen der deutschen Völker den römischen Ausdruck *signa* und *vexilla* gebrauchen, so erfahren wir durch Paulus Diaconus bei seiner Erwähnung der Fahne des Herulerkönigs Rodulf die heimische Bezeichnung: *Vexillum, quod bandum appellat*\*).

Es ist dieses *bandum, vandum, bando*, zu karolingischer Zeit *bandora*, das Banner, das an den Speerschaft gebundene Feldzeichen, die Fahne, mit deren Erhebung über die Schaaren noch im Mittel-

\*) Paul. Diaconus I, 20.

alter das Zeichen zum Beginn des Kampfes gegeben wird, wie mit ihrem Senken die Waffenruhe eintritt.

Wie wir aus römischer Ueberlieferung erfahren, und durch Abbildungen der Antoninischen Säule bestätigt sehen, führten die deutschen Völker in älterer Zeit als Feldzeichen gewisse Bilder (*effigies et signa quaedam*). Es waren, wie Tacitus an anderer Stelle näher bezeichnet, Thierbilder (*ferarum imagines*), und wir haben uns dieselben demnach als plastische, auf Tragstangen befestigte Darstellungen verschiedener symbolischer, den einzelnen Stammesgöttern geheiligter Thiere zu denken: Bilder des Ebers, des Stieres, der Schlange u. a.

Nichtsdestoweniger waren ohne Zweifel mindestens bei einzelnen Stämmen wirkliche Fahnen schon in früher Zeit im Gebrauch. Bei den Kimbern \*) werden ausser dem ehernen Stier noch 32 Feldzeichen erwähnt, und Caesar fand solche auch in dem Lager der verrätherisch überfallenen Usipeter \*\*).

Der Gebrauch von Kriegszeichen, wie sie weithin sichtbar und deshalb von leuchtender Farbe und bedeutender Grösse, doch leicht beweglich und tragbar nur in den Fahnen gegeben sind, muss weit früher den deutschen Stämmen, als man seither annahm, und schon vor der Zeit ihres Uebertritts zum Christenthume eigenthümlich gewesen sein. Die Feldzeichen der gothischen Thervingier bezeichnet der kriegskundige Ammianus Marcellinus als Fahnen (*vexilla* \*\*\*)).

An die älteren Thierbilder (*ferarum imagines*) erinnert allerdings der fliegende Adler über einem Drachen und Löwen, das heilige Feldzeichen der Sachsen, mit welchem der greise Held Hadagast in der Gefahr eines doppelten Angriffs, sowohl von Seiten der verbündeten Franken als der feindlichen Thüringer, seine Heergenossen zum nächtlichen Sturm auf Burgscheidungen führt †). Allein bei diesem Zeichen gerade war die Zahl der Thiere und ihre Stellung zu einander wohl leichter und besser erkennbar auf einem Fahnenbilde darzustellen, als in einer zusammenhängenden, aus Holz oder Metall gebildeten Figurengruppe. Das sächsische Heer in der Schlacht bei Hastings, welches in Bewaffnung, Schlachtordnung und Kampfweise die alte,

\*) *Tria et triginta Cimbris signa sublata sunt.* Eutrop v. 2.

\*\*\*) *Signisque militaribus relictis.* Caes. leg. IV, 15.

\*\*\*\*) *Vexillis ex more sublatis.* Amm. Marc. XXXI, V.

†) Im Jahre 531. Widuck. I, 11. *Hic arripiens signum quod apud eos habebatur sacrum, leonis atque draconis et desuper aquilae volantis insignium effigie etc.*

volksthümliche Eigenart durchaus erhalten zeigt, führt als Feldzeichen eine Fahne (vexillum)\*). Auch das Rabenbild, das Feldzeichen der heidnischen Normannen, aus dessen flatternder Bewegung sie Vorbedeutungen für den Erfolg des Kampfes entnahmen, war auf einem Banner dargestellt, es war eine unter Zaubergesängen gewirkte Fahne, wie das Banner, welches der von Beowulf erschlagene Drachen in seinem Schatze verwahrte. Wiglaf, der das Gold aus der Höhle trägt, erblickt in derselben „gefesselt überm Haupte eine Fahne allgilden, der Handwunder grösstes, mit Liedkräften gefertigt“.

Beowulf selbst erhält vom König Hrôdhgâr „ein güldenes Kampfbanner zum Kämpfenlohne, ein Zeichen der Schlacht mit zierem Griffe“, und an den Mast des Schiffes, in welchem die Leiche des Königs Skild mit Schätzen und Waffen dem Meere übergeben wird, bindet man: ein Banner gülden, hoch überm Haupte\*\*).

Wenn die Fahnen der deutschen Völker als vexilla bezeichnet werden, so kann dies jedoch keinen unbedingten Schluss auf völlig gleiche Form mit römischen Fahnen rechtfertigen. Der Grund der gleichartigen Bezeichnung lag eben darin, dass die vexilla\*\*\*) die einzigen ursprünglich römischen Feldzeichen waren, welche nicht aus Metall, sondern aus Leinwand, Wollenzeug oder Seide gebildet waren, aber nach Art ihrer Befestigung an einer querlaufenden Tragstange nur von mässiger Ausdehnung sein konnten, um ohne Beschwerde im Kampfe oder bei starkem Winde geführt zu werden. Die deutsche Fahne, das bandum, besonders als grössere Heerfahne, musste eine andere Art der Befestigung haben, und zwar mit einer vollen Seite des viereckigen oder dreieckigen Tuchs an dem Speerschafte selbst, an welchem sie geführt wurde.

Das Banner, welches Karl der Grosse auf dem lateranischen Musivbilde in Händen hält, ist eine in drei Spitzen ausgeschnittene Fahne dieser Art, welche, wenn sie auch damals zugleich in Italien

---

\*) Nach dem Berichte des Mathaeus Paris, hist. Angl.

\*\*\*) Beowulf, v. 2772 u. 1033.

\*\*\*) Wie auch die flammulae, die rothen Fähnchen der späteren Kaiserzeit, von denen es ungewiss bleibt, ob sie gleich dem Banner an der Fahnenstange selbst befestigt, oder mit derselben nur durch den angehängten Tragstab, gleich unseren Kirchenfahnen, in Verbindung standen. Von dieser flammula hat auch die oriflamme, die rothe Fahne des Klosters von St. Denys, später das Hauptbanner der Könige von Frankreich, ihren Namen. Sie war in der Mitte getheilt, fendu dans le milieu en forme d'un gonfano, (Du Cange), aus dem altdeutschen guntfano, Kampfbanner.

und in dem byzantinischen Heere im Gebrauche war, doch so wenig ursprünglich römischen Charakter zeigt, als die übrigen Feldzeichen der letzten Kaiserzeit, die *dracones*, *tufae* und *pinnæ* (Vegetius III, V), welche hier noch einige Beachtung verdienen, theils wegen ihres nachweisbar nordischen Ursprungs, theils wegen ihres fortdauernden Gebrauchs bei einzelnen deutschen Stämmen bis in das siebente und achte Jahrhundert hin.

Drachengestalten als fahnenartige Feldzeichen erscheinen zuerst auf der Säule Trajan's sowohl unter der Kriegsbeute, welche von den Donauvölkern genommen wurde, als in den Darstellungen der Kämpfe selbst (Fig. 216). Ihre hier gegebene Form stimmt genau mit der Schilderung überein, welche Arrian\*) und namentlich Sidonius Apollinaris von gleichartigen Feldzeichen der Römer und der nordischen Völker bieten. Der Drache, dessen Haupt aus Holz oder Metall gebildet, der Leib aber aus bunter Wolle gewirkt war, fing in weit geöffnetem Rachen den einströmenden Wind, welcher den hohlen Leib auf-

Fig. 216.



Fig. 217.



blähte und ihm eine stets wechselnde schlangenartige Bewegung gab. Wurde dieses Zeichen auch zuerst bei den Donauvölkern genannt oder beachtet, so mahnt es doch lebhaft nicht nur an die Thierbilder der Germanen überhaupt, als zunächst auch an die heilige Schlange der Langobarden, das *simulacrum viperæ*\*\*). Dass auch die Vandalen jenes gewirkte Schlangenbild, *anguis textilis*, noch bei ihren Angriffen auf die Küsten

Italiens als Feldzeichen führten, bezeugt Sidonius in seinem Lobgedichte auf Majorianus\*\*\*).

\*) Arrian, Tact. c. 15.

\*\*\*) Welches in dem Leben des heiligen Barbatus zugleich mit den abergläubischen Gebräuchen bei demselben erwähnt wird.

\*\*\*\*) Sidonius Ap. Panegy. Majorian. v. 407 u. f. *Jam textilis anguis discurrit per utramque aciem, cui guttur adactis turgescit zephyris: patulo*

Höchst beachtenswerth bleibt es dabei, dass noch in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts auf dem Teppiche von Bayeux eine Fahne der Angelsachsen in dieser hochalterthümlichen Drachengestalt erscheint (Fig. 217).

Wir können deshalb in dieser eigenthümlichen, mit nichts anderem unter dem gesammten Kriegsgeräthe der Römer vergleichbaren Art von Fahnen nur eine nordische Ueberlieferung erkennen, welche in der Zeit des massenhaften Eintritts germanischer Hülfsvölker mit denselben in das römische Heer gelangte. Selbst nach dem Verlaufe des langen Zeitraums seit der Aufnahme dieses Drachenbildes betrachtet es der Dichter Sidonius im Gegensatz zu dem römischen Adler als ein Symbol der barbarischen Feinde des Staates\*).

Größere Schwierigkeiten bietet die Erklärung der beiden anderen Arten von Feldzeichen der *pinna* und *tufa*, welche dem älteren römischen Kriegsbrauch gleichmässig vollkommen fremd sind. Auch hier weisen alle Andeutungen auf Herkunft aus dem Norden, jedenfalls bleibt es immerhin zu beachten, dass sie gerade dort sich am längsten in Gebrauch erhielten.

Da bis jetzt noch keine Sicherheit über Form, Ursprung und Bedeutung dieser Feldzeichen erlangt ist, so ist der Versuch einer Erklärung deshalb nicht zu umgehen, weil die *Tufa* sich noch im achten Jahrhundert bei den Angelsachsen findet. Die beiden Feldzeichen, die *pinna* und die *tufa*, haben die gemeinsame Eigenthümlichkeit, dass ihre Namen zunächst auf Federn und Federschmuck hinweisen, und ohne Zweifel sind dieselben auch geradezu von solchen entnommen\*\*).

---

*mentitur hiatu iratam pictura famem: pannoque furorem aura facit, quotiens crassatur vertile tergum flatibus, et nimium jam non capit alvus inane.*

\*) Sidonius Ap. Panegy. Anthem. v. 232. *Hic primum ut nostras aquilas provincia vidit, desiit hostiles confestim horrere dracones, ilicet edomiti bello, praedaque carentes, mox ipsi tua praeda jacent.*

\*\*\*) Die wunderlichsten Ansichten sind hier schon zu Tage gekommen. Schwebel in den Noten seiner Ausgabe des Vegetius macht die *Tufa* sogar zu einer Art Rossschweif, und selbst der gelehrte Du Cange erklärt die *pinna* für ein chirurgisches Instrument, obgleich an der Stelle, auf welche er seine Ansicht stützt, das Wort *pinna* offenbar nur eine Feder bedeutet. Die betreffende Stelle der *lex Alamannorum*, titulus 59, §. 6 lautet nämlich: „*Si autem testa transcapulata fuerit; ita ut cervella appareat, ut medicus cum pinna aut cum fanone cervellam tetigit, cum 12 Sol. Comp.* Hier untersucht der Arzt mit der Feder oder mit der Leinwand. Möglich ist es sogar, dass die Worte „*aut cum fanone*“, wie es so oft in den alten Gesetzen wiederkehrt, nur eine erklärende Erläuterung für *pinna* geben sollen, da auch die Feder eine Fahne hat und nur mit dieser in vorliegendem Falle eine Untersuchung gedacht sein kann.

Pinna ist Feder, insbesondere Schwungfeder, Flügel, und wird deshalb auch für Helmschmuck gebraucht. Dies leitet auf die Vorstellung eines Feldzeichens, dessen Spitze durch einen Kamm von Federn, ähnlich der auch bei den Römern gebräuchlichen Helmzierde, oder durch vollständige Flügel, oder überhaupt durch Federn in irgend welcher Form gebildet war.

Dasselbe gilt auch für die Tufa, eine Bezeichnung, die sich nur aus der Bedeutung des Wortes als Helmbusch erklärt. Du Cange, welcher dies aus byzantinischen Schriftstellern darlegt, erklärt deshalb in seinem Glossarium die Tufa als ein aus Federbüschen gebildetes Feldzeichen der Römer\*) und giebt noch einen weiteren wichtigen Nachweis über die lange festgehaltene Bedeutung des Wortes Tufa als Federschmuck des Helmes aus einer Urkunde der Zeit Richard II. von England, in welcher einem Edeln die Helmzierde, Tuffe de plume, oben aus schwarzen, unten aus weissen Federn ertheilt wird (un heaume, c'est assavoir une tuffe de plume, la moitié, c'est à dire par amont de plume noire, et l'autre moitié, c'est à dire, par aval de plume blanche). Wenn nun auch Beda (hist. angl.) erzählt, dass, sobald dem Könige Edwin Fahnen vorgetragen wurden, dies immer nur eine Art der Fahne war, welche die Römer Tufa (Tuffa), die Angeln aber Tuf nennen\*\*), so können wir uns dieses auch von germanischen Stämmen geführte Feldzeichen ebenfalls nur als einen an der Speerstange befestigten Busch und zwar aus Federn vorstellen.

Damit scheint auch eine andere angelsächsische Bezeichnung eines Feldzeichens, cumbol, nicht ausser Beziehung. G. Grimm bestimmt die Bedeutung dieses Wortes = mál, Zeichen, unter welches sich die verschiedenen Anwendungen desselben (als Feldzeichen, Helmzier, Grabmal) einigen. Er nimmt als Wurzel des Wortes ein altes Verbum: kimba, kamb, kumbum, an, aus dem er auch angels. camb, altn. kambr., altd. champ = crista, Kamm, herleitet, das Zeichen, der Schmuck des Hahns, aber auch des Helms, und mit dem Helmkamm, namentlich mit dem aus Federn gebildeten, steht ja auch tufa und pinna in nächster Beziehung.

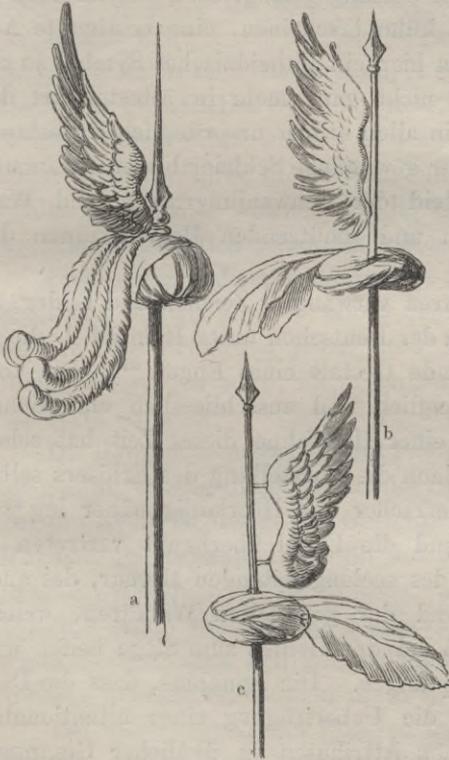
---

\*) Du Cange. Glossar. script. med. aev. ad vocem Tufa. Tufa genus vexilli apud Romanos ex confertis plumarum globulis . . . Byzantini etiam scriptores *τοῦραν* appellant apicem qui galeae imminat, ut Zonaras in Basilio et Leo Grammaticus in Theophilo Imp., cum de Justiniani statua in Augustaeo verba faciunt. Ita nostri vocem hanc usurparunt. Noch heute hat das Wort touffe im Französischen die Bedeutung von Busch.

\*\*) Beda II. hist. angl. et ex eo Henricus Huntindon l. 2, p. 316: „Utque autem ante regem (Edwinum) vexilla gestabantur, nec non per plateas illud genus vexilli quod Romani tufam (al. tuffam) vocant, Angli Tuf appellant, ante eum ubilibet ferri solebat.“

Suchen wir nun nach Denkmälern oder Abbildungen zur Beurtheilung der näheren Gestaltung dieser eigenthümlichen Fahnen, so finden sich solche allerdings, wenn wir auch in eine sehr späte Zeit herabgehen müssen, und unsere Umschau nicht auf unser Stammgebiet beschränken dürfen, aus welchem im frühen Mittelalter schon so viele Ueberlieferungen der Vorzeit verschwanden, die sich bei unseren östlichen Nachbarn, den Slaven, noch lange Zeit hindurch, zum Theil

Fig. 218.



*a* Fahne des Leibregiments des Königs Sobiesky auf einem 1,45 m breiten und 1,4 m hohen Kupferstich der Schlacht bei Wien, eine Darstellung dieses Feldzeichens, die sich in allen gleichzeitigen Bildwerken im Ganzen übereinstimmend wiederholt. *b* Dieselbe Fahne auf einem polnischen Gemälde dieser Schlacht. *c* Eben-dieselbe auf einer polnischen Darstellung der Schlacht bei Parkany, 9. Octob. 1683. Die Mittheilung von *b* und *c* verdanken wir Herrn Prof. Kopernicki in Krakau.

in veränderter Bedeutung und Bezeichnung, fortzuerhalten vermochten.

Wir begegnen in der That einem wesentlich nur aus Federschmuck gebildeten Feldzeichen von auffallend eigenartigem Charakter, und zwar bei den Polen zur Zeit des Entsatzes von Wien, 1683, als Fahne der noch mit Panzerhemden in ganz alterthümlicher Weise ausgerüsteten Leibwache des Polenkönigs (Fig. 218). Zunächst der Speerspitze ist ein Flügel von weisser Farbe, wie es scheint eines Schwans, befestigt, und unterhalb desselben ein hellfarbiges feines Tuch um den Speerschaft geschlungen, in Form eines Turbans, von welchem bei einigen Abbildungen, wie bei Fig. 218 *a*, ein Busch von langen Federn herabfällt, der auf anderen Darstellungen, wie bei *b* und *c*, weniger bestimmt erkennbar, im Zweifel lässt, ob wir diesen freischwebenden Theil der Fahne als

wirkliche Federn, oder als das fliegende Endstück des um den Speer gewundenen Tuches zu betrachten haben.

Eine Erklärung dieses ganz ungewöhnlichen Feldzeichens ergäbe sich wohl, wenn es überhaupt zulässig ist, für solche isolirte, in ihrer Bedeutung verdunkelte Erscheinungen, Ursprung und Erklärung aus weit entlegener Vorzeit herzuleiten. Da aber Ergebnisse solcher Versuche oft von weit grösserer Unsicherheit und Wagniss der Begründung, immer doch als willkommene Anregung der Forschung betrachtet werden und theilweise selbst zur Geltung gelangt sind, mag es auch in vorliegendem Falle nicht allzu kühn erscheinen, eine bestimmte Ansicht zu äussern. Wir glauben hier ein altheidnisches Symbol zu erkennen, wenn auch vielleicht nicht ganz mehr in ältester Art der Zusammenstellung, aber doch in allen seinen ursprünglichen Bestandtheilen. Federn, Flügel und der gewundene Schleier bilden zusammen den Schwanring, das Federkleid der Schwanjungfrauen und Walküren\*), der siegverleihenden und schützenden Begleiterinnen der Helden.

Verfolgen wir weitere Spuren verwandter Zeichen und Bilder, so überrascht auf der Hauptfahne der Deutschen unter Heinrich I. die in gleichem Federkleide schwebende Gestalt eines Engels\*\*). Die Voraussetzung einer schon ursprünglich und ausschliesslich christlichen Bedeutung dieses Bildes auf einer Heerfahne dieser Zeit hat schon deshalb wenig für sich, weil dann die Darstellung des Erlösers selbst als siegreicher, allmächtiger Herrscher und Heerkönig näher lag\*\*\*). Der Erzengel Michael aber und die Engel überhaupt vertreten in Sage und Dichtung das Amt des seelengeleitenden Mercur, des auch darin gleichartigen Wuotan und der geflügelten Walküren, welche über dem Schlachtfelde schwebend den Helden zum Siege helfen und die Seelen der Gefallenen empfangen. Die Annahme, dass die Darstellung des Engels hier nur die Uebertragung eines altnationalen heidnischen Bildes von gleichen Attributen in ähnlicher Gesamterscheinung war, würde durch die ganze Verfahrensweise der christlichen Kirche gerechtfertigt, welche in der Ueberzeugung von der Un-

\*) Ueber ihre Identität, Grimm, Deutsche Mythologie, S. 398 u. f.

\*\*\*) Widukind I, 38 ad annum 933: „... Coramque Imperatore angelum — hoc enim vocabulo effigieque signum maximum erat insignitum“ und III, 44 bei der Schlacht auf dem Lechfelde: „Coramque eo angelus, penes quem victoria, denso agmine circumseptus.“

\*\*\*\*) „Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat“ lautet der Spruch auf dem Schwertgürtel der Reichsinsignien.

möglichkeit die uralten geheiligten Symbole auf einmal vertilgen zu können, eher darauf bedacht war, entsprechende christliche Bilder und Begriffe an ihre Stelle einzuführen und dem Volke die Auffassung der neuen Lehre damit zu erleichtern, dass man es nicht plötzlich und überall aus der altüberlieferten Richtung seiner Vorstellungen zu drängen suchte. Und das war wohl vor allem zu beachten bei dem Heere, welches die unausgesetzten Angriffe der Ungarn, Normannen und Slaven abzuweisen hatte, die dem neubegründeten Reiche so schwere Gefahr brachten. Die kaum erst äusserlich dem Christenthume zugewendeten Krieger aus Sachsen, Friesland und Thüringen, welchen der schwerste Antheil dieser Kämpfe zufiel, konnten wohl kaum unter einem rein christlichen Symbole dieselbe Zuversicht des Sieges finden, als unter einem Bilde, welches an jene Feldzeichen erinnerte, die ihren heidnischen Vorfahren in so vielen ruhmvollen Schlachten vorgetragen wurden, und unter welchen sie die Urfreiheit des deutschen Landes gegen jeden Fremden behauptet hatten.

Erweisen sich diese Andeutungen einigermaassen haltbar, so wäre damit die, wie wir glauben, einzig denkbare Richtung gewonnen, nach welcher eine Erklärung jener alten Fahnenzeichen aus Federn und Flügeln zu suchen wäre, für deren Namen und Form jedes Verständniss verloren schien.

Die Hauptfahnen wurden nur bewährten Helden edlen Geschlechtes anvertraut, welche dieselben an der Spitze der Schaaren in die Feinde trugen und im Gedränge des Gefechts ihre Stellung in der vordersten Schlachtreihe behaupteten. So der gefeierte Held Visand, der Bannerträger (*bandularios*) der Gothen, welcher vor Rom in dem heissen Gefechte gegen Belisar und dessen Leibwache unter den vordersten seiner Heergenossen den feindlichen Führer bekämpfte und erst nach dreizehn erhaltenen Wunden niedersank\*).

Bei Angelsachsen und Franken wurde noch bis in die spätere Zeit die Hauptfahne, das königliche Banner, nach alter Sitte von Fusskämpfern getragen. So noch bei den Sachsen in der Schlacht bei Hastings, wo das Hauptbanner, *vexillum*, von den besten Kriegern und dem Könige selbst, mit seinen Brüdern geschützt wurde, wie auch bei den Franken bei dem Siege König Odo's über die Nordmannen, unweit Montpensier (892), welchen Richer in seinen Geschichtsbüchern schildert\*\*).

---

\*) *Procop. bell. goth.* V, 18. Nach drei Tagen erst auf dem Schlachtfelde aufgefunden und durch Wasser wieder zum Leben erweckt, erfreute er sich bis ins hohe Alter seines Ruhms. — \*\*) *Richeri hist.* I, 9.

Das anfangs siegreiche Vorgehen der Franken wird aufgehalten und erschüttert durch den Angriff eines starken Hinterhalts. Die Gefahr wird gross, da alle Edeln theils gefallen, theils verwundet sind, und keiner im Stande ist, das Banner zu halten. Der König übergibt dasselbe an Ingo, einen Mittelfreien, der sich erbietet, dasselbe in die Feinde zu tragen. Er ergreift die Fahne, lässt die Schaar sich zusammenziehen und wirft sich an der Spitze eines Keils von Kriegeren in den Feind, der nach dreimaligem Angriff vernichtet wird.

Erst im Mittelalter wurden die Heerfahnen ausschliesslich nur von berittenen Edeln geführt, und die Fahnen des Fussvolkes unterschieden sich in Gestalt und Grösse von jenen der Reiterei.

### Die Ausrüstung des Reiters und des Pferdes.

Zur Zeit der merovingischen Könige ist noch kein anderer Unterschied in der Ausrüstung des Fusskämpfers und Reiters zu finden, als in dem besonderen Geräthe, welches der letztere zur Lenkung des Pferdes bedurfte, dem Sporn, dem Zügel und dem Sattelzeug.

Die Sporen, welche aus den Gräbern dieser Zeit vorliegen, haben allenthalben in Deutschland, der Schweiz und Frankreich dieselbe vollkommen übereinstimmende Gestaltung. Alle führen einen einfachen, wenig aus dem Bügel vortretenden Stachel. Sie sind mit Ausnahme weniger, ihrer Zeitstellung nach zweifelhafter Sporen aus Bronze, sämmtlich aus Eisen und deshalb auch ziemlich selten vollständig erhalten. Die Art ihrer Befestigung an dem Fusse war dieselbe, wie an dem römischen Sporn, ihrem Vorbilde (Fig. 219). Sie wurde durch schmale Riemen vermittelt, welche durch eine Oese oder einen Ring an beiden Enden des Bügels angeheftet, unter und über den Fuss gezogen und durch ein kleines Schnällchen zusammengehalten wurden. Nur wenige Stücke unter den bis jetzt gefundenen sind mit besonderer Aufmerksamkeit gearbeitet, oder durch Tauschirarbeit, gleich anderem Eisengeräth, verziert, wie zwei mit Messing eingelegte Sporen aus den Gräbern von Mommernheim (Rhein Hessen) Mus. v. Mainz (Fig. 221). Einzig bis jetzt in seiner Art ist, soviel bekannt, der silberne Sporn aus den Gräbern bei Wurmlingen des Stuttgarter Museums (Fig. 220),

Fig. 219.

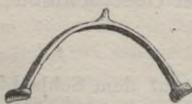
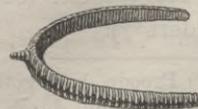


Fig. 220.



Fig. 221.



bei welchem die Riemen in die gespaltenen Spitzen des Bügels (wie bei andern Lederbeschlägen, den sogenannten Riemenzungen) eingesetzt und durch silberne, mit Goldfiligran umrandete Niethen befestigt waren.

Sein breiter flacher Bügel unterscheidet ihn von der Mehrzahl der bis jetzt gefundenen fränkischen und burgundischen Sporen von Eisen, deren Bügel weit schmaler und zum Theil nach aussen gewölbt ist. Ueberhaupt deutet seine ganze Ausstattung auf eine etwas spätere Zeitstellung, eine Annahme, für welche auch die längere Erhaltung heidnischer Bestattungsweise bei den Alamannen spricht. Dies gilt auch für den schönen Sporn, Fig. 222, des Carlsruher Museums, wel-

Fig. 222.



cher auf der Fläche seines Bügels mit Silber und auf dem Rande desselben mit Erz tauschirt ist.

Die Sporen gehören im Allgemeinen zu den selteneren Grabfunden. In Deutschland sind sie jedoch immer noch zahlreicher nachzuweisen, als in Frankreich und Belgien, obgleich dort, wie man behaupten will, die Reiterei der Franken sich am frühzeitigsten ausgebildet haben soll. Im Rheingebiet sind es ausser den Gräbern von Selzen und Mommernheim jene von Osthofen, Oberolm, Schierstein und Rüdesheim, auf alamannischem Gebiet jene von Ebringen, Schleithelm und Zürich, in Bayern jene von Fridolfing und Nordendorf, welche Sporen zu Tage brachten. In Frankreich ist nur jener von Euvermeu von Abbé Cochet genannt. Der Sporn von Yébbéron in der Normandie muss, weil er mit Hufeisen gefunden ist, in eine spätere Zeit gestellt werden, wie auch der ganz moderne Radsporn mit gebogenem Halse, welcher unter den Grabfunden von Caranda pl. XXV abgebildet ist. Auch der Sporn, welchen Namur pl. III, Fig. 15 veröffentlicht, mit seinen gekrümmten Bügeln, zeigt eine dem Mittelalter angehörige Form. Aus altburgundischem Lande ist nur der Sporn von Bel-Air bekannt; in dem grossen Gräberfelde bei Charnay hat Baudot nicht einen einzigen gefunden.

Die verhältnissmässig kleine Anzahl der bis jetzt nachweisbaren Sporen lässt sich aus ihrer vorwiegend sehr geringen Grösse und Stärke und der hierdurch begünstigten leichten Zerstörbarkeit des Eisens er-

klären. Im Allgemeinen aber mag sie, wenn auch nicht in unmittelbarem Zusammenhang, mit der Seltenheit mitbestatteter Pferde, doch wohl insofern in gewisser Beziehung stehen, als der Reiterdienst im Kriege noch nicht so allgemein wie später war.

Im Waltharius\*) werden zwar die Sporen erwähnt, aber wahrscheinlich nur nach einem Vorbild aus der Psychomachie des Prudentius\*\*). Weit mehr zu beachten bleibt es, dass Gregor von Tours dieselben nicht ausdrücklich nennt, sondern den Gebrauch derselben immer nur umschreibt, entweder ganz im Allgemeinen durch Anfeuerung des Pferdes oder mit dem Ausdruck: durch Stösse mit den Fersen\*\*\*).

Auch die Stelle, in welcher Paul. Diac. der Sporen erwähnt, ist nicht vollkommen sicher, da sie in den Handschriften verschieden lautet. Das Pferd Albins stürzt in dem Thore von Ticinum und kann sich, obgleich mit den Sporen angetrieben, nicht wieder erheben, bis der König die Stadt begnadigt. Dagegen sagt die ambrosianische Handschrift, dass das Pferd selbst nicht mit Schlägen der Speerschäfte zum Aufstehen zu bringen war, eine Version, die, wenigstens ihres alterthümlicheren Charakters wegen, manches für sich hat †).

Wenn nach dem Fundberichte über den Sarkophag des Herzogs Gisulf in Cividale anzunehmen ist, dass die Langobarden in der Zeit nach ihrer Besitznahme Italiens zwei Sporen trugen, so ist doch durch die verlässlichsten Untersuchungen festgestellt, dass der Sporn sich bei Franken und Alamannen nur einzeln findet und also nur an einem Fuss getragen wurde. Die Grabfunde zeugen übereinstimmend für den linken, und es deutet auch auf einen gleichen Gebrauch im höheren Alterthum, dass eine Amazonenstatue des Vatican ††) ihren einzelnen Sporn am linken Fuss trägt. Wahrscheinlich bestimmte dazu die Absicht, beim Anlegen desselben das Pferd in Galopp nach Rechts zu versetzen, welcher die bewaffnete Hand zuerst an den Gegner bringt.

\*) *Cornipedem rapidum saevis calcaribus urget.* v. 514.

\*\*) *Rapidum calcaribus urget cornipedem.* v. 253.

\*\*\*) Gregor Tour. III, 15. Motis equis. IV, 13, accenso equo, ambobus urgens calcaneis cornipedem. V, 2, calcaneorum ictibus urgens equum.

†) Paul. Diac. *Equus (Alboini) in portae medio concidens, quamvis calcaribus incitatus (quamvis hinc inde hastarum verberibus caesus, C. Ambr.), non poterat elevari.* Muratori.

††) Rich, *Dict. of antiqu. ad vocem calcar.*

Im Mittelalter, scheint es, trug man den einzelnen Sporn am rechten Fuss, denn Nithard sagt, dass es der rechte ist, an welchem der Sporn erklingt\*).

### Zaum- und Sattelzeug.

Von dem wichtigsten Theile des Pferdezeugs, dem Zaumwerk, ist die Trense in einfachster Form sowohl als bereits von mehr ausgebildeter Art aus allen grösseren Friedhöfen dieser Zeit nachzuweisen, wenn auch überall nur in Einzelstücken oder doch sehr geringer Anzahl\*\*).

Von den nebenabgebildeten stammt Fig. 223 aus den Gräbern von Selzen, und Fig. 224 aus jenen von Heidesheim (Rheinhessen). Die

Fig. 223.

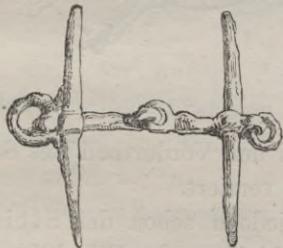
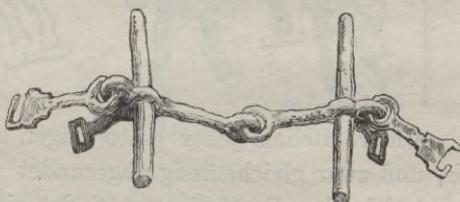


Fig. 224.



beiden eisernen, mit schönen Silbereinlagen verzierten Scheiben aus einem der Todtenbäume von Oberflacht, welche in dem Berichte über die Untersuchung derselben als Bestandtheile einer Trense bezeichnet werden, können jedoch nur Schmuckplatten von Riemenzeug gewesen sein, welches bei den Resten eines Sattels lag. Obschon eine Beurtheilung dieses jetzt bis zu völliger Unkenntlichkeit vertrockneten Holzwerks nicht mehr möglich ist, so bleibt es doch sicher, dass schon zu merovingischer Zeit der Gebrauch des Sattels, welchen die alten germanischen Reiter verschmähnten\*\*\*), bereits allgemein war.

\*) Die hant die muoz er mir hie lân dâ der sprenkelohte vogel oben ûfe stât, und dar zuo den zeswen vuoz dar an der Sporn erklinget. Grimm, Gesch. d. d. Sprache, S. 44.

\*\*\*) Die einzige und deshalb sehr bemerkenswerthe Ausnahme sowohl in Bezug auf die Zahl der Pferdeskelette selbst, als auch ihre Ausrüstung bildet das Gräberfeld von Beckum.

\*\*\*) Caesar bell. gall. IV, 2.

Die Sättel (sedilia), welche Nazarius (Panegy. Constant.) bei den Franken erwähnt, mochten wohl zumeist nur in einfachen oder gesteppten Decken bestanden haben, vielleicht auch schon dem römischen Sattel mit Sattelbogen nachgebildet gewesen sein. Die erste einfachere Art zeigen die Elfenbeinsculpturen der Kiste von Kranenburg (Fig. 225). Der Sattelpolster war von runder Form und mit einem Zierbande umsäumt, oder mit einem Felle belegt, wie bei dem Bilde eines Reiters aus einem angelsächsischen Manuscripte (Fig. 226)\*\*.

Fig. 225.



Fig. 226.



Andere Reliefs jener Kiste zeigen auch den Vordertheil des Sattels, und zwar gleichmässig abgerundet und verziert.

Auf beiden Darstellungen findet sich jedoch schon der Steigbügel, bei der ersteren in Folge der Abschleifung des Elfenbeins in seiner Gestaltung unkenntlich, jedenfalls eher klein und rund, bei dem sächsischen Reiter jedoch in der Form eines gleichschenkligen Dreiecks mit schmaler Basis, wie er aus Fundstücken des neunten und zehnten Jahrhunderts oft in reicher Verzierung vorliegt; während in den Grabfunden merovingischer Zeit nirgendwo bis jetzt Ueberreste von Steigbügeln gefunden sind. Der Gebrauch des Stegreifs, strepa, stapia, welcher Griechen und Römern unbekannt war, scheint den germanischen Völkern erst um das achte Jahrhundert durch die Byzantiner zugekommen zu sein. Das Besteigen des Pferdes durch freien Aufschwung des Körpers galt noch lange als ein Erforderniss und Zeugniss jener Ringfertigkeit und Kraft, mit welcher man in früherer Zeit die Ueberlegenheit der Gegner an Bewaffnung und Kriegskunst zu bewältigen wusste. In den Gedichten des Mittelalters noch erscheint es in Folge der Ueberlieferung dieses alten Brauchs als ein

\*) Thom. Wright, A History of English Culture. Nr. 35, p. 85.

Zug vollendeter Gewandtheit der Helden, dass sie in voller Rüstung ohne Stegreif sich auf ihr Kampffross schwingen \*).

Die ausgebildetere Art des Sattels, die sella (Waltharius) der Heersessel (Beowulf) bot an dem Sattelbogen auf seiner Vorder- und Rückseite Raum zu kostbarem Schmuck, und bei den Fürsten und Edeln war der Sattel, wie das ganze Reitzeug, mit äusserstem Aufwande reich und prachtvoll verziert.

Im Waltharius befiehlt Gunthari, seinem Pferde den kunstvoll geschnitzten Sattel aufzulegen\*\*), und der Schmuck von Childerich's Pferd an Schnallen und Beschlägen des Riemenwerks, bestand, wie bei der Kleidung des Königs selbst, aus dem reinsten Golde, mit Edelsteinen oder purpurfarbenem Glase belegt, theilweise phantastisch in die Form von Thierköpfen gebracht, wie das goldene Stierhaupt auf der Stirn des Pferdes (Fig. 227).

Fig. 227.



Bei dem Aufzug des fürstlichen Jünglings Sigismer, welchen Sidonius schildert, werden vor demselben her sein eigenes, mit Schmuckplatten geziertes Pferd, und andere mit strahlenden Edelsteinen bedeckte Rosse geführt \*\*\*).

Goldenes Zaumwerk wird auch unter der Menge kostbaren Schmuckgeräthes erwähnt, welches Narses vor der Schlacht am Vesuv als Belohnung tapferer Thaten, „um die Herzen für den Kampf zu entzünden“, an Speerstangen befestigt seinem Heere zeigen liess, dessen Kern aus deutschen Hülfsruppen bestand †).

Bei Beowulf wird ebenfalls des Pferdeschmucks gedacht:

Dann hiess der Eorle Schutz acht der Rosse  
Bänder an den Backen, in den Bau ziehen in die Etterzäune, v. 1094.  
— — — Drei Hengste zugleich,  
Schlank und Sattelhell seit ihnen ward  
Bei der Baugvertheilung die Brust geschmücket, v. 2190.

\*) Wolfdieterich:

An Stegereif der freige  
Do in den Sattel sprank,  
und der Striker von Karl dem Grossen:  
Der Kaiser uf ein ors sprank  
Vil rinkliche ane Stegereif.

\*\*) Ducere equum jubet et sella componere sculpta. Es ist hier wohl an Elfenbeinarbeit oder getriebene Metallverzierungen zu denken.

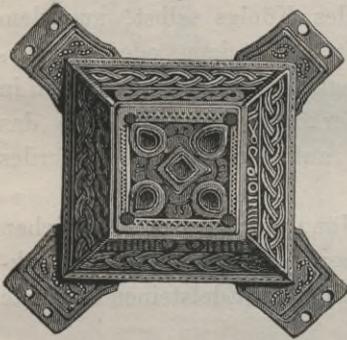
\*\*\*) Illum equus quidem phaleris comptus, imo equi radiantibus gemmis onusti antecedeabant. Sid. Ap. epist. XX.

†) Procopios IV, 31, bell. goth.

Walthari hängt selbst seinem Kampffrosse die Zierscheiben um\*) und Gunthari's Hengst ist in gleicher Weise geschmückt\*\*). Das Sattelzeug königlicher Pferde war so kostbar, dass es zur Belohnung der wichtigsten Dienste verwendet wurde. Für die Gefangennahme des austrasischen Theudebert überlässt Theuderich seinem Kämmerer Berthari das Streitross des überwundenen Fürsten mit seinem vollständigen Sattelzeug\*\*\*).

Eine Vorstellung von solchen Schmuckbeschlägen des Riemenwerks, namentlich des Kopfgestells, aber auch des übrigen Sattelzeugs gewähren die nebenabgebildeten Zierplatten, von welchen die in

Fig. 228.



80 mm diagon. Länge.

Fig. 230.



80 mm diagon. Länge.

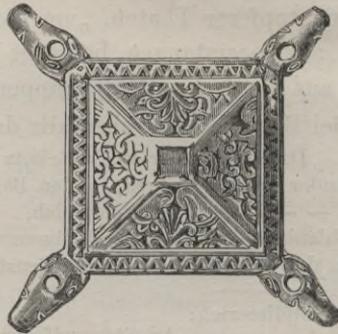
Fig. 228 und Fig. 229 dargestellten in einem Grabe bei Heidesheim unweit Ingelheim, bei einem Pferdeskelette, die beiden anderen, Fig. 230 und Fig. 231, in alamannischen

Fig. 229.



Länge 85 mm.

Fig. 231.



100 mm diagon. Länge.

\*) Ipseque de stabulis victorem duxit equorum, Hunc ob virtutem vocitaverat ille leonem. Stat sonipes, ac fraena ferox spumantia mandit Hunc postquam faleris solito circumdedit . . . Loraque virgineae mandat fluitantia dextrae. v. 326 et seq. Walthari.

\*\*\*) v. 1063. falerati terga cavalli scandit.

\*\*\*) Theudebertus exspoliatus, equusque ejus cum stratura regia, hoc totumque Berthario a Theuderico conceditur. Fredeg. c. 38. ad ann. 612.

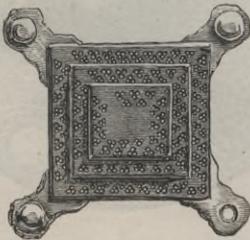
Gräbern gefunden wurden. Diese Schmuckplatten, von welchen immer zwei gleiche Stücke in dem betreffenden Grabe vorkommen, sind von sorgfältiger, oft selbst von kunstvoller Arbeit. Jene von Heidesheim, Fig. 228, bestehen aus vergoldetem Erz.

Die obere Fläche wird von einer aufgehefteten viereckigen Silberplatte gebildet, in deren Mittelpunkt ein blaues und nach den Ecken hin vier rothe Glasstücke eingesetzt sind. Der Rand dieses Plättchens ist mit einem niellirten Zickzackbände umgeben. Unmittelbar unter demselben findet sich auf den vier Seiten ein Streifen, welcher mit Bandgeflecht, theils mit Kreisen und unregelmässigem Strichwerk durch Metalleinlagen verziert ist. Die Farbe dieses Streifens ist die des Zinns, die Einlagen sind abwechselnd aus Silber und Kupfer. Alles Uebrige ist vergoldet, und so auch die dazugehörigen, den vier vorspringenden Ecken sich anschliessenden Riemenbeschläge (Fig. 229), die mit einem Flechtwerk aus Schlangen verziert sind.

Ebenso reich sind die beiden Beschläge der alamannischen Gräber ausgestattet. Fig. 230, in dem Museum von Karlsruhe aufbewahrt, ist von Silber, und vollständig vergoldet bis auf die Einrahmung des inneren Feldes, welches mit einem niellirten Mäander verziert ist. In der Mitte der Platte ist ein Kreuz aus Almandinen gebildet, und auch die vier Ecken dieses Feldes sind mit gleichen Halbedelsteinen besetzt. Bei Fig. 231, aus den Gräbern von Altenstadt unweit Geisslingen, besteht die untere Platte mit den vorspringenden Thierköpfen aus vergoldetem Erz, der flach-pyramidale Aufsatz ist von Silber, mit niellirten Ornamenten.

Einfacher, aber nichtsdestoweniger zierlich sind die Riemenbeschläge von versilbertem Erz aus einem Grabe von Beckum (Fig. 232 und Fig. 233), an welchen die Ornamente nur mit zwei Arten von Stempeln eingeschlagen sind. Sie

Fig. 232.



60 mm diagon. Länge.

lagen nach Aussage des Fundberichts\*) alle auf einer Stelle des Pferdegerippes, in der Gegend, wo sich unmittelbar vor dem Sattel heutzutage die Pistolenhalter finden würden, und zwar in einer schwarzen Masse vermoderten Leders, wahrscheinlich des gesammten hier aufgehäuften Sattelzeugs. Besonders bemerkenswerth, weil sonst in Gräbern jener Zeit noch nicht beachtet, erscheinen 16 flache kreisförmige Knöpfe, welche nur als Zierde römischen Lederzeugs vorkommen.

Fig. 233.



Länge 120 mm.

Dem gleichen Zwecke einer Verzierung von Riemenkreuzungen entsprechen auch runde Zierplatten, welche zumeist bei Sattelzeug

\*) Zeitschr. für die Alterthumskunde Westfalens 1861, S. 347. Grab Nr. 17.

gefunden werden, wie die in Fig. 234 abgebildete eiserne, mit Silber tauschirte Scheibe aus den Gräbern von Göppingen, welche von eben so verzierten langen und schmalen Beschlagstücken in der Form von Fig. 233 begleitet war. Zu dieser Art von Schmuck des Sattelgeräthes müssen auch die oben erwähnten, mit Tauschirung reich verzierten Eisenscheiben (Fig. 235 und Fig. 236) aus einem Grabe bei Oberflacht gezählt werden, da sie, wie bemerkt, bei Sattelresten und verschiedenen Riemenbeschlägen gefunden wurden, und die vier Oeffnungen an ihrem Rande

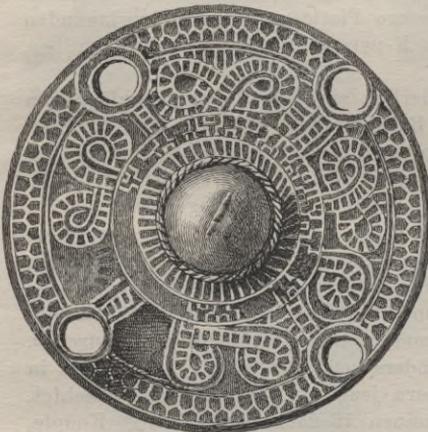


65 mm Durchmesser.

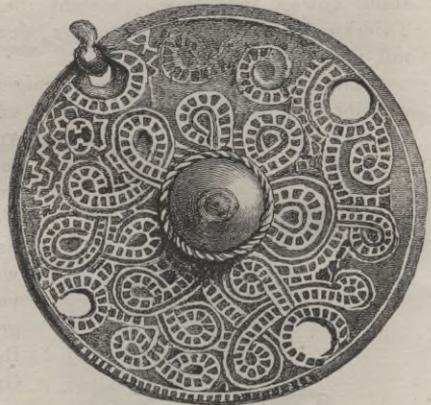
zu demselben Zweck der Befestigung dienen konnten, wie die vorspringenden Spitzen der viereckigen Beschläge (Fig. 228 bis Fig. 232).

Fig. 235.

Fig. 236.



85 mm Durchmesser.



80 mm Durchmesser.

In den Grabstätten findet sich das Sattelgeräth theils bei dem mitbegrabenen Pferde, theils ohne dasselbe. Ersteres lässt auf eine ältere Periode schliessen, und letzteres, im Zusammenhang mit dem ganzen Charakter der bezüglichen Grabfunde, auf eine spätere Zeit\*). Im Ganzen sind beerdigte Pferde immer eine Seltenheit, und nur bei Grabstätten, welche sich auch sonst durch reiche Beigaben von Waffen oder Schmuck auszeichnen, bis jetzt entdeckt worden.

\*) Wie in den Todtenbäumen von Oberflacht.

Vereinzelte Pferdeschädel, von denen ältere und neuere unzuverlässige Nachrichten sprechen, sind bei den Tausenden der jetzt aufmerksam untersuchten Gräber nicht gefunden\*). Das Vorkommen eines solchen in Childerich's I. Grabstätte zählt zu den vielen bedenkerregenden Angaben des Berichts, für welche die so grosse Ueber-eilung der Untersuchung keinerlei Bürgschaft bietet. Wenn die anwesenden Aufseher nicht einmal das Wegschaffen des zahlreichen Goldschmucks mit der ausgeworfenen Erde zu verhüten wussten, so darf gewiss um so geringere Aufmerksamkeit für die Knochen eines Pferdes vorausgesetzt werden, auf deren Vollständigkeit man doch schon durch das vermeintlich aufgefundene Hufeisen hingewiesen war, wenn dasselbe wirklich aus einer tieferen Stelle des Bodens, und nicht aus der oberen Erdschichte zu Tage kam. Das Grab des fränkischen Håuptlings von Douvrend kann für die Auffindung dieses einzelnen Pferdeschädels keine Bestätigung bieten, weil dasselbe ebenfalls ohne alle Aufsicht durch gewöhnliche Arbeiter geöffnet wurde, welche von Thierknochen häufig nur den Kopf als das Wichtigste bei Seite zu legen gewohnt sind. In allen sorgfåltig untersuchten Gråbern Englands, Belgiens und Deutschlands finden sich nur vollständige Pferdegerippe. Das Mitbegraben eines Reitknechtes (*equiso, agaso*), wie es der zweite in Childerich's Grab gefundene Schädel beweisen soll, stünde, wenn irgend verbürgt, ebenso vereinzelte und ohne jede Bestätigung. Mehr als die Anhåufung gelehrter Citate über die Mitbestattung von Slaven und Reitknechten in den alten Königsgråbern Asiens und Europas, håtte die Untersuchung jenes Schädels selbst dem Arzte Chiflet nahe liegen sollen. Aus der einzigen Bemerkung, welche er über denselben giebt, können wir nur mit Sicherheit entnehmen, dass er weit kleiner, als der Schädel des Königs war, und dass er unmittelbar neben demselben

Fig. 237.



17 mm Länge.

gefunden wurde\*\*). Das erstere beweist nicht das Geringste für die Annahme eines jugendlichen Månnerschädels, und der zweite Umstand spricht ganz entschieden gegen die Annahme eines Dieners. Dagegen deutet die Masse von Goldstoff an den Kleidern, die Verschiedenheit der

\*) Abbé Cochet hat leider aus mangelhafter Kenntniss der deutschen Sprache den in den Gråbern von Selzen aufgefundenen Rinderschädel als einen Pferdeschädel angeführt. *La Normandie Souterraine* p. 375.

\*\*\*) Chifleti. *Anastasis Child. I, p. 230.* Childericianum equisonem admodum adolescentem fuisse oportet e calvaria conjici potest, quae regio cranio multo minor adjacebat.

beiden Arten von goldenen, mit rothen Edelsteinen besetzten Bienen (Fig. 237 a. v. S.)\*), welche ursprünglich auf diesen Goldstoff geheftet waren, ferner die selbst für königlichen Schmuck allzubedeutende Menge und Verschiedenheit der goldenen Schnallen und Agraffen, auf einen zweiten hier niedergelegten Körper, und zwar den einer Frau, nach der gleichen Fülle der Ausstattung unzweifelhaft der Gemahlin des Königs selbst, eine Annahme, die ganz entschieden durch den zweiten Fingerring\*\*), Fig. 239, und den Armring, Fig. 238, unterstützt wird, deren Form nur in Frauengräbern gefunden wird\*\*\*).

Zu diesem naheliegenden, in allen Einzelheiten nachweisbaren Schluss, welcher die phantastische Annahme eines mitbegrabenen Reitknechts ein für alle Mal beseitigt, hat selbst Abbé Cochet in seiner ausführlichen Untersuchung des Grabschatzes nicht gelangen können. Dagegen hat er eine andere, das Pferd des Königs betreffende Angabe mit vollem Rechte beanstandet. Das Stückchen verrosteten Eisens (Fig. 240), welches man für einen Bestandtheil des Grabfundes selbst,

Fig. 238.

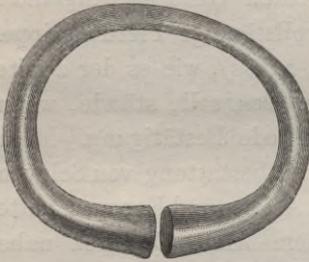


Fig. 239.



Fig. 240.



und für ein Hufeisen des Pferdes hält, würde, wenn dies nachweisbar wäre, eine ebenso isolirte Erscheinung bleiben, als es ein einzelner Pferdeschädel oder ein mitbegrabener Diener sein würde.

Pferdehufeisen sind bis jetzt noch in keinem einzigen Grabe der merovingischen Zeit nachgewiesen. Auch bei den 17 Pferdeskeleten der Beckumer Gräber, deren Untersuchung auch nicht das kleinste

\*) Apes multae de longè pluribus (quantum judicari potuit) superstites saltem supra trecentas dum reliquas inter exportata rudera non fuit datum perscrutare. Chiflet, p. 38.

\*\*) Den Apeiros oder Solidus des Chiflet, den er selbst für einen Ehering zu halten nicht abgeneigt ist. p. 116.

\*\*\*) Chiflet, p. 237, hält ihn für die Schnalle des Sattelgurtes, von welcher die Zunge verloren!

Riemenbeschlüge des Sattelzeugs entging, ist keine Spur des Hufbeschlags entdeckt worden. Ebensowenig in dem grossen Todtenfelde von Nordendorf und allen rheinischen Friedhöfen, welche der Zeit nach doch oft mehr als 200 Jahre von dem Grabe Childerich's I. herabgehen. Die zwei sehr verschieden gestalteten Pferdeeisen, welche bezeichnend genug, ebenfalls als Einzelfunde bei den Gräbern von Fridolfing erwähnt werden, können für das Eisenfragment in Childerich's Grab schon deswegen nichts Erklärendes bieten, da das zweite offenbar aus viel späterer Zeit stammt, und das erste unverkennbar eines der ziemlich häufig gefundenen Maulthiereisen ist\*). Beide müssen deshalb nur durch Zufall früher oder später an dem Orte jener Gräber in die Erde gerathen sein, wie so manche andere Hufeisen der neueren Zeit, die oft als Bestandtheile selbst von Grabhügelfunden in Sammlungen aufbewahrt sind.

Das formlose Eisenstück aus Childerich's Grab ist aber nicht einmal mit Sicherheit als Hufeisenfragment nachgewiesen, wie es mit Beziehung auf sonstige unglückliche Erklärungen Chiflet's, schon Abbé Cochet mit vollem Recht bemerkt. Wenn der Letztere in diesem Eisenstück einen Theil des Sargbeschlages zu erkennen glaubt\*), so könnte man dasselbe hinsichtlich der Abrundung des äussern Randes und der Nagellöcher, eher noch für ein Bruchstück der Schildbuckel erklären\*\*\*), besonders weil diese unerlässliche Waffe unter der sonst vollständigen Ausrüstung des Königs fehlt.

So viel ist sicher, dass der Hufbeschlág der Pferde ebensowenig bei den deutschen Stämmen zu merovingischer Zeit nachzuweisen ist, als früher bei den Römern, und dass die Stelle im Waltharius, in welcher Hiltgund auf den Schall der eisenbeschlagenen Hufe der verfolgenden Pferde horcht †), nur als ein Zeugniß der weit späteren Abfassung dieser Dichtung in dem 10. Jahrhundert gelten kann.

Den Ueberresten der Pferde selbst ist noch nirgends eine genaue Untersuchung zugewendet.

Das enge Gestell der Trensen von Selzen und anderer rheinischer Grabfunde deutet auf keine grosse Pferderasse, und es ist dabei an

\*) Wie auch das von Alberti, I, Taf. 2, Fig. 21 abgebildete kleine Hufeisen von den Reihengräbern bei Böhlingen.

\*\*) Tombeau de Childeric. p. 151.

\*\*\*) Zu vergleichen: Fig. 240 mit den Figuren 173 bis 185. Das Stück würde dann einen Theil des flachen Randes gebildet haben, mit welchem die Buckel auf den Schild befestigt war.

†) *Seu saltem ferrata sonum dare ungula equorum.* Walth. 1203.

die alte einheimische Zucht zu denken, welche Caesar als hässlich und klein, aber durch tägliche Uebung einer grossen Ausdauer und Brauchbarkeit fähig bezeichnet.

In dem fünften Jahrhundert erscheint die heimische Rasse bereits sehr veredelt. Die burgundischen Pferde werden schon von Vogetius (de re veterinaria VI, 6) wegen ihrer Abhärtung, und die friesischen wegen unübertroffener Schnelligkeit wie Ausdauer in rascher Gangart gerühmt. Auch die Quaden, welche ihre Hengste wallachten\*), und die Gothen hatten Pferde von sehr gutem Schlag\*\*). Besonders aber galt die thüringische Zucht als vortrefflich\*\*\*). Theoderich der Grosse, welcher von Hermanfried, König der Thüringer, eine Sendung edler Pferde erhält, erwähnt ihre Vorzüge in einem seiner Briefe mit grosser Anerkennung. Er lobt ihre schöne Farbe und edle Gestalt, ihren feinen, hirschähnlichen Kopf, ihre Schnelligkeit bei ihrer Grösse und kraftvollem Bau, ihren leichten Schritt und ihre Ausdauer.

Auch bei den Langobarden war, vielleicht durch ihre längere Berührung mit den Avarn, die Pferdezucht sehr emporgekommen. Marschall Gisulf, welchem von Albuin mit dem Herzogthum Forojuli, die Vertheidigung der Nordgrenze Italiens übertragen wird, erhält unter anderem, was er sich ausbedingt, eine Zucht edler Stuten von dem Könige.

Ueberhaupt galt, wie es übereinstimmend die Gesetze der Franken und Alamannen, Baiern, Burgunden und Westgothen darlegen, das Pferd als ein höchst werthvolles Besitzthum, zu dessen Schutze die zahlreichsten Verordnungen erlassen sind. Die Tödtung und Entwendung eines fremden Pferdes, dessen Misshandlung durch Uebermuth oder Bosheit, die Ablösung seiner Fusschlinge auf der Weide, das Abstutzen der Mähne und des Schweifes, das Anhängen von Gegenständen, welche ihnen Scheu und Schrecken erregten, und das Abhäuten der gefallenen, ist mit theilweise sehr schweren Strafen bedacht. Ob die Todesstrafe der Steinigung, welche Herzog Widuchind über einen Pferdedieb verhängte, im damaligen Rechtsbrauch der Sachsen begründet war, steht dahin. So grosse Werthschätzung das Pferd auch zu der Zeit der älteren Frankenkönige gewonnen hatte, so war man doch damals in Deutschland weit entfernt, es in dem Maasse wie in späterer Zeit im Kriege zu gebrauchen. Wie

\*) Amm. Marcell. XVII, 12. quorum plurimi ex usu castrati.

\*\*\*) Pollio. Claud. 9.

\*\*\*) Jordanes 3. Thuringi equis utantur eximiis.

zu Caesars und Tacitus Zeiten, lag noch die Hauptkraft des Heeres im Fussvolk, welches überhaupt die dauernden Kriegserfolge der Deutschen bedingte. Wenn auch in älterer Zeit ganze Stämme, wie die Sueven, Usipeter und Tenchthern, als besonders treffliche Reiter genannt werden, so erschien schon damals bemerkenswerth, dass dieselben ebenso gut zu Fusse fochten, selbst bei Reiterkämpfen vom Pferde sprangen und durch diese ungewohnte Fechtweise die Gegner bewältigten. Diese vielseitige Gewandtheit und Tüchtigkeit ist ein unterscheidendes Merkmal germanischer Stämme, deren Krieger, mit Ausnahme etwa der Zeit, in welcher unbehülflich schwere Plattenpanzer im Gebrauch waren, niemals so ausschliessliche Reiter wurden, wie sie nur auf dem Rücken trefflicher Pferde furchtbar und bei dem Verluste derselben dem Feinde hilflos überliefert sind. Ohne zu Pferde gleichsam aufzuwachsen, wurden sie nichtsdestoweniger desselben so vollkommen Meister, um selbst den eigentlichen Reitervölkern des Orients, den Hunnen, Arabern, Ungarn und Türken, mit weit geringerer Heeresmacht schwere Niederlagen zu bereiten.

Es erscheint jedoch bei den Deutschen älterer Zeit wie in dem frühen Mittelalter als ein bemerkenswerther Zug, dass sie bei zweifelhaftem Erfolg und in dem Moment einer wichtigen Entscheidung den Fusskampf vorziehen, nicht allein die berittenen Führer mit ihrem Gefolge, sondern manchmal selbst die gesammte Reiterei. So lassen die Gothen in der Schlacht am Flusse Dracon gegen Narses alle ihre Pferde zurückbringen und stellen sich vereint mit dem Fussvolke in die Schlachtreihe, was von dem römischen Heere, grösstentheils deutschen Soldtruppen, augenblicklich nachgeahmt wird. Der Gothenkönig fällt an der Spitze des Fussvolkes, selbst zu Fusse kämpfend, in der Schlacht bei Busta Gallorum.

Als in der Schlacht, welche Julian den Alamannen bei Strassburg liefert, die beiden Heere sich nähern, springen Chnodomar und alle Fürsten der Deutschen mit ihrem Gefolge von den Pferden, um gleich den Ihrigen zu Fusse zu kämpfen.

Bei Hastings, als die Sachsen die Aufstellung ihrer keilförmigen Schlachtordnung vollendet haben, steigt König Harald von dem Pferde und tritt mit seinen Brüdern zur Fahne.

Die älteste Andeutung dieser germanischen Sitte, dass die Fürsten und Führer an dem Kampfe des Heeres zu Fusse theilnehmen, gewährt der römische Feldherr Agricola (Tacit. Agr. 35 bis 36), welcher in der Absicht, blos mit den Hülfsstruppen die Schlacht gegen die Caledonier zu entscheiden, sein Pferd wegbringen lässt, sich vor die Fahne der Auxiliaren stellt (*dimisso equo, pedes*

ante vexilla constitit) und den Feind mit drei Cohorten Bataven und zwei Cohorten Tungern zurückwirft.

Wenn die Historiker, welche diese ungewöhnlichen Vorgänge verzeichnen, denselben theilweise andere Motive beilegen, so erklärt dagegen Wilhelm von Tyrus dieselbe aufs Bestimmteste aus dem Brauche der Deutschen. Nach seiner Erzählung von dem Sturme auf Damascus, als das Heer der Christen die Feinde, welche den Fluss vertheidigen, nicht zu bewältigen vermag, dringt Kaiser Conrad, unwillig über diese Zögerung, mitten durch den Schlachthaufen der Franzosen bis zu dem Kampfplatz an dem Flusse mit seinem Gefolge vor\*), wo dann er selbst und die Seinigen von den Pferden gestiegen und zu Fusse, wie es bei drängender Entscheidung der Deutschen Kriegsbrauch ist, den Schwertkampf mit dem Feinde versuchen, der ihrem Ansturm, so tapfer er sich früher vertheidigte, nicht widerstehen kann und von dem Flusse in die Stadt flüchtet.

Auch in den Nibelungen findet sich derselbe Zug \*\*). Als die Freunde des von Volker erstochenen Hunnen zu seiner Rache unter allgemeinem Aufhuhre herbeieilen, und der längst vorausgesehene Angriff erwartet wird, springen die burgundischen Helden von ihren Pferden und lassen dieselben wegbringen.

Nur durch wiederholte Vorgänge dieser Art, die sich aus jenem Brauche erklären, und aus einem völligen Missverstehen desselben, konnte sich im 11. bis 13. Jahrhundert im Auslande die Ansicht bilden, dass die Deutschen, weniger geschickt und geübt in der Führung des Pferdes und des Reiterspees, mehr im Fusskampfe mit dem Schwerte zu fürchten seien \*\*\*). Es ist hier nicht am Orte, auf diese für die merovingische Zeit bedeutungslose, thatsächlich unbegründete Behauptung einzugehen, wohl aber darauf hinzuweisen, dass, abgesehen von dem alten, durch die Römer bezeugten Ruhme der germanischen Reiterei, auch in den Kriegen des sechsten Jahrhunderts Heruler, Gepiden und Langobarden den am meisten geschätzten Bestand der byzantinischen Reiterheere bildeten, und dass ebenso Gothen wie Vandalen vorzugsweise zu Pferde fochten. Neigung und Anlage für den Reiterkampf, welche den Germanen nichts weniger als ursprünglich fremd war, erhielt nur bei den in das

\*) Gulielmus Tyrens. Arch. IV, 20. „Ubi tam ipse quam sui de equis descendentes et facti pedites, sicut mos est Theutonicis in summis necessitatibus bellica tractare negotia, objectis clypeis, gladiis cominus cum hostibus experiuntur“.

\*\*\*) „Die Künege und ir gesinde erbeizten für den sal;  
Die ros ze rücke stiezen die Bürgonden man.“

v. 1955.

\*\*\*)) Diese Ansicht findet ihren bestimmtesten Ausdruck in den Versen des Gulielmo Pugliese (1053) über die Deutschen und die Schwaben insbesondere; . . . haec gens animosa feroces fert animos, sed equos adeo non ducere cauta, ictibus illorum, quam lancea, plus valet ensis, nam nec equus docte manibus giratur eorum, nec validos ictus dat lancea, praeminet ensis. . . . et firmo stant pede postquam deponuntur equis, potius certando perire, quam dare terga volunt: magis hoc sunt Marte timendi, quam dum sunt equites: tanta est audacia gentis. Man sollte glauben, dass die letzten Verse auf ähnliche Ereignisse Bezug nahmen, wie den Tod des Grafen von Pütten, welcher bei dem Zuge gegen Mailand, plötzlich durch eine grosse Zahl von Feinden überrascht, sofort vom Pferde sprang, um den Kampf bis zum Tode gegen die Uebermacht mit freiestem Gebrauche seiner Kraft und Gewandtheit aufzunehmen, denn die Bevorzugung des Fusskampfes in so entscheidendem Augenblick, erklärt sich wohl auch aus der Besorgniss eines Sturzes mit dem Pferde, auf dessen Tödtung bei einem gefürchteten Gegner die Wälschen vor Allem bedacht waren.

Ausland übergetretenen Völkern eine raschere Entwicklung aus den Reitergefolgen der Könige und Edeln, welche auch bei den in der Heimath verharrenden Stämmen den berittenen Theil des Volksheeres bildeten.

Die Andeutungen der Gräberfunde merovingischer Zeit über einen allmählig zeitlich und örtlich zunehmenden Gebrauch des Pferdes zu Zwecken des Krieges, weisen jedoch eher noch auf den östlichen als westlichen Theil des fränkischen Reichs. Erst unter Karl dem Grossen, der ja dem ersteren entstammte, zeigte sich, wie in vielem Anderen, auch darin eine bedeutende Veränderung des Heerwesens, dass die Reiterei ungemein zahlreicher als früher und vollständiger bewaffnet ist als das Fussvolk. Der König legte ein grosses Gewicht auf ihre Ausbildung und sah bei seinen eigenen Söhnen darauf, dass sie, sobald ihr Alter irgend es erlaubte, „nach Sitte der Franken“ zu Pferde waren. Auf der Reise wie auf der Jagd begleiteten ihn seine Gemahlin, seine Söhne und Töchter alle zu Pferde.

Früher zu den Zeiten der Merovinger war bei den Familien der Edeln, vorab der Könige selbst, für nicht sehr grosse Wegstrecken der Wagen (*carpentum*, *carruca*), im Gebrauch, und zwar theilweise eine eigenthümliche Gestaltung des von den Romanen überkommenen hän-

Fig. 241.



Aus Thom. Wright. a history of Engl. Cult. p. 86, Fig. 56.

genden Wagens (*carruca nutans*) Fig. 241, wie auch die bedeckte Sänfte (*basterna*), welche mit Ochsen bespannt war. Aus einer solchen Sänfte wurde die Stieftochter des Königs Theodobert durch die scheu gewordenen Thiere von einer Brücke bei Verdun herabgeschleudert.

Die Wagen und Sänften fürstlicher Frauen waren mit reichen Decken und goldenem Zierwerk geschmückt.

Rigunthe, die Stieftochter Fredegundens, erfährt eine verderbliche Verzögerung ihrer Brautfahrt, indem sie, schon nahe der spanischen Grenze, von ihrem Gefolge veranlasst wird, das auf die nachfolgenden Packwagen verladene Schmuckgeräthe für ihre Pferde und Wagen\*) zu erwarten, um mit gebührendem Glanze ihren Einzug in das fremde Land zu halten. Auch für den Wagen, welchen noch die letzten

\*) *equorum atque carrucarum adparatus*. Gregor VII, 9.

merovingischen Könige nach alter, zu Einhard's Zeiten schon für bäurisch gehaltener Sitte, auf ihren Fahrten gebrauchten, ist deshalb ein reicher Schmuck von Decken, Gold und Schnitzwerk anzunehmen. Von einem solchen, mit „wunderbar schöner Holzarbeit“ verzierten Wagen, aus der Zeit, zu welcher Walthari im Kloster Novalesè Mönch geworden, erhielt sich die Sage noch bis in das elfte Jahrhundert. Dieser Prachtwagen, auf welchem nur eine Stange mit einer Glocke befestigt war, wurde zur Einforderung der Abgaben umgefahren, und kehrte an der Spitze der Lastwagen, welche dieselben in das Kloster brachten, zurück\*).

Es erinnert dieser Wagen an jene älteren, auf welchen die Götterbilder zu bestimmten Zeiten in dem Lande umgeführt wurden, wie noch zu Ende des vierten Jahrhunderts auf Befehl des heidnischen Königs Athanarich ein solcher Wagen vor die Wohnungen der zum Christenthum übergetretenen Gothen geführt wurde, um sie wieder zur Anbetung und Opferung vor dem Bilde des Gottes zu nöthigen. Selbst in den Carrocien des Mittelalters mit ihrer Scharlachbekleidung und ihrem mit Decken und Zierplatten (phaleris) geschmückten Ochsenspann bleibt der Zusammenhang mit überliefertem Brauch einer ferneren Vorzeit unverkennbar.

Scheinen zu merovingischer Zeit bei dem Gebrauche des Wagens noch althergebrachte Vorrechte und theilweise religiöse Vorstellungen wirksam, so äussern sich diese letzteren auch noch in den Unterscheidungen, wann und wo es die Sitte nicht gestattet, zu Pferde zu erscheinen. Bei feierlichen und festlichen Aufzügen galt es Gothen wie Franken für anständiger, zu Fusse einherzuschreiten. Sigismer, seine Braut besuchend, lässt seine kostbar geschmückten Pferde voranführen und geht selbst, von seinem Gefolge umringt, „da es so für schicklicher gilt“, zu Fusse\*\*).

Wenn Ruccolen, der Feldherr Chilperichs, zu Tours eine Procession, welche aus der Kirche des heiligen Martinus unter Chorgesängen auszieht, zu Pferde begleitet, und zwar unter Vortragung

---

\*) In eodem monasterio per consuetudinem eisdem temporibus dicitur habuisse plaustrum ligneum mirae pulchritudinis operatum, in quo nihil aliquando fertur portasse aliquid, praeter unam perticcam, quae saepissime configebatur in eo, in cujus summitate ferunt, qui viderunt vel audire videntibus potuerunt, habuisse tintinabulum appensum valde resonantem. 1060 Chronicon monasterii Novaliciensis. Muratori. Fragmenta II.

\*\*\*) Cum tamen hoc magis ibi decorum conspiciebatur, quod praecursoribus suis et pedisequis pedes et ipse medius incessit. Sid. Apoll. epist. XX.

seiner Feldzeichen, so wird dieses von Gregor als ein auffallender und frevelhafter Beweis seines Uebermuths erwähnt, und ebenso scheint er es als Ueberhebung und Unsitte zu betrachten, dass die Frau des Herzog Rauching, bedeckt mit Edelsteinen und schimmerndem Golde, in Soissons zur Kirche reitet.

Allein diese Auffassung war nicht ausschliesslich die christlich romanische, auch bei den deutschen Stämmen galt es zu heidnischer Zeit als Frevel, sich beritten dem heiligen Haine oder Tempel zu nahen. Wir ersehen dies aus Bedas Erzählung von der Bekehrung des englischen Königs Edvin.

Um die Ohnmacht der heidnischen Götter und die Strafflosigkeit einer Entweiheung ihres Heiligthums dem König recht augenscheinlich zu beweisen, besteigt der für das Christenthum gewonnene Oberpriester den Streithengst des Königs und schleudert einen Speer durch den Zaun in das Innere des heiligen Raumes.

In Beachtung dieser Andeutungen, nach welchen der Gebrauch des Pferdes entschieden mehr für Jagd und Krieg bestimmt, dagegen bei feierlichen und wichtigen Handlungen ausgeschlossen erscheint, ist es wohl anzunehmen, dass auch der alte Rechtsbrauch der Umfahrt durch das Land, welchen die Könige als Zeichen ihrer Besitzergreifung der Herrschaft zu vollziehen hatten, in der Zeit der Merovinger, wenn nicht etwa auf dem langsam sich fortbewegenden Ochsenwagen, eher noch zu Fusse ausgeführt wurde. Es ist dies mit mehr Berechtigung nach den Ausdrücken Gregors zu folgern, als die Annahme eines Umritts durch die Gauen. Die Bezeichnungen für solche Umfahrten Chlotar's, Gundovald's und Chramm's mit den Worten *ire*, *circumire* und sogar *ambulare* \*), lassen sich wohl kaum für diese Zeit ausschliesslich auf einen Umritt beziehen, und wir haben hier eher an jene alterthümlichere Art dieses Brauchs zu denken, welche von den merovingischen Königen noch wie so manches andere beachtet wurde, was im neunten Jahrhundert schon eine Aenderung erfuhr und sich, wie hier der „umbeganc“ das Umgehen, das Beschreiten der Eigenthumsgrenzen, nur in einzelnen Rechtsbräuchen des Volks, bis in späte Zeit erhielt.

---

\*) Gregor tur. IV, 16. Chramnus illud per quod prius ambulaverat, in regno patris sui in sua dominatione rededit. VII, 10. Ibat per civitates in circuitu positas. IV, 14. Igitur Chlotarius post mortem Theodovaldi cum regnum Franciae suscepisset, atque illud circumiret etc.

### Die Kleidung.

Wenn wir bisher nur die kriegerische Ausrüstung und Alles was mit derselben in weiterer Verbindung steht, in Betrachtung gezogen haben, als den bedeutendsten und zuerst ins Auge fallenden Bestandtheil der Gräberfunde, so wenden wir uns jetzt zu den nicht minder anziehenden Ueberresten und Beigaben, die uns über die verschiedenen Theile der Kleidung und ihre Ausschmückung eine Vorstellung zu geben vermögen. Im Gegensatze zu manchen irrigen Annahmen ergibt sich auch hier die Beobachtung, dass zu der Zeit der merovingischen Könige, ungeachtet der unverkennbaren Einwirkung römischen Brauchs, doch die altheimische Eigenthümlichkeit auch noch in der Volkstracht aller deutschen Stämme vorwaltet. Obgleich dieselbe im Einzelnen schon manche Verschiedenheiten und eine grössere Ausbildung kund giebt, im Vergleiche zu jener älteren germanischen, welche uns die frühesten römischen Nachrichten schildern, so erscheint doch im Ganzen der nationale Charakter derselben noch von keinem fremden Einflusse wesentlich berührt. Alles was in dieser Hinsicht aus Nachrichten des achten und neunten Jahrhunderts über die Romanisirung der Deutschen in den römischen Provinzen sesshaft gewordenen Völker beizubringen ist, muss für die auf heimischem Boden zurückgebliebenen nordischen Stämme, wie für die ribuarischen Franken, Alamannen und Baiern ohne Geltung bleiben. Hier behauptete unter allen Wandelungen der Zeit die alte Volkstracht eine so anhaltende Dauer, dass einzelne besonders bezeichnende Theile derselben, wie wir sehen werden, bis in die neueste Zeit erhalten blieben.

Ueberblicken wir die gleichzeitigen Beobachtungen über das Aeussere und die Kleidung der deutschen Völker, welche zum Theil sehr bezeichnende Eigenthümlichkeiten bieten, so erscheint vor Allem eine Schilderung germanischer Krieger aus der Mitte des fünften Jahrhunderts von Wichtigkeit, welche uns Sidonius Apollinaris in der Beschreibung eines prunkvollen Aufzugs des jungen Königs Sigismar, wenn auch in der gezierten und schwülstigen Ausdrucksweise seiner Zeit aufzeichnete.

Der fürstliche Jüngling schreitet in der Mitte seines Gefolges, gekleidet in feuriges Safrangelb, rothes Gold und milchweisse Seide; er selbst, eine ebenso glänzende Erscheinung nach seinem Haar, seiner Gesichts- und Leibesfarbe.

Der Fürsten, wie ihrer Geleitsgenossen Gestalt, ist auch im Frieden schreckbar. Der Fuss ist bis zum Knöchel mit einem Pelzschuhe umschlossen. Kniee, Schenkel und Waden bleiben unbedeckt. Dazu ein kurzes, enganliegendes, buntgestreiftes Kleid, welches kaum an die Kniekehle reicht und dessen Aermel nur die Oberarme bedecken. Darüber ein grüner Kriegsmantel mit Purpurstreifen umrandet. Das Schwert hängt von der Schulter herab, sein übergelegtes Wehrgehänge umschliesst den Leib, den eine mit Knöpfen besetzte Pelzjacke bedeckt. Ihr Schmuck ist zugleich ihre Wehr. Die Rechte füllen Hakenlanzen und Wurfäxte; die linke Seite beschatten die Schilde, deren Glanz an den Scheiben schneehell und golden an den Buckeln, sowohl Reichtum als Prachtliebe bekundet.

Diese, wie der Erzähler versichert, der Anschauung entnommene Schilderung bietet im Allgemeinen wie im Einzelnen manches Beachtenswerthe. Im Ganzen muss die Uebereinstimmung auffallen, welche die Kleidung dieser germanischen Gefolgschaft mit der heute noch üblichen Tracht der Bergschotten bietet. Der bunt gestreifte Leibrock, welcher als Ersatz der Hosen bis zu den Knien herabreicht, und der viel-farbige Mantel unterscheidet bekanntlich die Tracht der Schotten von jener aller übrigen sogenannten keltischen Stämme, der Iren, Britten und Brettonen, und erinnert unwillkürlich auch an die Verwandtschaft der Körperbildung der Caledonier und Germanen, welche schon für Tacitus so bemerkenswerth erschien, um den gemeinsamen Ursprung beider Völker als unzweifelhaft zu bezeichnen\*\*).

Die einzelnen der von Sidonius beschriebenen Bestandtheile der Kleidung werden uns bei allen übrigen deutschen Stämmen begegnen, allein in Bezug des Wehrgehanges (balteus) bringt er die eigenthümliche, mit den fränkischen und burgundischen Grabfunden nicht übereinstimmende Angabe, dass die Schwerter von den Schultern herab-

---

\*) Liber. III, epist. XX. Ipse praecursoribus suis sive pedisequis, pedes et ipse medius incessit, flammeus cocco, rutilus auro, lacteus serico. Tum cultu tanto, coma rubore, cute concolor. Regulorum quoque, sociorumque comitantium forma et in pace terribilis: quorum pedes primi, perone setoso, talos adusque vinciebantur. Genua, crura, suraeque sine tegmine. Praeter hoc vestis alta, stricta, versicolor vix appropinquans exertis poplitibus. Manicae sola brachiorum principia velantes. Viridantia saga limbis marginata puniceis, penduli ex humero gladii balteis super currentibus strinxerant clausa bullatis latera rhenonibus. Eo quo comebantur ornatu muniebantur, lanceis uncatis, securibusque missilibus dextrae refertae, clypeis laevam partem adumbrantibus, quorum lux in orbibus nivea, fulva in umbonibus, ita censum probebat, et studium. — \*\*) Tacitus. Agricola XII.

hängen. Dem widerspricht die Lage der grossen Schnalle des Wehrgehanges, welche in den Gräbern stets die Richtung eines die Hüfte umschliessenden Gürtels hat. Es erscheint deshalb immerhin möglich, dass der dunklen Ausdrucksweise des Sidonius eine mangelhafte Beobachtung zu Grunde liegt, und die betreffende Stelle etwa in der Weise zu verstehen wäre: Die Schwerter reichen von der Achsel herab\*), ihre Wehrgehänge legen sich fest anschliessend um die Seiten und die mit Knöpfen besetzte Pelzjacke, welche dieselben bedeckt. Will man aber dem Wortlaute seine Geltung lassen, so würde das über die Schulter gelegte Wehrgehänge in Verbindung mit dem Mangel der Hosen und der langen, bis zu den Knien aufgewundenen Schubänder, wohl die Annahme unterstützen, dass Sigismar, ungeachtet seines fränkischen Namens, kein Franke oder Burgunde war und eher einem andern deutschen Stamme, vielleicht dem gothischen angehörte, über dessen Tracht in dieser Hinsicht bis jetzt noch keine näheren Aufschlüsse aus verlässiger Grabforschung vorliegen.

Von der Tracht der Langobarden giebt uns der Diacon Paulus willkommene Kunde in seiner Beschreibung der Gemälde des Pallastes von Monza. „Ihre Kleidung“, sagt er, „war weit und meist leinen, wie sie die Angelsachsen tragen, zum Schmuck mit breiten Streifen von anderer Farbe verbrämt. Ihre Schuhe waren oben fast bis zum grossen Zehen offen und durch herübergezogene lederne Nesteln zusammengehalten. Nachher aber fingen sie an Hosen zu tragen, über die sie beim Reiten wollene Gamaschen zogen; diese Tracht haben sie indessen erst von den Römern angenommen“\*\*).

Der Langobarden „weisse Strümpfe“, welche sie von der Wade abwärts tragen, sind aus der schönen Sage von der Wehrhaftmachung Albuins bekannt. An der Tafel des feindlichen Gepidenkönigs wird das Gefolge des langobardischen Königssohnes wegen dieser Tracht verlacht und mit weissfüssigen Stuten verglichen. Sie wissen aber diesen Spott in kühner Haltung abzufertigen durch die Hinweisung auf das Ausschlagen dieser Stuten im Kampfe auf dem Asfeld, wo des Gepidenkönigs Sohn von der Hand des jungen Albuins erlag.

Die Tracht der Franken hätten wir uns im Allgemeinen, nach der Schilderung des Agathias (hist. II, 5), als höchst einfach vorzustellen.

---

\*) Die Scramasaxen hatten, wie wir sahen, oft sehr lange Griffe, die für den Gebrauch der beiden Hände geeignet, von dem Gürtel aus bis zur Achsel hinaufreichen konnten.

\*\*\*) Welche die Hosen jedoch ihrerseits früher schon von germanischen Stämmen aufgenommen hatten.

Beim Gefechte mindestens bestand seiner Angabe nach ihre ganze Kleidung nur in ledernen oder leinenen Beinkleidern. Wenn dabei vorzugsweise an die minder begüterte Volksmenge zu denken ist, so stimmt damit im Ganzen die Beschreibung des Sidonius, welcher als Eigenthümlichkeiten der fränkischen Tracht nur den breiten Gürtel, den enganschliessenden Leibrock und die kurze bis zum Knie reichende Hose nennt \*).

Die Kleidung der vornehmen Franken beschreibt Einhard in der Schilderung von Karls des Grossen äusserer Erscheinung \*\*) (*Vita Caroli* 23). Er kleidete sich nach vaterländischer, nämlich fränkischer Weise. Auf dem Leib trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen, darüber ein Wamms, das mit seidenen Streifen verbrämt war, und Hosen; sodann bedeckte er die Beine mit Binden und die Füsse mit Schuhen, und schützte mit einem aus Seehunds- und Zobelpelz gefertigten Rocke im Winter Schulter und Brust; endlich trug er einen meergrünen Mantel und beständig das Schwert an der Seite, dessen Griff und Gehenk von Gold oder Silber war. Bisweilen trug er auch ein mit Edelsteinen verziertes Schwert, dies jedoch nur bei festlichen Gelegenheiten, oder wenn die Gesandten fremder Völker vor ihm erschienen. Ausländische Kleidung jedoch wies er zurück, mochte sie auch noch so schön sein, und liess sie sich niemals anlegen; nur zu Rom kleidete er sich einmal, nach dem Wunsche des Papstes Adrian, und ein zweites Mal auf die Bitte von dessen Nachfolger Leo, in die lange Tunika und Chlamys, und zog auch die römischen Schuhe an. Bei festlichen Gelegenheiten schritt er in einem mit Gold durchwirkten Kleide und mit Edelsteinen besetzten Schuhen einher, den Mantel durch eine goldene Spange (*fibula*) zusammengehalten, auf dem Haupt ein aus Gold und Edelsteinen gefertigtes Diadem; an anderen Tagen unterschied sich seine Kleidung wenig von der gemeinen Volkstracht.

---

\*) *Strictius assutae vestes procera coërcent membra virum, patet iis altato tegmine poples, latus et angustam suspendit balteus alvum.* (*Sid. Apoll. Panegy. Major. v. 243 bis 245.*)

\*\*) *Ad corpus camisiam lineam et femuralibus lineis induebatur; deinde tunicam quae limbo serico ambiebatur, et tibialia; tum fasciis (tibialia cum) crure, et pedes calciamentis constringebat et ex pellibus lutrinis et murinis thorace confecto humeros ac pectus hyeme muniebat; sago veneto amictus, et gladio semper accinctus, cujus capulus ac balteus aut aureus aut argenteus erat. Aliquoties et gemmato ense utebatur etc.*

Noch genauer in manchen Einzelheiten ist die Beschreibung des Mönchs von St. Gallen (I, 34)\*). „Die Tracht der alten Franken bestand in Schuhen, die aussen mit Gold geschmückt und mit drei Ellen langen Schnüren versehen waren, scharlachenen Binden um die Beine und darunter leinene Hosen von derselben Farbe, aber mit kunstreicher Arbeit verziert. Ueber diese und die Binden erstreckten sich in Kreuzesform, innen und aussen, vorn und hinten jene langen Schnüre. Dann ein Hemd von Glanzleinwand und darüber das Schwertgehenk. Das letzte Stück ihres Anzuges war ein grauer oder blauer Mantel, viereckig und doppelt, so geformt, dass er, über die Schultern gelegt, vorn und hinten die Füße berührte, an den Seiten aber kaum die Kniee bedeckte. Dann trugen sie in der Rechten einen Stab von einem geraden Baumast, mit gleichmässigen Knoten, schön, stark und schrecklich, mit einem Handgriff aus Gold oder Silber von schöner erhabener Arbeit.

Obwohl diese Schilderungen aus einer späteren Zeit stammen, bieten sie doch einen sicheren Nachweis von der Dauer der altheimischen Bekleidungsweise bei dem grösseren Theile des Volks. Sie hatte sogar, wie die Pelztracht überhaupt, so auch theilweise in Bezug der Schuhe und Hosen Nachahmung und Eingang bei den Römern gefunden\*\*), und zeigt sich im neunten Jahrhundert im Allgemeinen noch so vollkommen erkennbar, dass sie von der Tracht der Romanen und Byzantiner bestimmt unterschieden wird.

Wollte man annehmen, dass die Bezeichnungen des Mantels als *sagum*, *pallium*, des Leibrocks als *tunica*, der Schuhe als *sandalia*, *caligae*, wie sie die lateinisch geschriebenen Ueberlieferungen der merovingischen Zeit geben, auch die Voraussetzung bedingten, dass diese Kleidungsstücke zugleich die bei den Römern übliche Form hatten, so würde dies ein ebenso grosser Irrthum sein, als wenn man denselben Schluss aus den bildlichen Darstellungen begründen wollte, wie

---

\*) *Erant antiquorum ornatus vel paratura Francorum calciamenta forinsecus aurata, corrigiis tricubitalibus insignita, fasciolae cruales vermiculatae et subtus eas tibialia vel coxalia linea, quamvis eodem colore tamen opere artificiosissimo variata. Super quae et fasciolas in crucis modum intrinsecus et extrinsecus ante et retro longissimae illae corrigiae tendebantur; deinde camisa clizana, post haec balteus spatuae colligatus. Ultimum habitus eorum erat pallium canum vel saphirinum quadrangulum duplex, sic formatum ut, cum imponeretur humeris, ante et retro pedes tangeret, de lateribus vero vix genua contegeret etc.*

\*\*) Der Codex Theodosianus giebt in der Verordnung: *de habitu* L. 2 und 4 die Verbote dieser fremden Kleidungsstücke und sogar der fremden Haartracht (*majores crines*).

sie in den so äusserst mangelhaften Miniaturen des neunten und zehnten Jahrhunderts vorliegen.

Ein Leibrock von der Art der tunica und ein Mantel, welche im Allgemeinen die Bezeichnung als pallium, sagum, chlamys rechtfertigten, wurden von den germanischen Stämmen von Altersher getragen. Herodian bezeichnet die chlamys, welche Caracalla trug, als die germanische, und bestätigt damit ihre Verschiedenheit von dem römischen sagum. Alle Bestandtheile der Kleidung aber sind auf den Darstellungen der römischen Sculpturen ganz nach Art der römischen dargestellt, wie denn auch die an römische Muster und Auffassungsweise gewöhnten Zeichner und Coloristen jener späteren Zeit überall dieselbe Gleichgültigkeit zeigen für charakteristische Wiedergabe kennzeichnender Unterscheidungen der Tracht. Musste eine so oberflächliche Auffassung noch dazu ohne alle Unterstützung technischer Fertigkeiten, sich unfähig erweisen zu einer treffenden Darstellung eigenthümlicher Erscheinungen, so konnte ihr andererseits doch nicht gerade alles Wesentliche entgehen, und wir vermögen selbst aus diesen mangelhaften und vereinzelt Andeutungen immerhin eine Bestätigung, wenn auch keine Ergänzung der schriftlich überlieferten Schilderungen zu gewinnen.

Sehen wir selbst auf jenen Miniaturen einen so ungewöhnlichen und auffallenden Theil der Kleidung, wie die bis zum Knie über die Hosen kreuzweise aufgebundenen Schuhbänder, in so willkürlicher und unverständlicher Weise wiedergegeben\*), dass bei etwaigem Mangel anderweitiger Beschreibungen eine Vorstellung dieser eigenthümlichen Tracht ganz unmöglich wäre, so sind diese bildlichen Andeutungen doch ein unverkennbarer weiterer Nachweis, der hauptsächlich in sofern wichtig ist, weil mit demselben die Fortdauer dieser Volkstracht, selbst bei den Fürsten und Edeln bis zu der Zeit Karls des Kahlen erwiesen ist (Fig. 242, 243 und 244 a. f. S.)\*\*).

Wenn aber sogar der Gürtel, dieser wesentliche Theil der germanischen Kleidung, nur in den seltensten Ausnahmefällen wie bei Fig. 245 (a. f. S.), mit einer Andeutung bedacht ist, so können wir den so überaus unbestimmt gehaltenen, unbeholfenen und ohnehin weit

---

\*) Wir beziehen uns hier auf die Bildnisse Karls des Kahlen und seines Stiefbruders Lothars, welche Weiss, Kostümkunde unter Fig. 225, S. 518 giebt.

\*\*) Es sind diese beiden zu den besten Darstellungen zählenden Figuren 243 und 244 der Bibel von St. Paolo in Rom entnommen. Weiss, Kostümkunde, II. Abtheilung, Fig. 203 a und c.

spätzeitlicheren Darstellungen der Miniaturen im Ganzen kein weiteres Gewicht beilegen, und halten es für eine richtige Vorstellung der

Fig. 242.



Fig. 243.



Fig. 244.



Fig. 245.



deutschen Kleidung des fünften bis achten Jahrhunderts für förderlicher, die Nachrichten über die Einzelheiten derselben, so weit als

möglich, zu ergänzen, um sodann die Beziehungen der betreffenden Gräberfunde zu diesen Angaben desto erkennbarer darlegen zu können.

### Tracht der Männer.

Fassen wir zuerst die Tracht des Haares ins Auge, so finden wir den vollen unverkürzten Haarwuchs, welcher früher ein Merkmal der Freien des gesammten Volkes war, bei den Franken nur noch als ein besonderes Vorrecht der Könige, welche deshalb als *reges criniti* bezeichnet werden.

„Ihr Haar“, sagt Agathias (I), „wird niemals geschnitten und von dem Knabenalter an gepflegt, dass es an der Stirne gescheitelt schön über die Schultern herabfällt; nicht nach avarischem Brauch wüst und verworren oder nachlässig in einen Knoten geschürzt, wird es mit verschiedenen Salben rein gehalten und mit dem Kamme geordnet. Es ist dieses der Schmuck und die Auszeichnung des königlichen Geschlechts, während das übrige Volk das Haar rund abzuschneiden pflegt, und Niemand sonst gestattet ist, dasselbe herabhängend zu tragen“.

Das lange über die Schultern fallende Haar war so ausschliessliches Abzeichen der Königsfamilie, dass selbst auf dem Schlachtfelde unkenntlich gewordene Leichen, wie jene des Chlodomer, sofort an denselben erkannt wurden, und dieses Merkmal edelster Abstammung blieb deshalb zugleich unerlässliche Bedingung für die Erlangung der Königswürde, auf welche jeder Anspruch durch das Abschneiden der Königslocken, der *caesaries*, vernichtet werden konnte. Ueberwundene und zum Aufgeben ihrer Stellung gezwungene Mitglieder des königlichen Hauses hatten öfter zu wählen zwischen Schwert und Scheere, zwischen dem Tod oder dem Rücktritt in das Verhältniss aller übrigen Volksgenossen. Wenn aber aus den Worten, welche Gregor in Bezug auf die Söhne Chlodomers gebraucht: *utrum incisa caesarie ut reliqua plebs habeantur*, geschlossen werden soll, dass damit eine Verweisung dieser Königskinder in den Stand der Unfreien bezeichnet sei \*), so kann dies für alle von dem alten Historiker erzählten Fälle wohl kaum angenommen werden, da nicht alle durch Abschneiden der Haare ihrer Ansprüche beraubten Königssöhne, ohne Weiteres in ein Kloster ge-

---

\*) Grimm, R. A. p. 240.

sperrt, sondern in Städten und auf dem Lande unter mehr oder minder strenger Aufsicht gehalten wurden, und zum Theil auf ihr wieder nachgewachsenes Haar eine Erneuerung ihrer Ansprüche begründen konnten. Möglich ist, dass die Verschiedenheit der Ausdrücke *tondere*, *incidere*, *amputare*, welche Gregor für das Scheeren und Kürzen der Haare gebraucht, die Andeutung einer Abstufung der den Verurtheilten zugewiesenen Stellung giebt. Denn sicher ist es, dass die Edeln und Frauen des Frankenvolkes, wenn auch nicht den vollen, ausschliesslich dem Königsgeschlecht vorbehaltenen Haarwuchs, doch aber keineswegs gleich den Romanen kurzgeschnittenes, vielmehr langes Haar trugen. Dafür bürgt, abgesehen von den Nachrichten über die *caesaries* der Sigambren, die Geldbusse von 45 *solidis*, welche das salische Gesetz für das Abschneiden der Haare eines Knaben, keineswegs gerade aus königlichem Geschlecht\*) ansetzt, und für andere Vergehen galt das Abschneiden der Haare als entehrende Strafe. Die Tracht des vollen, nur in bestimmter Weise gekürzten Haares, insbesondere bei den Freien der Rheinfranken, bezeugt ganz entschieden das Vorkommen des grossen, oftmals zierlich gearbeiteten Kammes, nicht etwa nur in Gräbern von Frauen, sondern auch stattlich ausgerüsteter Krieger, bei welchen derselbe so vielfach unter gleichen Verhältnissen beobachtet ist, dass er hier geradezu unter die Merkmale einer bevorzugten Stellung der Verstorbenen gezählt werden muss und deshalb einer besonderen Beachtung bedarf.

**Der Kamm** erscheint in den Gräberfeldern dieser Zeit bei allen germanischen Stämmen und in allen verschiedenen Arten, wenn auch bei den einen in grösserer, bei den anderen in geringerer Zahl und vorwaltend bald in dieser, bald in jener Form. Am seltensten zeigt er sich bei den Burgunden\*\*) und auch bei den westlichen Franken;

---

\*) *Si quis puerum crinitum ingenuum sine consilio et voluntate parentum totoderit. lex. sal. Eccard. 34. Si quis puerum sine consilio parentum tonsoraverit. sol. LXII. culp. jud. lex sal. Schilteri.* In einem anderen Codex der *lex. sal.* ist für die Tödtung eines Knaben unter 12 Jahren dieselbe Busse für den *puer crinitus*, wie den *incrinitus* ausgesetzt. Es kann deshalb die erste Bezeichnung nicht ausschliesslich auf das Königsgeschlecht bezogen werden, für welches durchgehend höhere Bussen vorgesehen sind.

\*\*) *Fr. Troyon* giebt aus den Gräbern von Belair nur ein einziges Stück. *Baudot* erwähnt des Kammes nicht unter den Fundstücken der zahlreichen Gräber von Charnay, und auch in den übrigen burgundischen Friedhöfen ist er nur in vereinzelt Bruchstücken vertreten. Die Zahl der Kämme, welche *Abbé Cochet* in den Gräberfeldern der Normandie fand, ist unverhältnissmässig gering im Vergleich zu dem Umfange dieser grossen Friedhöfe, und bei

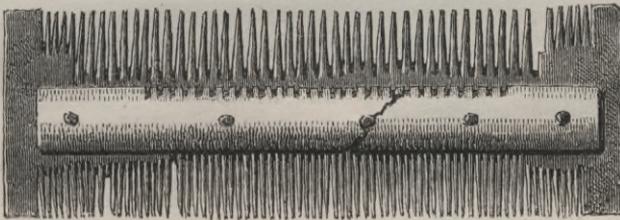
weit häufiger bei den Angelsachsen, und besonders zahlreich bei den Ostfranken und Alamannen. Es kann diese Thatsache schwerlich anders zu erklären sein, als dass bei Burgunden und Westfranken der Gebrauch des Kammes aus Holz vorherrschte, während in den höchsten Kreisen des Volks, welche in den Gräbern der grossen Friedhöfe wenig vertreten sind, wohl der werthvollere Elfenbeinkamm der Römanen bevorzugt blieb.

Der Kamm der Grabfunde besteht aus einer Platte, die zumeist aus einigen gleichmässig abgeflachten Knochenstücken zusammengesetzt ist, welche durch eine, mit Eisen- oder Erzstiften aufgeheftete Querleiste eine feste, grossentheils bis jetzt noch dauernde Verbindung erhielten.

Diese Platte des Kammes ist entweder nur an einer ihrer Langseiten zu einer Zahnreihe ausgeschnitten, oder an beiden, und dann einerseits mit weitergestellten, andererseits mit engeren Zähnen.

Die Querleiste, welche die Handhabe, den Griff des Kammes bildet, ist bei der erstgenannten Art an der Langseite, welche den Zähnen gegenübersteht, angeheftet, bei den zweiseitig brauchbaren Kämmen in der Mitte, zwischen den Zahnreihen aufgesetzt, wie bei Fig. 246, einem Kamme aus den Gräbern von Selzen.

Fig. 246.



145 mm lang, 50 mm breit.

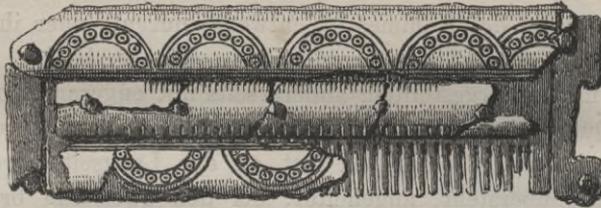
Diese der Mehrzahl nach sehr einfach ausgestattete Art der alten Kämmen findet sich in den Friedhöfen von Frankreich und England, wie auf alamannischem Gebiete und in den Rheinlanden überall sowohl, wie bemerkt, in Gräbern von Männern wie von Frauen. Sie

den neuerdings untersuchten Gräbern von Caranda (Aisne) ist auch nicht ein einziges Fragment eines Kammes zu Tage gekommen oder beachtet worden. Dagegen bringen die Werke von Yonge Akermann und Roach Smith aus angelsächsischen Gräbern und Grabhügeln viele schöne und wohlerhaltene Kämmen, von welchen bis jetzt die zierlichsten aus Gräbern des Maasgebietes in der Umgegend von Dinant und Namur erhoben wurden. Fränkische und alamannische Kämmen werden in den rheinischen Museen, wie in jenen zu Stuttgart und München in grosser Zahl und Verschiedenheit aufbewahrt.

wurde ohne Zweifel in einer jetzt verschwundenen Scheide von Leinwand oder Leder, und zwar, wie es nach der Fundstelle der Mehrzahl anzunehmen ist, entweder an dem Gürtel befestigt oder in der Gürteltasche getragen.

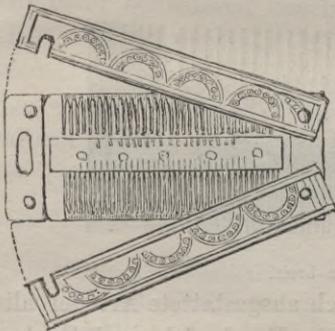
Einer besonderen Scheide bedurften auch die zweizeiligen Kämme, bei welchen, wie bei manchen in England gefundenen \*), eine besondere Schale die Zähne deckte, da dieselbe nicht an dem Kämme selbst befestigt und seitlich offen, keinen festen Halt bieten konnte. Einen weit besseren Schutz der feinen Zahnreihen gewährten schliessbare Schalen, welche, wie bei Fig. 247, einem Kämme aus den Gräbern

Fig. 247.



134 mm lang, 46 mm breit.

Fig. 248.



von Oberolm, mit einem verschiebbaren Deckel versehen waren, bei dessen Oeffnung, nach der in Fig. 248 angegebenen Weise, der Kamm herausgenommen werden konnte, und durch dessen Schluss er so vollkommen geschützt und festgehalten war, dass er an einer bei *a* angebrachten, jetzt ausgebrochenen Oese, mit einem Bande an den Gürtel befestigt werden konnte.

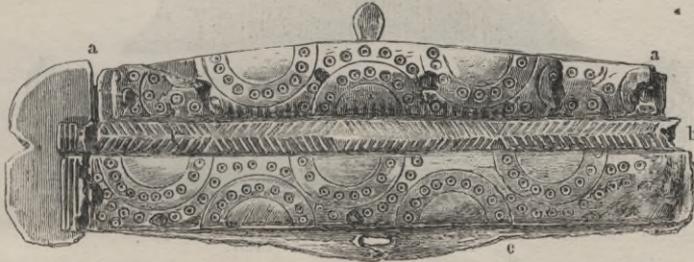
Die Kämme mit nur einer Zahnreihe zeigen dagegen eine andere Vorrichtung zu ihrem Schutze in einer von drei Seiten festgeschlossenen Schale aus Bein, wie bei Fig. 249, einem Kämme aus den Gräbern von Nordendorf (Mus. München). Der Kamm selbst, von welchem hier nur der Griff mit dem zum Herausziehen bestimmten Knopfe sichtbar erscheint (von *a* bis *a*), ist mit seiner Zahnreihe in die Schale geschoben, die für die voll-

\*) Roach Smith: Inventorium sepulcrale pl. XXXI und XXXII.

ständige Aufnahme derselben die erforderliche Tiefe durch eine an-  
gesetzte Leiste (*b*) erhielt, welche zugleich das weitere Vorschieben  
der Zähne nur bis zu einer gewissen Grenze des Hohlraums der Schale  
zulässt. Diese ist nach unten durch eine Zwischenleiste (*c*) geschlossen,  
an welcher sich die Oeffnung für das Tragband befindet.

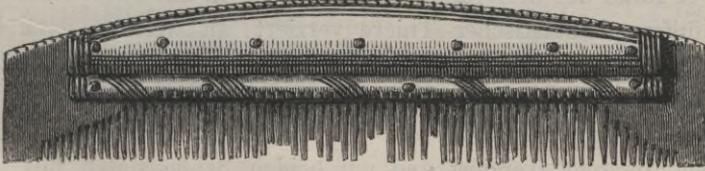
Der Griff oder Bügel des einzeiligen Kammes bildet nicht eine  
gerade Linie wie bei den doppelzeiligen (Fig. 246 und Fig. 247). Er  
ist etwas bogenförmig wie bei Fig. 250, einem Kämme aus den Gräbern

Fig. 249.



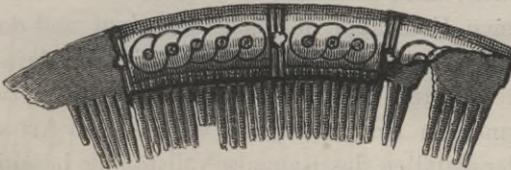
210 mm lang, 67 mm breit.

Fig. 250.



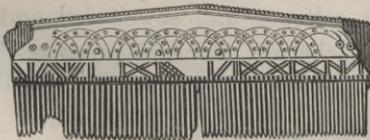
196 mm lang, 45 mm breit.

Fig. 251.



120 mm lang, 35 mm breit.

Fig. 252.

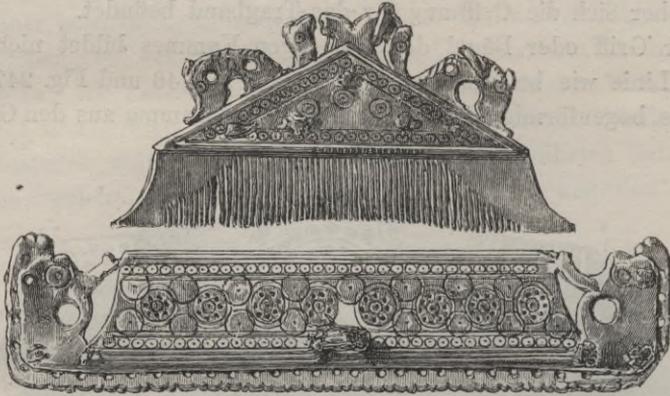


176 mm lang, 53 mm breit.

von Pfullingen (Mus. Mainz) und Fig. 251, einem solchen aus dem Friedhofe von Oberolm (Ebendasselbst); oder von der Gestalt eines gleichschenkligen Dreiecks von mehr oder minder scharf vortretender Spitze wie Fig. 252, einem grossen Kämme von Nordendorf.

Die ursprünglich römische Form einer ausgesprochen pyramidalen Griffplatte findet sich ausser dem Rheinlande besonders in Belgien, bei den schönen Kämmen des Museums von Namur\*), von wel-

Fig. 253.



133 mm lang, 27 mm breit.

chem wir ein wohlerhaltenes Stück mit seiner Schale unter Fig. 253 geben.

Der Rand der dreieckigen Griffplatte ist in durchbrochener Arbeit mit Köpfen phantastischer Thiere verziert, an welchen noch kleine Erzringe hängen, ob als weitere Ornamente, oder zur Befestigung eines Tragbandes, bleibt ungewiss, da für das letztere ein besonderer Ring an der unteren Leiste der Kammschale angebracht ist. Diese ist ebenfalls reich verziert und auf beiden Schmalseiten mit Thierköpfen besetzt. Das Einbringen des Kammes in die Scheide der Schale scheint auf den ersten Blick kaum möglich, und kann auch nur in der Weise geschehen, dass man eine der Spitzen des Kammes zuerst in den ausgebogenen Hohlraum der Scheide bringt und dann erst die andere nachschiebt. Dasselbe Verfahren ist bei dem Herausnehmen des Kammes zu befolgen. Man muss die eine Seite etwas zurückbringen, um der anderen den Ausweg zu öffnen, eine Art von Verschluss, welche das Herausfallen des Kammes vollständig beseitigt. Diese Art von Kamm ist selten, aber nicht ausschliesslich auf Belgien beschränkt, da sie, wenn auch nur in Bruchstücken, im Rheinlande nachzuweisen ist. Weit seltener und soweit bekannt, nur in dem in Fig. 254 abgebildeten Stücke aus den Gräbern von Pfullingen

\*) Annales de la société archéologique de Namur. XIV, 4. livr. La forteresse de Furfooz. p. Alfred Bequet. pl. III.

(Mus. Mainz) vertreten, sind die Kämme mit seitlich fest angesetztem Griff.

Ausser diesen Arten von Kämmen, welche ausschliesslich nur für die tägliche Haarpflege bestimmt waren, ist hier noch jener Elfenbein-

Fig. 254.



168 mm lang, 30 mm hoch.

kämme zu gedenken, welche unzweifelhaft von hohem Alter, aber nicht in Gräbern gefunden, sondern unter Kirchenschätzen aufbewahrt blieben, und für liturgische, bei Bischofsweihen verwendete Geräte gehalten werden. Wenn auch der Gebrauch jener Kämme das ganze Mittel-

Fig. 255.



alter hindurch nachweisbar ist, so ergeben sich doch begründete Zweifel, ob dieselben ursprünglich für diesen Zweck gefertigt waren, zumal gerade die ältesten Stücke, welche mit bildlichen Darstellungen verziert sind, im Gegensatz zu den gleichartigen, mittelalterlichen Geräthen keinerlei christliche Beziehungen bieten, und wohl nur mit anderen Werthstücken aus dem Besitze der Könige und Edeln in jenen der alten Kathedralen und zu kirchlichem Gebrauche gelangt sind.

Wir geben hier unter Fig. 255 einen jener Elfenbeinkämme von spätrömischer Arbeit, welcher auf der einen Seite eine Darstellung von drei Kriegern, auf der anderen die eines Wettrennens von zwei Quadrigen zeigt, und der, obgleich viel älterer Zeit

angehörig, für ein Besitzthum der heiligen Hildegard gehalten, aus dem ehemaligen Kloster Ruppertsberg bei Bingen, in Privatbesitz gelangte. Andere Käämme dieser Art sind jene des heiligen Hubertus, Bischof von Lüttich († 727) und jener des heiligen Lupus, Bischof von Léns († 623), letzterer mit einer Darstellung von zwei Löwen, die an einer Art von Baumstamm emporspringen, auf welchem das Haupt eines Widders befestigt scheint. Wir halten deshalb die Annahme wohl gerechtfertigt, dass diese Geräte mit ihren, den christlichen Vorstellungen fremden Bildwerken viel eher ursprünglich für den Putztisch vornehmer Frauen, als für den kirchlichen Gebrauch bestimmt waren.

Alle die verschiedenen Arten der Käämme, welche in den Gräbern der Franken und Alamannen zu Tage kommen, ergeben eine Grösse von 13 bis 20 cm, welche sich kaum für die Behandlung eines kurzgeschnittenen, vielmehr eines vollen und langen Haares geeignet zeigt, und diese Andeutung ist auch für die Beurtheilung der Nachrichten über die Haartracht der übrigen deutschen Stämme von Wichtigkeit, deren scheinbar widersprechende Angaben keineswegs unlösbar erscheinen.

Sidonius Apollinaris zeichnet in seiner schwülstigen Ausdrucksweise die Franken als Wilde (*monstra*), denen bei entblöstem Nacken vom röthlichen Scheitel das Haar nach der Stirne gestrichen herabhängt. Das blaue Auge erglänzt in dem glatten Gesichte, und statt des Bartes durchstreift der Kamm nur schmale Haarbüschel\*). Genauer schildert Paulus Diaconus (IV, 22) die Haartracht der Langobarden bei Erwähnung der Gemälde, welche die Königin Theudelinde in dem Pallaste zu Monza ausführen liess.

Auf diesen Gemälden sieht man deutlich, wie sich die Langobarden zu der Zeit das Haupthaar schnitten und wie ihre Tracht und ihr Aussehen war.

Den Nacken nämlich bis zum Hinterhaupte hatten sie glatt geschoren, die anderen Haare hingen ihnen über die Wangen bis zum Munde herab, und waren in der Mitte der Stirne gescheitelt\*\*).

---

\*) *Hic quoque monstra domat, rutili quibus aree cerebri  
Ad frontem coma tracta jacet, nudataque cervix  
Setarum per damna nitet, cum lumine glauco  
Albet aquosa acies, ac vultibus undique rasis,  
Pro barba tenues perarantur pectine cristae.*

Panegy. Major. v. 238 bis 242.

\*\*\*) *In qua pictura manifeste ostenditur quomodo Langobardi eo tempore comam capitis tondebant, . . . Siquidem cervicem usque ad occipitium radentes nudabant, capillos a facie usque ad os dimissos habentes, quos in utramque partem in frontis discrimine dividebant.*

Diese beiden Schilderungen rechtfertigen in keiner Weise die Annahme, dass Franken und Langobarden die Haare des Hinterhauptes kurz abgeschnitten trugen. Der Wortlaut sagt ausdrücklich, dass nur der Nacken entblösst war. Vorn reichen bei den Langobarden die Haare bis zur Linie des Mundes, ähnlich wie bei den Gothen, nach der Schilderung, welche Sidonius von dem Aeussern des westgothischen Königs Theoderich giebt, dessen Haar „nach Volkssitte“ die Ohren bedeckt\*), von der Stirn nach dem Scheitel zurückgestrichen ist, aber den Nacken frei lässt.

Wollen wir demnach die richtige Vorstellung der Haartracht, sowohl der gothischen *Capillati*\*\*), als der fränkischen, burgundischen, alamannischen und langobardischen Freien gewinnen, so müssen wir die Länge ihres Haares durch eine horizontale, von der Höhe des Mundes rings um den Kopf laufende Linie bestimmt denken, welche zugleich den Anfang des Nackens bezeichnet und auch die Angabe des Agathias über den runden Abschnitt des Haares bei den Franken erklärt. Dieses Längenmaass des Haarwuchses, welches bis zum späteren Mittelalter vorwaltet, unterscheidet sich auf das Bestimmteste von dem überall kurz geschorenen Haare der Unfreien, wie andererseits von der ganz unbeschränkten Länge der Locken des merovingischen Königsgeschlechtes. Als bezeichnende Eigenthümlichkeit erscheint dabei, dass das Haar, obgleich länger und anders geordnet als jenes der Römer und Byzantiner, doch nicht über den Nacken herabreicht (*nudata cervix*) oder gar die Schultern bedeckte; und es ist wohl anzunehmen, dass diese Haartracht in dem fünften und sechsten Jahrhundert den meisten deutschen Stämmen eigenthümlich war, da die Franken, welche mit Allen in Berührung kamen, bei der Begegnung

---

Nicht zutreffend erscheint deshalb die Uebertragung dieser Stelle in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit, wo es, Paul. Diac., p. 81 heisst „Nacken nämlich und Hinterhaupt hatten sie glatt geschoren“. Ebenso ungenau Weiss, *Kostümkunde*, II. Abth., p. 494. Im Gegentheil, das Scheeren des Hinterkopfes galt als ein Zeichen der Knechtschaft. Die Stelle des Sidonius: „*Hic tonso occipiti senex Sicamber, postquam victus es, elicis retrorsum, cervicem ad veterem novos capillos.*“ (Sid. Apoll. VIII, ep. X) erklärt sich aus dem Verse Claudians (de IV consulatu Honor.): „*Ante duces nostrum flavam sparsere Sycambri caesariem.*“ Die Darreichung des abgeschnittenen Haares galt als ein Zeichen der Unterwerfung unter Vormundschaft, wie überhaupt des Verzichtes auf persönliche Freiheit.

\*) *Aurium legulae, sicut mos gentis, crinium superjacentium flagellis operiuntur.* Sid. Apoll. Lib. I, epist. II.

\*\*) *Crinigeri sedere patres pellita Getarum curia.* Claudian. d. bello-getico. v. 481.

mit einer sächsischen Kriegerschaar besonders durch das lange, über die Schultern wallende Haar derselben überrascht wurden\*). Wenn dies für die Franken eine ungewöhnliche Erscheinung war, so können Gothen, Burgunden, Langobarden, Alamannen und Thüringer doch nicht wohl das Haar in dieser Länge getragen haben, und wir finden hier bei den Sachsen des Nordseebietes ein zäheres Festhalten an älterem Brauch, als bei ihren Stammgenossen, jenen Sachsen, welche sich als Seefahrer schon im fünften Jahrhundert an den Mündungen der Loire festgesetzt hatten, dort aber nach einer Schilderung des Sidonius sich nach der Weise der Britannen kleideten, das Haar kürzten und von der Stirn aus zurückschnitten\*\*).

Die allmälige Aenderung der Haartracht musste sich auch auf die Gestalt und den Umfang des Bartes erstrecken, und wir finden um diese Zeit bei den Franken den Vollbart in Verbindung mit den langen Haarlocken nur noch als eine Auszeichnung des merovingischen Königsgeschlechtes\*\*\*). Die Nachfolger desselben schlossen sich auch in dieser Hinsicht der allgemeinen Volkstracht wieder an und behielten nur den Lippenbart, welcher auch nach dem Zeugniß Isidors von den Gothen, namentlich den Westgothen, allgemein getragen wurde†). Dass derselbe jedoch nicht den ganzen Raum zwischen Nase und Mund bedeckte, ergibt sich aus der Bezeichnung, welche Sidonius gebraucht, er nennt denselben *tenuis crista* ††), einen schmalen Kamm oder Busch, welches auch mit seiner Schilderung von der Haartracht des Westgothischen Theoderich übereinstimmt. Hier ist der Bart auf die Schläfe und den Rand der Wangen beschränkt, und die Haare un-

---

\*) *Mirati sunt Franci praestantes corpore et animo viros; mirati sunt et novum habitum, arma quoque et diffusas scapulas Caesarie.* Widukind I, 9.

\*\*) *Istic Saxona coeruleum videmus assuetum ante salo, solum timere: cuius verticis extimas per oras, non contenta suos tenere morsus, artat lamina marginem comarum. Et sic crinibus ad cutem recisis, decrescit caput, additurque vultus.* Sid. Apoll. c. VIII, ep. X.

\*\*\*) Einhard I. sagt von den letzten Merovingern: „*Neque regi aliud relinquebatur, quam ut regio tantum nomine contentus, crine profuso, barba submisso solio resideret.*

Des Prätendenten Gundovald's Leiche werden die langen Haare und der Bart als die angemassten Abzeichen des königlichen Geschlechts ausgerissen. Gregor VII, 38.

†) *Nonnullae gentes non solum in vestibus sed et in corpore aliqua sibi propria quasi insignia vendicant, ut videmus cirros Germanorum, granos et cinnabar Gothorum, stigmata Britonum.*

††) *Pro barba tennes perantur pectine cristae.*

mittelbar unter der Nase werden täglich entfernt\*). Da nun der König, wie ausdrücklich bemerkt, das Haar nach Volkssitte trug, so konnte der alsdann unerlässliche Lippenbart nur einen schmalen Streifen bilden.

Dass die Langobarden ihren Namen von der Länge ihres Vollbartes erhielten, gilt ihrem Geschichtsschreiber für sicher\*\*); ob aber dieser Theil der Volkstracht sich in späterer Zeit nach der Niederlassung in Italien forterhielt, ist wenigstens aus der oben mitgetheilten Beschreibung, welche Paulus Diaconus von der letzteren giebt, nicht zu ersehen, da hier des Bartes gar nicht gedacht ist. Gewiss bleibt doch, dass die Könige und Edeln und wohl auch alle Freien im

Fig. 256.



Aus H. Weiss, Kostümkunde des Mittelalters, nach v. Hefner-Alteneck, die Trachten des christlichen Mittelalters.

\*) Barba concavis hirta temporibus, quam in subdita vultus parte surgentem sirpitus tonsor assiduus genas adusque forpicibus evellit, und: Pilis infra narium antra fructicantibus quoditiana succisio. Sid. I, ep. 2.

\*\*\*) Certum tamen est Langobardos ab intactae ferro barbae longitudine cum primitus Winili dicti fuerint ita postmodum appellatos. Paul. Diac. I, 9.

Langobardos vulgo fuerunt nominatos a proluxa barba et nunquam tonsa. Isidor. IX, 2.

siebenten und achten Jahrhundert den vollen Kinnbart trugen. König Grimuuald war nach der Schilderung des Paul. Diac. v. 33, von gewaltigem Körperbau, kahlem Haupte und starkem Barte, und dass der letztere später etwas spitzzulaufend getragen wurde, ersehen wir aus einem, offenbar eine ältere Darstellung wiedergebendem Gemälde in einer Handschrift der langobardischen Gesetze, mit der Abbildung des Königs Ratchis, auf welcher der König selbst sowohl, als einer seiner Begleiter den Bart in dieser Art gehalten zeigen (Fig. 256 a. v. S.). Dass auch bei Langobarden, wie bei Gothen und Franken die Adoption durch Scheeren des Bartes geschah, bezeugt die Erzählung von dem tragischen Untergang der Söhne des Herzogs Gisulf, Taso und Caco.

Der römische Patricius Gregorius in Opitergum lockt die Brüder unter dem Vorwand, den Taso nach Gebrauch durch Abschneiden des Bartes zu seinem Sohne zu machen \*), in seine Stadt, wo sie aus der Schliessung der Thore alsbald die Hinterlist erkennen, ihr Gefolge zu tapferer Gegenwehr aufnehmen, sich zum Abschied die Hände reichen und den verübten Verrath durch den Tod einer grossen Menge der treulosen Römer vergelten. Gregorius aber lässt das Haupt des erschlagenen Taso vor sich bringen und löst seinen Eid, indem er demselben den Bart schneidet.

Auch Alamannen und Angelsachsen trugen den Vollbart. Für die ersteren ergibt sich dies aus einer Bestimmung ihres Landrechtes\*\*), für die letzteren aus gleichzeitigen bildlichen Darstellungen, welche zugleich eine Uebereinstimmung der mässigen Länge der Haare und des Bartes mit der bei den übrigen deutschen Stämmen gebräuchlichen kundgeben.

Wir ersehen dies aus der von Thomas Wright entnommenen Abbildung eines bewaffneten Reiters (Fig. 226, S. 287). Andere Darstellungen zeigen den Bart der Angelsachsen in der Mitte getheilt, und wenn auch derselbe im Allgemeinen mit dem Vorwalten normännischer Sitte verschwindet, so erscheint doch noch auf dem Teppich von Bayeux an dem Flügel der sächsischen Schlachtreihe ein hochgewachsener Krieger mit unverkennbarem Vollbart.

Wie der Kamm zur Pflege des Haupthaares und des Bartes diene, so auch die Scheere, welche von verschiedener Grösse, aber immer von derselben Art in den Gräbern der Männer, wie auch der Frauen aufgefunden wird. Es ist die römische Scheere von der Form unserer

\*) Promittens Tasoni ut ei barbam sicut mos est, incideret, eumque sibi inium faceret. P. D. IV, 39.

\*\*) Si barbam alicuius tunderit non volentis, cum sex solidis componat. Lex Alaman. LXV.



## B e r i c h t i g u n g e n.

- S. 5, Zeile 14 von unten lies: *πάροδαλις* statt *παροδαλις*.  
 S. 6, " 2 " " " *ἐκκνημιδες* statt *ἐκκνημιδες*.  
 S. 8, " 15 " " " Funde statt Kunde.  
 S. 11, " 18 " " " Polykleitos statt Polykletos.  
 S. 24, " 2 " " " musste statt müsste.  
 S. 25, " 16 lies: durfte statt dürfte.  
 S. 53, " 11 von unten lies: Vorbedingungen statt Verbindungen.  
 S. 60, " 16 lies: n. Chr. statt v. Chr.  
 S. 80, " 2 ist bei \*) einzusetzen: (Fig. 6 a. v. S.).  
 S. 81, " 13 fehlt: (Fig. 7).  
 S. 85, Note \*) lies: inventorium statt inventorium.  
 S. 105, Zeile 3 von unten lies: Bewohnung statt Bewohner.  
 S. 107, zu Zeile 4 von unten fehlt die Note:

Jac. Grimm, welcher Anzeigen des Leichenbrandes bei den Westgothen in einigen dunkeln Stellen des Sidon. Apollinaris findet, hält es sogar für möglich, dass die Arianer das Verbrennen der Todten gestatteteten. Es kann dies nicht zugegeben werden, und wenn auch nach der Reaction Athanarichs gegen die Verbreitung des Christenthums die Fortdauer manches heidnischen Brauchs anzunehmen ist, wie er namentlich in der Bestattungsweise Alarichs und Theoderichs unverkennbar vorliegt, so ergibt sich doch aus der Schilderung dieser beiden Vorgänge gerade der stärkste Beweis gegen das Herkömmliche des Leichenbrands bei dem westgothischen Königsgeschlechte.

- S. 120, Zeile 3 von unten lies: austrasischen statt austraisischen.  
 S. 150, Note \*) lies: circumibat statt circumsibat.  
 S. 166, Note, lies: Fig. 3 statt Fig. 2.  
 S. 187, Zeile 6 lies: Fechtbucho statt Festbucho.  
 S. 201, Note \*\*), Zeile 1 lies: aut statt ant.  
 S. 207, Zeile 7 lies: Schwerttanze statt Schwertttanze.  
 S. 213, Zeile 16 lies: zeigen statt zeigten.  
 S. 219, Note \*), Zeile 2 lies: lancea statt lanceis.  
 S. 227, Zeile 13 lies: Fig. 133 statt Fig. 132.  
 S. 236, Zeile 9 von unten lies: Fig. 164 statt Fig. 162.  
 " " " 19 " " " phalerae statt phalera.  
 S. 237, Zeile 11 lies: Fig. 163 statt Fig. 161.  
 S. 247, Zeile 5 von unten lies: Reccared statt Reccard.  
 S. 248, Zeile 2 lies: (v. 781) statt (781).  
 S. 273, Zeile 7 von unten lies: einen statt einem.  
 S. 274, Note \*), Zeile 2 lies: rufen statt riefen.  
 S. 296, Zeile 5 von oben lies: Vegetius statt Vogetius.  
 S. 316, Zeile 4 von oben lies: Troyes statt Léns.







S - 96

S. 61

DC 11 14

WYDZIAŁY POLITECHNICZNE KRAKÓW

BIBLIOTEKA GŁÓWNA

II 5274  
L. inw. ....

Druk. U. J. Zam. 356. 10.000.

Biblioteka Politechniki Krakowskiej



100000294726